

Mara Laue

SCHATTENWOLF



Band 1

DER FLUCH DER WÖLFIN

Okkult-Krimi

Mara Laue

Schattenwolf Band 1

Der Fluch der Wölfin

www.geisterspiegel.de

Cover © 2012 by Wolfgang Brandt
Coverbild © 2012 by Astrid Gavini

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Der Fluch der Wölfin

September 2009, vier Tage nach Vollmond

Glühende Augen. Entblößte Fänge. Geifer, der aus dem Maul tropfte, das riesige Ausmaße anzunehmen schien, als der Wolf auf ihn zuflog und zuschnappte – immun gegen alle Kugeln, die er auf ihn – sie – abfeuerte. Er warf sich zur Seite. Nicht schnell genug. Die Kiefer schnappten zu. Er schrie. Schlag um sich und ...

Keeeeeovvin! ...vin ...vin ...vin ...

»Kevin!«

Er fuhr hoch. Hände packten ihn.

»Nein!«

»Ruhig, Bruder. Ganz ruhig. Das war nur ein Albtraum.«

Seine Sicht klärte sich. Er blickte in das dunkle Gesicht eines Hunkpapa, der leise in der Lakota-Sprache zu singen begann. Erstaunlicherweise beruhigte der Singsang ihn. Er atmete tief durch.

Tom Shadowchaser lächelte. »Diese Träume hören eines Tages auf.«

»Wann?« Das klang so sehnsüchtig und zutiefst verzweifelt, dass Kevin rot wurde. Verdammt, er war ein gestandener ein- und vierzigjähriger Detective beim Homicide Department, kein Weichei, das sich von Alträumen ins Bockshorn jagen ließ.

Von der Tatsache, plötzlich und unerwartet zu einem Werwolf geworden zu sein, schon. Er schauderte.

Tom legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte sie ermutigend. »Sobald du in deinem Herzen und in deiner Seele akzeptiert hast, was du bist. Danach hört diese Art von Alpträumen auf.«

Mit anderen Worten, es lag allein an ihm. Aber, Gott im Himmel, wie könnte er diese Existenz akzeptieren? Dass er zu einem halben Tier geworden war mit tierischen Instinkten und Vorlie-

ben, zu denen gehörte, dass er frisches Blut und rohes Fleisch ungemein schmackhaft und begehrenswert fand. Von allem anderen ganz zu schweigen.

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und wurde sich bewusst, dass er splitterfasernackt war. Hastig zog er die Decke über seinen Unterleib und spürte sein Gesicht heiß werden.

Tom grinste. »Auch daran gewöhnst du dich. Körperscheu ist uns Werwölfen fremd. Es ist wunderbar, die Luft auf der nackten Haut zu fühlen. Besonders vor und nach der Verwandlung im Wald.«

Kevin konnte sich nicht vorstellen, dass er Nacktheit jemals wunderbar finden würde. Außer in Momenten, in denen er sich mit einer Frau in einer intimen Situation befand. Er war es gewohnt, in Unterhose und T-Shirt zu schlafen und im Winter einen Schlafanzug zu benutzen. Dass er jetzt nichts anhatte, lag daran, dass er den Geruch seiner Kleidung nicht ertrug – den Gestank nach Waschmittel, der ihm in der Nase stach und ihn niesen ließ. Leider verwandelten sich die Sinne nicht auch in normal menschliche, wenn der Körper vom Wolf wieder zum Menschen wechselte. Auch als Mensch blieben sie so scharf wie als Wolf. Deshalb war er froh, dass er sich offiziell hatte krankmelden können und frühestens übermorgen wieder zum Dienst erscheinen musste. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er den in Zukunft bewältigen sollte.

Verdammt, sein ganzes Leben stand Kopf – nein, es war vorbei. Kevin Bennett war vor fünf Tagen gestorben, als die Werwölfin ihn gebissen hatte. Dabei war es nur ein winziger Kratzer gewesen, so unbedeutend, dass er ihn zunächst weder gesehen noch gespürt hatte. Erst Stunden später unter der Dusche hatte er ihn bemerkt, als die Seife unangenehm darin brannte. Und als am nächsten Abend der Vollmond aufgegangen war, hatte er am eigenen Leib erfahren, dass die Legenden stimmten, die behaupteten, dass der Biss eines Werwolfs einen Menschen ebenfalls in einen verwandelte, sofern er ihn nicht tötete.

Vielleicht sollte er dankbar sein, dass er noch lebte, denn die

Wölfin, die ihn gebissen hatte, wollte ihn definitiv umbringen.

Tom blickte ihn immer noch an.

»Ich, hm, wäre gern ein bisschen allein.«

Der Indianer erhob sich. »Kein Problem. Wir sehen uns gleich zum Unterricht.«

Unterricht? Kevin blickte aus dem Fenster, da er seine Armbanduhr abgenommen und in die vom Bett am weitesten entfernten Ecke des Zimmers unter ein dickes Kissen gelegt hatte, weil ihr Ticken am Arm ihm wie Donner in den Ohren hallte. Den langen Schatten nach zu urteilen, die die Bäume warfen, die er sehen konnte, war es schon Nachmittag. Er hatte lange Stunden geschlafen. Wenigstens hatte er überhaupt schlafen können, womit er nicht gerechnet hatte. Übergangslos einschlafen zu können war, wie Tom gesagt hatte, eine normale Fähigkeit von Wölfen. Tagsüber zu schlafen und nachts putzmunter zu sein, gehörte ebenfalls zu den Veränderungen, an die Kevin sich noch lange nicht gewöhnt hatte. Sobald er sich aber daran gewöhnt hatte, würde irgendein Kollege jubeln, wenn Kevin in Zukunft freiwillig die Nachtschicht bevorzugte.

Er stand auf und ging unter die Dusche. Keine Seife, kein Deo. Das Zeug stank bestialisch. Für seine Mitmenschen würde dafür er künftig stinken ohne Deo. Gab es dafür eine Lösung? Und Mitmenschen – die hatte er nicht mehr, denn er war kein Mensch. Oh Gott! Wie sollte er damit umgehen? Gerade in seinem Beruf, wo er täglich mit Dutzenden von Menschen Kontakt hatte?

Unterricht, in dem er lernte, diese erschreckenden Veränderungen zu meistern, war dringend erforderlich. Nicht nur für ihn. Er war nicht der einzige Mensch, der vor ein paar Tagen verwandelt worden war. Sieben junge Studenten von der Cleveland State University waren ebenfalls Opfer des »Schwarzen Rudels« verbrecherischer Werwölfe geworden, das Cleveland zu seinem Territorium machen wollte.¹ Um ihre Zahl zu vergrößern und

1 siehe Sukkubus 9 »Das Schwarze Rudel«

den Männern unter ihnen Gefährtinnen zu verschaffen, hatten sie Menschen verwandelt, fünf Frauen und zwei Männer. Vier von ihnen gehörten zu einer Gruppe, die in einem Waldstück zwischen Lakeshore Boulevard und Lakeland Freeway eine Lagerfeuerparty gefeiert hatten. Die übrigen drei hatten in der Nacht davor im Wendy Park beim Jachthafen am Ufer des Eriesees ein kleines Saufgelage veranstaltet. Warum die Werwölfe ausgerechnet diese sieben auserwählt hatten, in ihr Rudel aufgenommen zu werden, blieb deren Geheimnis. Die übrigen elf Studenten, die an den beiden Zusammenkünften teilgenommen hatten, wurden bestialisch ermordet.

Inzwischen waren die Verbrecher tot, hingerichtet von einem ihrer eigenen ehemaligen Mitglieder, dem Bruder des Anführers. Nick Roscoe. Nach den Gesetzen der Wölfe war er nun der rechtmäßige Rudelführer. Er hatte die Stellung abgelehnt und war verschwunden. Patrick Connolly, der Älteste der Studenten, hatte sich sofort die Stellung des Alphawolfes unter den Nagel reißen wollen. Aber das junge Rudel brauchte Stabilität und musste lernen, in der Gesellschaft von Menschen zu leben, ohne aufzufallen. Patrick war ein arroganter Heißsporn und nicht nur deshalb denkbar ungeeignet, ihnen das beizubringen.

Im Gegenteil war er der Einzige, der sich darüber freute, ein Werwolf zu sein, und der die Kraft und die damit einhergehende Macht genoss. Gerade das war gefährlich, da er sich dadurch nur allzu leicht verraten konnte. Und wenn ein Werwolf aufflog, gefährdete das alle. Kevin brauchte nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, was passierte, wenn die Menschen erfuhren, dass Werwölfe, Vampire, Dämonen und andere Wesen tatsächlich existierten und nicht nur Ausgeburten der Fantasie von Schriftstellern und Filmemachern waren. Es gab schon mehr als genug Wissende, und etliche von ihnen jagten jeden Werwolf, den sie identifizieren konnten.

Kevin zog sich an und verspürte nagenden Hunger. Er ging in die Küche. Sheila Partridge, eine der Studentinnen, stand vor einem geöffneten Becher Eiscreme, von der sie einen Löffelvoll ge-

kostet hatte, und weinte.

»Hey, was ist denn los?«

Sie deutete auf die Eiscreme. »Das ist los. Das war immer meine Lieblingseiscreme. Aber sie schmeckt scheußlich! Total nach Chemie. Von wegen ›naturidentische Aromastoffe‹. Chemischer Scheiß ist das!« Sie schluchzte und fegte den Becher vom Tisch. Er knallte gegen die Külschranktür, platzte von der Wucht des Aufpralls auf und das Eis spritzte nach allen Seiten. Sheila weinte noch heftiger.

Kevin wusste nicht, was er tun sollte. Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Streichelte sie. Zu seiner Überraschung und Verlegenheit drückte Sheila sich an ihn und weinte an seiner Schulter. Er legte einen Arm um sie und strich ihr beruhigend über das dunkelblonde Haar.

»Hey, wir schaffen das, Sheila. Wir müssen nur Geduld haben, bis wir uns an all die Veränderungen gewöhnt haben.«

Der Duft ihres Haares und ihres Körpers stieg in seine Nase, betörend süß und verführerisch. Ein Duft nach Weiblichkeit, der ihm alle Geheimnisse des Frauseins zu verraten schien und seine Lust weckte. Verdammt, das hatte ihm gerade noch gefehlt! Sheila war erst neunzehn und könnte seine Tochter sein. Am liebsten hätte er sie weggeschoben, aber sie brauchte den Halt, den er ihr gab, also hielt er sie weiter im Arm und hoffte, dass sie seine Reaktion auf sie nicht bemerkte.

Sie beruhigte sich und blickte ihn verlegen lächelnd an. »Danke, Vin. Du musst mich für ein Baby halten.« Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, wandte sich ab und begann, die Eiscreme aufzuwischen.

Er half ihr. »Ich halte dich ganz und gar nicht für ein Baby.« Dazu war sie viel zu sehr Frau. »In Anbetracht der Situation, in der wir alle uns befinden, finde ich, dass wir verdammt gut damit umgehen.«

Sie hielt mit dem Aufwischen inne, blieb auf den Fersen hocken und starrte ins Leere. »Ich habe gesehen, wie er Jimmy die Kehle rausgerissen hat.« Mit ›er‹ meinte sie den Wolf, der sie

verwandelt hatte.

»Oh Sheila.« Kevin ignorierte die Wirkung, die sie auf ihn ausübte. Er zog sie hoch, nahm sie noch einmal in die Arme und wiegte sie hin und her. »Das tut mir so leid.«

Nicht nur sie hatte das Grauen gesehen, sondern er ebenfalls. Er war Zeuge geworden, wie die Wölfe Nick Roscoe in Stücke zu reißen versucht hatten. Er sah in seinen Albträumen, wie dessen Eingeweide aus der aufgerissenen Bauchdecke quollen. Noch schlimmer war aber der Anblick, wie die zerfetzten Innereien auf buchstäblich magische Weise sich wieder zusammengefügt hatten, als Samantha Tyler dem Werwolf mit ihrer Heilmagie das Leben rettete.

Sam. Sie war der Grund, warum ihm das alles passiert war. Als er ihr vor einem Jahr in Carlsbad zum ersten Mal begegnet war, hatte er geahnt, dass sie Ärger für ihn bedeutete.² Nicht nur weil er von Privatdetektiven sowieso nichts hielt; auch nicht von den weiblichen, die manchmal noch mehr als ihre männlichen Kollegen für jede Schererei gut waren. Er hatte etwas an ihr wahrgenommen, das ihn förmlich dazu drängte, mehr über sie herauszufinden. Ihre Behauptung, sie wäre eine leibhaftige Dämonin, hatte er selbstverständlich für einen Scherz gehalten. Inzwischen wusste er es besser. Sie war tatsächlich eine Dämonin, ein Sukkubus, der sich vom Sex ernährte. Wäre er nicht so neugierig gewesen, hätte er sich niemals nach Cleveland versetzen lassen, wo sie lebte, nur um in ihrer Nähe zu sein und ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Nun ja, nicht nur wegen ihres Geheimnisses. Er hatte mit ihr geschlafen; ein einziges Mal nur einen wilden Quickie im Auto gehabt. Der Sex war so toll gewesen – berauschend, dass er seitdem fast jede Nacht davon träumte und sich nichts sehnlicher wünschte als möglichst viele Wiederholungen. Auch deshalb hatte er um seine Versetzung nach Cleveland gebeten. Offiziell hatte er als Begründung die besseren Karrierechancen angege-

2 siehe Sukkubus 6 – »Die Fackel des Thanatos«

ben; immerhin war Cleveland eine der Städte mit der höchsten Rate an Gewaltverbrechen und konnte ein guter Cop hier Karriere machen. Vor einer Woche war er angekommen und hatte vor fünf Tagen seinen Dienst angetreten.

Die Stelle war mit einer Beförderung zum Sergeant einhergegangen; die Prüfung dafür hatte er noch in Carlsbad abgelegt und mit »sehr gut« bestanden; schon vor über einem halben Jahr. Da aber in Carlsbad genau wie bei Clevelands Homicide Department gegenwärtig keine Sergeant-Stelle frei war, blieb er offiziell Detective, bis Sergeant Foster in fünfzehn Monaten in Pension ging. Ihm war es recht, denn er bezog bereits das Gehalt eines Sergeants als Ausgleich für die vorübergehende Rückstufung. Hauptsache, die Verbrecher wurden dingfest gemacht. Ob er sie als Detective oder als Sergeant verhaftete, machte keinen Unterschied. Und wenn Foster in Ruhestand ging, konnte er bis dahin sogar noch die Lieutenant-Prüfung schaffen und gleich noch eine Stufe aufrücken.

Gleich an seinem ersten Tag im Dienst war er mit seinem neuen Partner, Lieutenant Ronan Kerry, für die Ermittlungen in der Mordserie eingeteilt worden, die zunächst aussah, als wäre sie von einem psychopathischen Serienkiller begangen worden. Ronan hatte sofort gewusst, dass es sich bei den Mördern nicht um Menschen, sondern um Werwölfe handelte. Wie Kevin inzwischen wusste, war er der Sohn einer Dryade, einer Baumnymphe, und besaß ein akkurates Gespür für das Übersinnliche. Da er mit Sam gut befreundet war, hatte er sie zu dem Fall hinzugezogen.

Kevin hatte sich am selben Abend mit Sam getroffen. Da ein Sukkubus selbst die verborgensten Bedürfnisse seines Sexpartners durch angeborene Empathie erspüren kann, wusste Sam, dass eine seiner Lieblingsfantasien, die er bisher noch mit keiner Frau hatte ausleben können, ein wilder Akt mitten im Wald war, umgeben von nichts anderem als freier Natur weit weg von der Zivilisation. Der Cuyahoga Valley National Park, etwa dreißig Meilen vom Stadtgebiet entfernt, bot dafür ideale Bedingungen;

erst recht bei Nacht. Mann, der Sex war überwältigend gewesen und das Herrlichste, was Kevin je erlebt hatte. Wie hätten sie ahnen können, dass ausgerechnet in unmittelbarer Nähe das »Schwarze Rudel« sich versammelt hatte, um Nick Roscoe zu töten.

So hatte das Verhängnis seinen Lauf genommen. Sein Leben stand völlig Kopf. Er musste sich an seine neue Existenz gewöhnen, die nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Vor allem mussten er und seine jungen Leidensgenossen – sein »Rudel« – Strategien entwickeln, wie sie ihre Existenz vor den Menschen verbergen und vorgeben konnten, nach wie vor die ganz normalen Menschen zu sein, die ihre Freunde und Familien kannten. Keine Chance, wo schon so normale Dinge wie die Lieblingseiscreme zum Horrorfaktor geworden waren.

Wenigstens war das Wohnungsproblem gelöst. Der Anführer des Schwarzen Rudels hatte das Haus 674 Canyon View Road im Cuyahoga Valley gekauft, in dem sie sich gegenwärtig aufhielten. Auf Anraten von Brian Wolfheart, dem Werwolfwächter, zu dessen Rudel Tom Shadowchaser gehörte, waren sie hier geblieben, da es zu gefährlich wäre, wenn sie in ihr altes Leben zurückkehrten, ohne vorher gelernt zu haben, sich als Menschen zu tarnen und mit Dingen umzugehen wie dem Gestank von Putzmitteln und dem Geschmack normaler Speisen, ohne sie angeekelt auszuspucken oder sich zu übergeben.

Sam hatte das Haus mit ihrer dämonischen Magie in ein zweistöckiges Apartmenthaus verwandelt, in dem jeder zwei kleine Zimmer mit einem eigenen Badezimmer bewohnen konnte. Die geräumige Küche, das Esszimmer und das große Wohnzimmer im Erdgeschoss benutzten sie alle gemeinsam. Wenn sie wollten. Dazu gab es noch ein paar Gästezimmer, in denen Tom und seine drei Rudelgeschwister untergebracht waren.

Damit auch bei den Behörden alles seine Richtigkeit hatte und niemand auf den Gedanken kam, unangenehme Fragen zu stellen, hatte Sam die Grundbucheintragungen magisch dahin gehend verändert, dass Kevin das Haus von dem Vorbesitzer, Ian

Reynolds alias Ivan Rassimov, geerbt hätte, der angeblich sein Cousin gewesen war. So hatte das junge »Rudel« wenigstens ein Zuhause, in dem es sicher war. Das Haus lag weit genug weg von den nächsten Nachbarn, sodass die ihre Aktivitäten in den Vollmondnächten nicht mitbekommen würden und auch der Gestank der Zivilisation sie nicht allzu sehr belästigte, sofern der Wind nicht ungünstig stand.

In einem Punkt hatte zumindest Kevin Glück. Als Lieutenant Kerry erfahren hatte, dass Kevin ein Werwolf geworden war, bot er ihm sofort Unterstützung und vor allem Deckung bei ihrem Vorgesetzten an, wann immer es in Zukunft nötig werden sollte. Zum Beispiel um zu erklären, warum der neue Detective Bennett an den drei Tagen des Vollmonds grundsätzlich nicht zum Nachtdienst eingeteilt wurde und an solchen Tagen zu Hause sein musste, bevor der Mond aufging. Seine Leidensgenossen hatten dieses Glück nicht und würden sich verdammt anstrengen müssen, um ihre Tarnung als Menschen ohne solche Rückendeckung aufrechtzuerhalten.

Sheila hatte sich wieder beruhigt. Sie löste sich von ihm. »Danke, Vin. Du bist echt nett.«

»Hast du einem alten Knacker wie mir gar nicht zugetraut, wie?«

Sie musste lachen. »So habe ich das nicht gemeint.« Sie grinste verlegen. »Na ja, irgendwie doch. Typen in deinem Alter sind immer so uncool. Besonders wenn sie Cops sind.«

Er schnitt eine Grimasse. »Danke, jetzt fühle ich mich wie ein konservativer alter Tattergreis.«

Sie lachte wieder, ehe sie das Gesicht verzog, als hätte sie Zahnschmerzen. »Wenn ich da an meinen Vater denke ...«

»Ist der auch Cop?«

»Schlimmer: Anwalt.«

Jetzt musste Kevin lachen. »Ich weiß, was du meinst. Die meisten Anwälte sind die Pest.«

Sie nickte und machte sich daran, den Rest der Eiscreme vom Boden zu wischen. Kevin tauchte den Finger in einen rosaroten

Haufen und leckte daran. Er verzog das Gesicht. »Du hast recht, das Zeug schmeckt widerlich.«

Tom tauchte in der Tür auf. »Kommt ihr? Zeit für die Unterweisung.«

Sie beseitigten schnell, was von der Eiscreme noch übrig war, und gingen ins Wohnzimmer, wo sich die anderen bereits versammelt hatten. Außer den Studenten, die zu seinem »Rudel« gehörten, waren neben Tom, Brian Wolfheart, seine Frau Kayla Skyfire und Toms Frau Annie Rabbit Dancing anwesend. Die vier Hunkpapa Sioux gehörten zu einem in Standing Rock, South Dakota, lebenden Rudel. Brian war ein sogenannter »Wächter«, dessen Aufgabe es war, zusammen mit seinen weltweit verteilten Kollegen dafür zu sorgen, dass alle Werwölfe sich an die Gesetze ihrer Art hielten. Eigentlich war er nicht für Cleveland zuständig; Standing Rock war immerhin gute tausend Meilen entfernt. Doch Nick Roscoe hatte im Auftrag von Brian und anderen Hunkpapa-Wächtern das Schwarze Rudel seines Bruders über elf Jahre lang verfolgt, weshalb sie sich zuständig fühlten. Besonders dafür, dass die letzten Opfer dieses Rudels lernten, so gut wie möglich als Werwölfe in der Gesellschaft der Menschen zu leben.

Kevin blickte sich um. »Wo steckt Patrick?«

Eine der jungen Frauen wollte antworten, aber Tom hob abwehrend die Hand. »Konzentriere dich auf ihn, und dann versuche zu erspüren, wo er sich aufhält. Zu spüren, wo in deinem Revier sich ein anderer Wolf befindet – egal ob er zu eurem Rudel gehört oder nicht –, ist für euch alle essenziell. Sollte einer von euch mal in Gefahr geraten, müsst ihr fühlen können, wo er ist, um ihm zu Hilfe zu kommen.«

Die Aufforderung behagte ihm nicht. Er mochte mit den jungen Leuten aufgrund ihrer aller Natur als Werwölfe so eng verbunden sein wie noch mit niemandem zuvor, aber einem von ihnen nachzuspüren, empfand er als grenzüberschreitendes Eindringen in dessen Privatsphäre. Die anderen mochten jung genug sein, um seine Kinder zu sein, aber er war nicht ihr Vater

und hatte nicht vor, sie in dieser Weise zu kontrollieren.

Dafür war er ihr Rudelführer und damit für sie alle verantwortlich. Er tat, was Tom verlangte.

Er spürte die anderen in einer Weise, die fast wie eine Berührung wirkte, verbunden mit einem Gefühl von Vertrautheit, Verbundenheit, als würden sie einander schon ewig kennen. Aufgrund dieses Gefühls konnte er genau sagen, wer zu seinem »Rudel« gehörte und wer nicht, ohne dass er hinsehen musste, wer wo saß.

Er dehnte diese Wahrnehmung widerwillig aus. Nach einer Weile spürte er außerhalb des Hauses zwei Präsenzen, eine in der Nähe, eine so weit weg, dass er sie nur schwach wahrnehmen konnte. Beide wurden begleitet von demselben Gefühl der Verbundenheit. Er glaubte zu wissen, dass die Präsenz in der Nähe Patrick gehörte. Die andere musste demnach Nick Roscoe sein. Dass sich auch zu ihm dieses »Familiengefühl« einstellte, machte ihm bewusst, dass Nick ebenfalls zum Rudel gehörte.

Ein unbehaglicher Gedanke, nachdem er von Brian erfahren hatte, dass Nick seinen eigenen Bruder buchstäblich in Stücke gerissen und so nachhaltig zerfetzt hatte, dass nicht mehr genug von ihm übrig geblieben war, was man hätte beerdigen können. Noch unbehaglicher war der Gedanke, dass Nick dadurch der rechtmäßige Rudelführer war und jederzeit kommen und diesen Posten beanspruchen könnte. Da Kevin noch lange nicht genug »Wolf« war, um einen Kampf um die Führerschaft gegen Nick zu bestehen, war von vornherein klar, wie eine solche Konfrontation ausgehen würde. Brian hatte ihm jedoch versichert, dass Nick weiterziehen würde, sobald er sich nach seinem Bluttausch wieder gefangen hatte.

»Patrick ist draußen. Er hat offenbar vergessen, dass wir jetzt Unterricht haben.«

Eine der Frauen, eine attraktive Rothaarige, schnaubte. Kevin hatte ihren Namen nicht behalten, da er ihr erst zweimal begegnet war, obwohl sie alle hier im Haus lebten. Jeder von ihnen hatte gegenwärtig das Bedürfnis, sich so oft wie möglich in sei-

nem Zimmer einzuigeln. Sie waren einander noch fremd und konnten immer noch nicht fassen, was mit ihnen geschehen war.

»Das hat er nicht vergessen. Er hält es nicht für nötig, am Unterricht teilzunehmen. Weil ihm gefällt, was er jetzt ist, meint er, dass er den nicht braucht.«

Kevin schüttelte den Kopf. Er ging auf die Veranda. »Patrick! Komm ins Haus! Wir haben Unterricht!« Er wusste, dass der junge Mann ihn hörte, da er nicht so weit weg war, dass sein scharfes Wolfsgehör den Ruf nicht klar und deutlich verstanden hätte. Patrick antwortete jedoch nicht. »Patrick, ins Haus, verdammt!«*»Wo zu? Ich habe keinen Bock auf euren Scheiß. Lass mich in Ruhe.«*

Kevin presste die Lippen zusammen.

Er hörte Toms Stimme aus dem Haus. »Du bist der Rudelführer. Er hat dir zu gehorchen.«

Er seufzte. Kurz entschlossen trabte er los und rannte dorthin, wo er spürte, dass Patrick sich aufhielt. Der junge Mann stand mitten in einem Bach, der den Cuyahoga River speiste, und fing Fische mit der Hand. Am Ufer lagen bereits vierzehn tote Forellen. Die fünfzehnte flog gerade in hohem Bogen auf den Haufen zu. Kevin fing sie auf und warf sie in den Bach zurück.

»Hey!« Patrick runzelte wütend die Stirn.

»Was soll das?« Er blickte Patrick streng an.

»Ich fische. Was dagegen?« Patrick fixierte ihn aggressiv.

»Grundsätzlich nicht. Wenn du das, was du fischst, auch essen willst. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass du vierzehn Forellen essen willst. Und da du bisher kein allzu großes«, er räusperte sich, »Rudelbewusstsein an den Tag gelegt hast, kann ich mich des Verdachts nicht erwehren, dass du diese Fische zum Vergnügen tötest.«

Patrick schnitt eine Grimasse und schwieg.

»Davon abgesehen haben wir jetzt Unterricht, und du wirst dich daran beteiligen.«

Patrick verzog verächtlich den Mund. »Ach, werde ich das? Und wer will mich dazu zwingen? Du? Du bist nicht mein Vater.

Außerdem bin ich erwachsen.«

»Tatsächlich? Du benimmst dich gerade reichlich kindisch. Ich bin der Rudelführer. Du hast mir zu gehorchen.«

Patrick spuckte aus und machte eine obszöne Geste. »Leck mich, Alter!«

Die Respektlosigkeit machte Kevin unangemessen und ungewohnt wütend. Er sprang auf den jungen Mann zu, riss ihn aus dem Wasser und warf ihn zu Boden. Mit einem Polizeigriff nagelte er ihn dort fest. Patrick wehrte sich verbissen, kam aber weder gegen den Haltegriff noch gegen Kevins größere Kraft an, obwohl er im Footballteam trainierte und schon als Mensch recht kräftig gewesen war.

»Pass mal auf, Junge. Wir können diesen Kampf um die Führerschaft so oft ausfechten, wie du willst. Was ich für sinnlos halte, da wir beide genau wissen, wie das jedes Mal ausgeht. Du hast also nur eine einzige Option: mir zu gehorchen. Und ich empfehle dir, das jetzt und in Zukunft freiwillig zu tun. Das erspart dir den Frust weiterer Niederlagen.« Er riss ihn hoch und stieß ihn vorwärts. »Ab ins Haus zum Unterricht. Und die Fische nimmst du gefälligst mit.«

Patrick rieb sich die schmerzende Schulter und das Handgelenk, hob widerwillig die Fische auf und folgte Kevin zum Haus. Ebenso widerwillig setzte er sich zu den anderen, nachdem er die Fische in die Küche gebracht und sich die Hände gewaschen hatte.

Brian Wolfheart sah sie alle der Reihe nach an. »Meine jungen Schwestern und Brüder, man hat euch Furchtbares angetan, indem man euch in Werwölfe verwandelt hat. Das ist nach dem Töten von Menschen und Werwölfen das schlimmste Verbrechen, das einer von uns begehen kann. Da sich das bedauerlicherweise nicht rückgängig machen lässt und ihr gezwungen seid, für den Rest eures Lebens Werwölfe zu bleiben, ist es zwingend erforderlich, dass ihr lernt, was ihr wissen müsst, um gefahrlos in der Gesellschaft der Menschen zu leben, ohne euch als das zu verraten, was ihr seid.«

Das galt in erster Linie Patrick. Immerhin war dies nicht ihr erster gemeinsamer Unterricht und hatte Brian das bereits mehrfach betont.

»Ist es wahr, dass Werwölfe unsterblich sind?«, platzte Sheila heraus.

Brian nickte. »In gewisser Weise. Wir können zwar durch Unfälle und Mord sterben, auch wenn wir fast alles überleben, was jeden normalen Menschen umbringt; aber wir altern nicht mehr, sobald wir ausgewachsen sind. Unsere Körperzellen regenerieren sich so schnell, dass ein Alterungsprozess keine Chance hat.«

»Cool!«, fand eine hübsche Brünette, die, wenn Kevin sich recht erinnerte, Ally Saunders hieß, »dann werde ich immer so gut aussehen wie jetzt und muss meine Tanzkarriere niemals aufgeben.« Sie lächelte erfreut.

Brian blickte sie ernst an. »Tut mir leid, Ally, aber daraus wird nichts. Gerade weil ihr so jung seid, habt ihr ein paar Probleme mehr als wir Älteren.«

»Was für Probleme?«, fragte die Rothaarige alarmiert.

Tom lächelte. »Du willst Anwältin werden, Fiona. Denk nach, welche das sein könnten. Was sagt dir dein Verstand?«

Sie runzelte die Stirn.

»Scheiße«, entfuhr es dem zweiten jungen Mann, der sich grundsätzlich im Hintergrund hielt und meistens für sich blieb. »Wir müssen bei jeder Gelegenheit unsere Ausweise vorzeigen, um nachzuweisen, dass wir schon erwachsen sind. Wenn wir dreißig sind, sehen wir immer noch aus wie neunzehn. Und keiner nimmt uns so richtig ernst. Buchstäblich in Ewigkeit nicht. Verdammter Mist!«

Brian nickte. »Wir älter Aussehende können uns wahlweise als erheblich älter wirkende Zwanzigjährige oder viel jünger aussehende Vierzigjährige ausgeben. Auch Menschen sehen hin und wieder um einiges jünger oder älter aus, als sie sind. Deshalb haben wir die Möglichkeit, ungefähr fünfzehn bis höchstens zwanzig Jahre mit derselben Identität am selben Ort zu bleiben. Ihr dagegen werdet spätestens alle zehn Jahre weiterziehen müs-

sen.«

»Moment mal!«, fuhr Ally auf. »Was soll das heißen: weiterziehen?«

»Umziehen«, brachte Kevin es auf den Punkt. »Möglichst weit weg von Cleveland und gleichzeitig die Identität wechseln. Untertauchen. Wie in einem Zeugenschutzprogramm.«

»Wir haben dafür Spezialisten in unseren Reihen, die sich in die Datenbanken der Behörden hacken«, erklärte Kayla Skyfire. »Wir fälschen komplette Lebensläufe von der Wiege an, verschaffen euch Geburtsurkunden mit euren Hand- und Fußabdrücken, Arbeitszeugnisse und Schulabschlusszeugnisse und alles, was erforderlich ist, damit im Falle einer Überprüfung eure neue Identität lückenlos funktioniert und jeder Kontrolle vonseiten der Behörden standhält.«

»Vor allem«, ergänzte Tom, »arrangieren wir an eurem bisherigen Wohnort tödliche Unfälle, denen ihr scheinbar zum Opfer fallt. Da eure Körper dadurch so deformiert werden, dass für eure Angehörigen eine Trauerfeier am offenen Sarg entfällt, tauschen wir zu gegebener Zeit eure Körper gegen die Leiche irgendeines Obdachlosen ohne Identität aus. Und ihr verschwindet von der Bildfläche.«

Die jungen Leute starrten ihn schockiert an und brauchten eine Weile, um die volle Tragweite dessen zu begreifen.

»Das heißt«, brachte Sheila es auf den Punkt, »dass wir in zehn Jahren unsere Familien für immer verlassen müssen? Dass wir sie nie wiedersehen dürfen?«

Annie Rabbit Dancing legte ihr mitfühlend die Hand auf den Arm und streichelte ihn sanft. »So ist es leider. Sobald ihr einmal für sie ›gestorben‹ seid, dürft ihr nie wieder Kontakt zu ihnen aufnehmen. Solltet ihr sie zufällig irgendwann einmal an einem anderen Ort treffen, müsst ihr leugnen, sie zu kennen, und dürft euch ihnen auf gar keinen Fall zu erkennen geben. Da ihr dann immer noch so jung ausseht wie jetzt und angeblich tot seid, würde das nicht nur bei ihnen Fragen aufwerfen, die uns alle in Gefahr brächten.«

Sheila starrte sie an mit einem Gesichtsausdruck, der sagte, dass sie hoffte, das wäre nur ein Scherz. Leider war es keiner.

»Und das alle zehn Jahre immer wieder aufs Neue?« Ally blickte entsetzt um sich. »Was ist denn mit meiner Karriere? Habt ihr eine Ahnung, wie verdammt schwer es ist, als Tänzerin an die Spitze zu kommen? Eines Tages zu den Großen zu gehören? Wenn ich Glück habe, bin ich in zehn Jahren soweit. Und dann soll ich auf Nimmerwiedersehen von der Bildfläche verschwinden und irgendwo völlig von vorn anfangen?« Sie schüttelte heftig den Kopf, dass ihre braunen Locken wild um ihren Kopf flogen. »Das könnt ihr nicht verlangen. Tanz ist mein *Leben!*« Tränen traten in ihre Augen.

Kayla setzte sich neben sie, legte ihr den Arm um die Schultern und barg Allys Kopf an ihrer Schulter. »Und das soll er auch bleiben. Du wirst nur nicht ununterbrochen als Prima Ballerina im Rampenlicht stehen können. Nach den ersten zehn Jahren ›stirbt‹ Alicia Saunders, um mit einer anderen Identität und den besten Referenzen an irgendeiner renommierten Ballettschule für zehn Jahre den Nachwuchs zu unterrichten. Danach zehn Jahre an einer anderen Schule, um im Anschluss daran als Eleve an einer Tanzschule zu studieren und aufgrund deiner bereits vorhandenen Perfektion eine neue Prima Ballerina zu werden. Da du niemals deine Leistungsfähigkeit einbüßt, kannst du im Laufe der kommenden Jahrhunderte deines Lebens unzähligen Male eine berühmte Tänzerin werden.«

Ally blickte sie zweifelnd an.

Brian nickte. »Du musst nur mindestens zwanzig Jahre verstreichen lassen, damit du deine Ähnlichkeit mit dir selbst für jeden, der sich an die Tänzerin vor zwanzig Jahren erinnert, glaubhaft damit erklären kannst, dass du deiner Mutter oder Tante wie aus dem Gesicht geschnitten bist. Ihr werdet, bevor ihr das erste Mal die Identität wechselt, einen ganzen Katalog von Ausreden und anderen nützlichen Dingen bekommen, die euch die Mittel in die Hand geben, den Übergang reibungslos zu gestalten und den Stolperfallen zu entgehen, die jede neue Identität

mit sich bringt.«

Der zweite junge Mann lachte bitter. »Das ändert nichts daran, dass wir auf ewig als Nomaden durch die Welt ziehen müssen und nirgends zur Ruhe kommen können. Niemals in alle Ewigkeit nicht.« Er machte ein Gesicht, als ob er ebenfalls jeden Moment in Tränen ausbrechen würde.

Kevin wollte etwas sagen, aber Brian bat ihn mit einer Handbewegung zu schweigen.

»Du wirst in gar nicht allzu ferner Zeit feststellen, Chris, dass das die Art des Wolfs ist. In ein paar Jahren wirst du und werdet ihr alle den unwiderstehlichen Drang verspüren, von hier zu verschwinden und das Territorium zu wechseln. Es ist unsere Natur, dass die Wenigsten von uns sich permanent an einem Ort wohlfühlen. In der Regel sprechen wir uns sogar ab, wenn wir nicht in ein unbesetztes Territorium ziehen. Ein Rudel verlässt sein altes Territorium, ein anderes Rudel zieht darin ein. Da wir uns nur an Orten niederlassen, an denen wir uns wohlfühlen, garantiert die Tatsache, dass ein Gebiet schon mal von einem Rudel bewohnt wurde, dass es für uns gute Lebensbedingungen in jeder Hinsicht enthält.« Er winkte ab. »Aber das ist Zukunftsmusik. Ihr müsst euch alle erst mal an eure neue Existenz gewöhnen und vor allem begreifen, wie eminent wichtig es für uns alle ist, dass das Geheimnis unserer Existenz und vor allem unsere Identitäten absolut gewahrt bleiben.«

Diese Notwendigkeit war Kevin schon lange klar. Es gäbe eine Massenpanik, wenn publik würde, dass es tatsächlich Werwölfe, Vampire und Dämonen gab – und eine Hexenjagd, die die aus dem Mittelalter gewaltig in den Schatten stellen würde.

»Aus diesem Grund ist es überlebensnotwendig«, Tom blickte sie alle der Reihe nach an, »dass ihr euch sehr streng an nicht nur unsere Gesetze haltet, sondern erst recht an die der Menschen. Ihr dürft um keinen Preis auffallen und niemals in ein Verbrechen verwickelt werden, das es erforderlich macht, von euch eine DNA-Probe zu nehmen; auch dann nicht, wenn die eure Unschuld beweisen würde. Ihr dürft in keine Schlägerei verwi-

ckelt werden, weil ihr stärker seid als jeder Mensch und im Eifer des Kampfes euren Gegner etliche Yards durch die Luft werfen würdet, wozu kein Mensch fähig ist.«

»Und natürlich müsst ihr unter allen Umständen vermeiden, in Gegenwart von Menschen verletzt zu werden«, ergänzte Brian. »Unsere Wunden schließen sich innerhalb von Sekunden, die größeren in ein paar Minuten. Wenn ein Mensch das mitbekommt, geraten wir in arge Erklärungsnot. Und, wie schon gesagt, wir überleben fast alles, was einen normalen Menschen umbringt.«

»Apropos umbringen«, warf Annie ein. »Es gibt sechs Dinge, die einen Werwolf töten: durch Silber zugefügte Verletzungen, Feuer, Enthauptung, durch die Zähne eines anderen Werwolfs zugefügte Verletzungen an lebenswichtigen Organen, wenn man uns das Herz herausreißt und eine magische Lanze, deren Spitze aus einem Menschenknochen besteht. Von Letzterer existiert unseres Wissens aber weltweit nur noch ein einziges Exemplar, so dass die Gefahr, mit dem Ding Bekanntschaft zu machen, relativ gering ist.«

»Leider gibt es Menschen, die von unserer Existenz wissen«, fügte Tom hinzu. »Eine Detektei namens PROTECTOR mit Zweigstellen im ganzen Land hat es sich unter dem Deckmantel profaner Ermittlungsarbeit zur Lebensaufgabe gemacht, sämtliche Werwölfe, Vampire, Dämonen, sonstige Anderswesen und sogar menschliche Hexen zu jagen und zu töten. Und glaubt mir, die sind gnadenlos. Denen ist es egal, ob ein Werwolf ein Dunkelwolf ist – ein permanenter Gesetzesbrecher – oder ein völlig harmloser gesetzestreuer Zeitgenosse oder sogar ein Wächter. Die töten unterschiedslos jeden von uns. Sie durchforsten täglich die Meldungen in den Medien nach Nachrichten, die auf das Werk von Werwölfen, Vampiren und so weiter schließen lassen. Das prüfen sie akribisch nach. Wenn sich der Verdacht bestätigt, schicken sie eine ihrer Squads los. Und die wissen genau, wie man uns tötet. Bedauerlicherweise.«

Kevin schüttelte den Kopf. Das normale menschliche Leben

war schon kompliziert genug. Jetzt gewann er zunehmend den Eindruck, dass das als Werwolf noch erheblich komplizierter war – und gefährlicher. Er hatte nicht das Gefühl, dass er sich jemals daran gewöhnen würde. Oh Gott, was für eine Scheiße!

Kayla Skyfire nickte. »Wir haben bereits eine Warnung aus Minneapolis erhalten, dass die dortige PROTECTOR-Abteilung, die sich auf Werwölfe spezialisiert hat, auf die Vorfälle hier aufmerksam geworden ist. Berichte von ›wilden Hunden‹, die harmlos Leute angreifen und noch dazu ein Massaker anrichten, führen sie nahezu immer zu einem Dunkelwolf oder einem ganzen Rudel.«

Die jungen Leute blickten sie alarmiert an. Auch Kevin wurde bei dem Gedanken flau im Magen. Das war es ihm sowieso schon, weil er immer noch einen Mordshunger hatte, der mit jeder Minute zunahm.

»W-was heißt das?« Mandy Blake, die kleine Asiatin, flüsterte nur.

»Dass sie wahrscheinlich schon auf dem Weg hierher oder sogar schon hier sind und die Fälle akribisch untersuchen werden. Sie werden garantiert auch hier auftauchen und euch testen. Euch ›versehentlich‹ eine kleine Verletzung zufügen und sehen, ob sie unnatürlich schnell heilt. Wenn sie das tut, werden sie ohne zu zögern versuchen, euch zu töten.«

»Oh Gott!« Fiona war den Tränen nahe. Sie warf einen wütenden Blick auf Patrick. »Na, Patrick, bist du immer noch begeistert davon, ein Werwolf zu sein?«

Brian wandte sich ihm zu, bevor er antworten konnte. »Gerade du, Patrick, hast von euch allen den größten Nachteil. Du studierst Sport und bist in der Footballmannschaft. Du wirst beides aufgeben müssen.«

Patrick maß ihn mit einem verächtlichen Blick. Kevin hatte nicht zum ersten Mal das Gefühl, dass der junge Mann Vorurteile gegen Uramerikaner hatte.

»Hey, Alter, nun mach mal halblang! Ich gebe gar nichts auf. Ich bin im letzten Semester. Und ich habe ein Stipendium. Ver-

dammt, ich habe nicht all die Jahre so hart für meine Profikarriere gearbeitet, um jetzt alles hinzuschmeißen.« Er schüttelte heftig den Kopf und ballte die Faust. »Vergiss es.«

Brian blickte Kevin an. Offenbar war er der Meinung, dass Kevin als Rudelführer ein Machtwort sprechen sollte. Gott verdammt noch mal! Er hatte das hier nicht gewollt. Und das Letzte, was er wollte, war, wie ein Regimentskommandant oder Übervater diese jungen Leute herumkommandieren. Doch nachdem er sich nun mal auf Brians Anraten – seines sehr berechtigten Anratens – dazu entschlossen hatte, die Position des Alphawolfs zu übernehmen, musste er sie mit allen Konsequenzen bestmöglich ausfüllen.

Er sah Patrick in die Augen. »Du wirst tun, was das Beste für uns alle ist. Auch wenn keiner von uns das gewollt hat, so sind wir jetzt doch gezwungenermaßen eine – Familie; ein Rudel. Wir müssen zusammenhalten und uns gegenseitig schützen. Dafür müssen wir alle Opfer bringen. Die einen mehr, die anderen weniger.«

Patrick starrte ihn finster an, senkte den Blick aber bis zu Kevins Nasenspitze. »Und warum soll ausgerechnet ich das größte Opfer bringen?«

Ally, die immer noch in Kaylas Arm hing und sich trösten ließ, richtete sich kerzengerade auf und fuhr ihn wütend an. »Du – das größte Opfer? Dass ich nicht lache! Was ist mit mir? Mein Opfer ist mindestens so groß wie deins. Also bilde dir nicht ein, dass für dich eine Extrawurst gebraten wird.«

Patrick warf einen finsternen Blick in die Runde und verschränkte die Arme vor der Brust. Er gab jedoch nicht so schnell auf.

»Okay, okay. Aber deswegen muss ich doch nicht gleich mein Studium aufgeben – *alles* aufgeben, wofür ich so hart gearbeitet habe. Verdammt, mein Dad hat sich krumm geschuftet, damit ich eine gute Schule besuchen konnte. Er ist so stolz auf mich, weil ich das Stipendium bekommen habe. Ich kann ihn doch nicht enttäuschen, indem ich das Studium aufgebe. Außerdem

müsste ich dann das Stipendium zurückzahlen. Das kann ich mir nicht leisten. Und mein Dad auch nicht.«

Kayla machte den Versuch zunichte. »Wir haben einen Fonds für solche Fälle, aus denen wir diejenigen unterstützen, die finanzielle Hilfe brauchen. Er ist als eine Privatstiftung getarnt. Jeder arbeitende Werwolf zahlt einen Teil seiner Einkünfte darin ein. Aus diesem Fonds wird dein Stipendium erstattet.«

Patrick schwieg. Offensichtlich dachte er darüber nach, ob es nicht doch noch einen Ausweg gab. Er fand keinen. Er presste wütend die Lippen zusammen und starrte an die Wand.

Kevin nickte Brian zu. »Ich glaube, wir können fortfahren.«

Dabei fühlte er sich wahrscheinlich ebenso elend wie der Rest seiner Leidensgenossen. Obwohl er von ihnen allen das größte Glück hatte; sofern man von Glück sprechen konnte. Er war ein in sich gefestigter Mann und von seiner Arbeit als Homicide Cop eine Menge gewohnt. Er hatte einen Partner, der wusste, was er war, und der ihn deckte. Die jungen Leute dagegen steckten teilweise noch in der Endphase der Pubertät mit gewaltigen Hormonschwankungen und Testosteronschüben, aus denen sich Patricks permanente Aggressivität erklärte. Sie hatten ihren Platz im Leben noch lange nicht gefunden. Dass sie ausgerechnet in dieser sensiblen Phase emotionaler Instabilität ein solches Trauma erleben mussten, war für sie alle denkbar ungünstig.

Brian hatte recht gehabt, als er gesagt hatte, dass das Rudel einen erfahrenen Anführer brauchte, der jedem von ihnen Stabilität gab und dafür sorgte, dass sie gesetzestreue Wölfe wurden und nicht dem dunklen Pfad folgten wie die Verbrecher, denen sie diesen entsetzlichen Schlamassel zu verdanken hatten. Kevin musste stark sein. Er musste ihnen durch sein Beispiel und nach außen hin demonstrierte Gelassenheit zeigen, dass er der Fels in der Brandung war, auf den sie bauen, an den sie sich lehnen konnten, der sie stützte, wenn es hart auf hart kam.

Doch damit fühlte er sich vollkommen überfordert.

Deshalb konzentrierte er sich auf Kaylas Erläuterungen, mit welchen Methoden man die hypersensiblen Sinne, vor allem den

überempfindlichen Geruchssinn ausblenden konnte, um nicht in jeder normalen menschlichen Behausung das große Kotzen zu kriegen.

Lieutenant Ronan Kerry sah dem Mann und der Frau auf den ersten Blick an, dass sie keine Journalisten waren, wie sie vorgaben. Daran änderte auch nichts, dass sie Presseausweise besaßen und ihre Namen und Gesichter bei der *Cleveland Sun News* als Mitarbeiter gelistet waren. Gewiefte Hacker konnten so etwas in Sekunden fälschen. Die beiden waren durchtrainiert. Ronan war noch keinem derart durchtrainierten Journalisten begegnet; nicht mal, wenn er als Sportreporter arbeitete. Außerdem sprachen die subtilen, aber aufmerksamen Blicke, die beide in die Runde warfen, für einen Job als Ermittler. Sie bewegten sich in einer Art, die Ronan von Soldaten kannte: kampfbereit.

Die beiden waren Jäger, wie sie im Buche standen. Aber keine Jäger von harmlosen Tieren. Die hier waren hinter Anderswesen her, sonst hätten sie sich keine falschen Identitäten zugelegt und Ronan nicht um ein Interview gebeten zu einem Fall, der dieser Art von Jägern einen Hinweis auf die Aktivität von Werwölfen gab.

Ronan unterdrückte ein Schaudern. Wenn sie wüssten, dass er nur zur Hälfte ein Mensch war, wären sie auch hinter ihm her. So sehr er einerseits ihre Motivation, die Menschen vor böartigen Anderswesen zu beschützen, verstehen konnte und guthieß, so sehr verabscheute er, dass fast alle Jäger unterschiedslos jeden von den *Anderen* töteten, selbst wenn die völlig harmlos waren. Zum Glück erwischten sie meistens solche, die die Gesetze ihrer eigenen Art brachen, oder solche, die keine Gesetze kannten. Trotzdem war jeder Unschuldige, den sie ermordeten, einer zu viel.

Ronan erhob sich und reichte beiden die Hand. »Mr. Black, Miss Greene, ich gebe zu, Ihre Interviewanfrage hat mich etwas

gewundert. Die Geschichte mit den verwilderten Hunden liegt schon ein paar Tage zurück und sollte inzwischen keine Schlagzeile mehr wert sein.« Er bot ihnen mit einer Handbewegung Platz an und setzte sich wieder.

»Da haben Sie völlig recht, Lieutenant Kerry.«

Dora Greene schenkte ihm ein hinreißendes Lächeln, das ihn wohl einwickeln sollte. Es reichte nicht mal annähernd an das verführerische Lächeln von Sam heran und auch nicht an das umwerfende Lächeln seiner geliebten Frau Sarah.

»Wir sind auch nicht für die Schlagzeilen zuständig. Wir machen Hintergrundreportagen. In diesem Fall zum Beispiel darüber, woher dieses Rudel wilder Hunde plötzlich gekommen ist. Tiere werden nicht von heute auf morgen wild. Erst recht tauchen sie nicht schlagartig mitten in einer Stadt wie Cleveland auf. Hat es vielleicht im Vorfeld schon ähnliche Vorfälle in der Gegend gegeben?«

Ronan nickte. »Das hatten wir uns auch gefragt. Und ja, es liegen verschiedene Beschwerden von Anwohnern und Mitarbeitern der Müllabfuhr vor, dass in der Nähe von Müllhalden und in Randbezirken verwilderte Hunde gesichtet worden sind, die sich an Abfällen gütlich taten und nächtens randaliert haben, indem sie Mülltonnen plünderten.« Dank Sams Magie gab es diese Beschwerden tatsächlich.

Ronan rief in seinem Computer etwas auf und drehte den Bildschirm zu den beiden Jägern herum, die Schreibblöcke gezückt hatten und sich Notizen machten. Ronan schüttelte innerlich den Kopf. Selbst ein Mann, der kein Cop gewesen wäre, hätte mit Sicherheit bemerkt, dass beider Blöcke zum ersten Mal benutzt wurden. Dass ein Journalist einen neuen Block begann, war nachvollziehbar. Dass aber zwei gleichzeitig das taten, wäre ein wirklich ungewöhnlicher Zufall. Außerdem schrieben die meisten Journalisten auf Stenoblöcken, wenn sie ein Gespräch nicht aufzeichneten und nicht auf kleineren Blöcken im Taschenformat wie Cops sie benutzten.

»Wir haben eine Grafik erstellt.« Er deutete auf den Bildschirm.

»Sie enthält alle Meldungen, die wir zweifelsfrei denselben Hunden zuordnen konnten. Wie Sie sehen, tauchen die ersten Sichtungen vor vier Wochen in der Gegend von Middleburg Heights auf. Von da aus haben sie sich stadteinwärts vorgearbeitet. Allerdings hatten sie bis zu den beiden letzten Vorfällen niemals Menschen angegriffen.«

Die beiden studierten die Grafik, einen Stadtplan, auf dem die Punkte markiert waren mit den Daten ihrer Meldung daneben.

»Wie erklären Sie sich das?«, fragte Simon Black und blickte Ronan aufmerksam an.

»Die Opfer waren in beiden Fällen junge Leute, Studenten. Wie wir von den jeweils Überlebenden inzwischen erfahren haben, hatten sie verbotenerweise beim letzten Ort am Lakeshore Boulevard eine Lagerfeuerparty gefeiert. Die Hunde sind von dem Geruch des Fleisches und der Grillwürste angelockt worden. Die jungen Leute haben versucht, sie mit Steinwürfen und Stockschlägen zu vertreiben, was sie zum Angriff provoziert hat. Bei dem Fall davor wurde zwar nicht gegrillt, waren aber auch Lebensmittel im Spiel und haben die Leute versucht, sich die Biester mit Gewalt vom Leib zu halten.« Er zuckte mit den Schultern und drehte den Bildschirm wieder zu sich. »Wie Sie sicherlich wissen, sind verwilderte Tiere deshalb so gefährlich, weil sie Menschen kennen und nicht die geringste Furcht vor ihnen haben. Wo der Instinkt Wildtieren zur Flucht rät, greifen verwilderte Haustiere gnadenlos an.«

Die beiden angeblichen Journalisten nickten und schrieben ein paar Stichworte auf, allerdings in einer Weise, die jedem mit der Presse erfahrenen Cop sagte, dass sie entweder totale Anfänger in ihrem Metier waren oder alles andere als Journalisten.

»Sind Sie sicher, Lieutenant, dass es sich wirklich um wilde Hunde handelte?« Black blickte ihn aufmerksam an.

Ronan erwiderte seinen Blick mit erstaunt hochgezogenen Augenbrauen. »Was bitte sollten es denn sonst für Tiere gewesen sein? Meine Leute und ich haben die Biester persönlich zur Strecke gebracht. Anschließend wurden sie von unseren Forensikern

akribisch untersucht, um auszuschließen, dass sie mit irgendeiner Krankheit infiziert waren, die sie auf Menschen übertragen haben könnten.« Er zählte an den Fingern auf: »Die DNA der Tiere passt hundertprozentig zu den Speichelrückständen, die in den Bisswunden der Leichen gefunden wurden. Die Bisswunden selbst konnten zweifelsfrei den einzelnen Verursachern anhand von Abgüssen ihrer Zähne zugeordnet werden. Dasselbe gilt für Haare ihres Fells, die wir an den Leichen gefunden haben. Außerdem bestätigten die Aussagen der Überlebenden, dass es sich bei den Tieren, die sie angegriffen haben, um die von uns getöteten Hunde handelt. Deren Beschreibung wiederum deckt sich mit der von Zeugen der früheren Mülltonnen- und Müllhaldenplünderungen.« Ronan schüttelte den Kopf. »Es besteht absolut kein Zweifel daran, dass wir die Killerhunde erwischt haben.«

Dora Greene lächelte wieder ihr verführerisches Lächeln. Seit Ronan glücklich mit seiner Sarah verheiratet war – inzwischen seit fünf Jahren –, war er gegen Verführungen immun und hatte nicht einmal mehr ein virtuoser Sukkubus wie Sam eine Chance bei ihm.

»Dafür haben Sie eine Belobigung verdient, Lieutenant. Unsere Kollegen vom *Plain Dealer* haben sich mit Lob über Ihre Abteilung auch nicht zurückgehalten.«

Ronan schnaubte. »Was ich absolut nicht nachvollziehen kann. Wir haben nur unsere Pflicht getan. Und wenn sich die jungen Leute, die den ersten Angriff überlebt haben, nicht vor Angst erst mal verkrochen hätten, statt uns sofort über den Vorfall zu informieren, hätten wir das zweite Massaker vielleicht verhindern können.« Er zuckte mit den Schultern. »Aber es ist verständlich, dass der Schock sie erst mal einen ganzen Tag gelähmt hat.«

»Ist von den Leuten jemand verletzt worden?«, wollte Black wissen. »Oder von Ihren Leuten?«

»Außer ein paar blauen Flecken und harmlosen Hautabschürfungen hat niemand etwas abbekommen. Körperlich. Die jungen Leute haben natürlich einen Schock erlitten und ein schweres

Trauma. Man steckt es nicht einfach mal so weg, wenn man zu- sehen musste, wie Freunde und Studienkameraden vor den eigenen Augen zerfleischt werden.«

»Sicher nicht«, stimmte Black zu. »Sagen Sie, gab es irgendwelche Auffälligkeiten bei der DNA-Analyse der Hunde? Irgendwas, das nicht gepasst hat oder ungewöhnlich war?«

Ronan beugte sich vor und fixierte die beiden mit einem kalten Blick. »Miss Greene, Mr. Black, halten Sie mich bitte nicht für so dumm, dass ich nicht schon längst gemerkt hätte, dass Sie nicht hinter einer Story über ein Rudel wilder Hunde her sind. Dazu stellen Sie viel zu seltsame Fragen. Worum geht es Ihnen wirklich?«

Die beiden sahen einander an. Ronan war gespannt darauf, welche Story sie ihm auftischen würden, da sie ihm kaum die Wahrheit sagen konnten.

»Vielleicht ist das alles nur eine Ente und auch als solche ziemlich weit hergeholt«, begann Black und lächelte entschuldigend. »Wir haben von einer leider nicht sehr zuverlässigen Quelle gehört, dass gewisse Tierversuchslaboratorien – Sie verstehen, dass ich keine Namen nennen werde – Hunde genetisch verändert haben. Angeblich handelt es sich um Experimente, die aus harmlosen Hunden reißende Bestien machen. Falls das Gerücht stimmt, zielen diese Experimente darauf ab, diese Tiere im Krieg gegen die Feinde einzusetzen. Ebenfalls angeblich sind ein paar Hunde aus einem dieser Versuchslabore entkommen.« Er beugte sich verschwörerisch vor. »Falls das stimmt, wäre das ein Riesenskandal.«

»Deshalb gehen wir allen Hinweisen nach, die zu diesen Behauptungen passen könnten«, ergänzte Dora Greene. »Unser Informant warnte uns, dass es gesundheitlich fatale Folgen haben könnte, wenn ein Mensch von einem dieser genetisch veränderten Tiere gebissen wird. Mangels entsprechender Daten war er sich in dem Punkt zwar nicht sicher, aber Sie werden zugeben, dass man kein Risiko eingehen sollte, falls es stimmt.«

Es gelang Ronan, ein ausdrucksloses Gesicht zu wahren und

ihnen nicht ins Gesicht zu lachen. Er musste zugeben, dass die Begründung zwar an den Haaren herbeigezogen war, aber durchaus plausibel klang. Klar, die Jäger waren überaus fit darin, logisch klingende Ausreden zu erfinden, um an die Informationen heranzukommen, die sie brauchten. Er blickte die beiden eine Weile stumm an. Schließlich rief er wieder im Computer etwas auf und druckte es aus.

»Das haben Sie nicht von mir«, betonte er, als er es ihnen reichte. »Die Vorschriften verbieten, Ihnen das zugänglich zu machen, obwohl der Inhalt absolut nichts ist, das der Geheimhaltung bedürfte.«

Es handelte sich um den Bericht über die Blut- und DNA-Analysen der »Hunde«. Dank Sams Unterstützung hatte ihr Bruder Connor mit seiner Magie diese Tiere erschaffen, deren DNA-Profile zu dem ganzen Fall passten. Die Forensiker hatten daher bei ihren Untersuchungen durch und durch echte Ergebnisse bekommen. Somit lief auch diese Spur für die Jäger ins Leere.

Was ihn weitaus mehr beunruhigte war, dass Sam einen Teil ihrer magischen Kräfte verloren hatte; sonst wäre sie selbst in der Lage gewesen, das Hunderudel zu erschaffen und hätte Connors Hilfe nicht gebraucht. Jemand hatte sie ihr gestohlen. Auf welche Weise wusste sie selbst nicht. Wohin sie verschwunden waren, auch nicht. Darüber war sie gleichermaßen beunruhigt und mordswütend. Zu den näheren Umständen äußerte sie sich nicht. Überhaupt war sie momentan – seit sieben Monaten – unausstehlich, völlig von der Rolle und mehr Dämonin, als sie während der ganzen elf Jahre, die Ronan sie inzwischen kannte, je gewesen war.

Kein Wunder. Vor sieben Monaten war ihr Verlobter von einem Dämon getötet worden. Sam, die, völlig untypisch für Sukkubi und alle anderen Dämonen, zu menschlichen Gefühlen fähig war, hatte ihn sehr geliebt und litt entsprechend. Umso mehr, da sie als Dämonin nicht in der Lage war, mit diesen menschlichen Gefühlen umzugehen. Das Einzige, was Ronan für sie tun konnte, war, ihr seine Unterstützung anzubieten und

nicht aufzuhören zu signalisieren, dass er für sie da war. Alles andere musste Sam allein bewältigen. Die Anzeichen deuteten darauf hin, dass sie das schaffte.

»Wie Sie sehen«, sagte er, nachdem Black und Greene sich den Bericht durchgelesen hatten, »gab es nichts Auffälliges bei den Tieren. Außer dass sie Menschen angegriffen und zerfleischt haben, waren es ganz normale Hunde.«

Black reichte ihm den Ausdruck zurück. »Ein Irrtum ist ausgeschlossen?«

Ronan maß ihn mit einem vorwurfsvollen Blick. »Das lassen Sie bitte nicht unsere Laborratten hören. Die würden Sie schon allein für die Andeutung verteilen, dass sie sich geirrt haben könnten. Wie Sie sicherlich gesehen haben, wurden die Analysen nicht von einem Techniker allein durchgeführt, sondern von mehreren. Dass einer etwas übersehen hat, könnte theoretisch mal vorkommen. Da die Leute aber wissen, dass jeder Fall, für den Sie arbeiten, mit der Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse steht und fällt, lassen sie ganz besondere Sorgfalt walten.«

Er schüttelte den Kopf. »Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Ihre genmanipulierten Hunde – falls sie tatsächlich existieren – treiben sich anderswo herum.« Er blickte ernst von einer zum anderen. »Wobei ich im Interesse aller Menschen, die ihnen begegnen könnten, hoffe, dass das tatsächlich eine Ente ist und Ihre Quelle Sie nur vorführen wollte. Denn wenn es solche Hunde tatsächlich gäbe«, er schüttelte den Kopf, »die Katastrophe wäre nicht auszudenken. Ich werde allerdings unsere Leute anweisen, die Augen offenzuhalten. Nur für den Fall, dass an der Story doch was dran sein sollte.«

»Es wäre uns lieb, wenn Sie das nicht täten«, wehrte Dora Greene ab. »Da es sich nur um ein Gerücht handelt ...«

»Keine Chance«, unterbrach er sie und schüttelte den Kopf. »Ich habe gegenüber der Bevölkerung eine Pflicht: *We serve and protect*. Sie kennen das Motto der Polizei. Wir dienen und schützen den Bürger. Eine Sache wie die mit den genmanipulierten Hunden kann und darf ich nicht ignorieren. Ich werde auch die

zuständigen Stellen beim Gesundheitsamt informieren und notfalls das FBI einschalten. Sollte es sich um eine Ente handeln, werden wir alle froh darüber sein. Aber wenn nicht, trüge ich die Mitschuld an jedem Schaden, zu dem ein Mensch kommt, weil ich diese Information für mich behalten habe. Und was sage ich dann dessen Angehörigen?« Er schüttelte noch einmal den Kopf. »Keine Chance.«

Selbst ein Blinder hätte gemerkt, dass den beiden absolut nicht passte, dass Ronan diese Maßnahmen ergreifen würde. Sehr gut. Das eröffnete ihm die Möglichkeit, ihnen einen Warnschuss vor den Bug zu verpassen. Er fixierte sie mit kaltem Blick.

»Ich bekomme langsam das Gefühl, dass Sie mich die ganze Zeit verarscht haben. Was zum Teufel wollen Sie wirklich?«

»Wir haben Sie ganz bestimmt nicht verarscht, Lieutenant«, versicherte Greene und erprobte wieder die Wirkung ihres Lächelns an ihm.

Ronan funkelte sie kalt an. Ihr Lächeln verschwand.

»Wir haben diese Information tatsächlich erhalten«, versicherte sie. »Allerdings anonym. Wenn Sie das jetzt an die große Glocke hängen, könnte man uns dafür verantwortlich machen, wenn sich die Sache als Ente entpuppt, da wir nicht beweisen können, dass dieser anonyme Anrufer existiert. Aber Sie haben natürlich recht, dass der Schutz der Bevölkerung oberste Priorität hat. Wir wollen nur keine Schwierigkeiten bekommen. Sehen Sie, unser Boss glaubt auch nicht an die Sache. Wir sind sozusagen privat hier. Wenn er erfährt, dass wir der Sache nachgegangen sind, obwohl er das untersagt hat, dürfen wir für die nächsten sechs Monate die Klatschkolumne schreiben.«

Ronan sah sie auf eine Weise an, die ihnen signalisierte, dass sie ihn nicht überzeugt hatten. »Ich pflege meine Quellen ebenso diskret zu behandeln wie Sie Ihre. Im Notfall tue ich dasselbe wie Sie und lüge meinem Boss vor, ich hätte einen anonymen Tipp erhalten, idealerweise von einem Prepaid-Handy, das ich nicht ausfindig machen konnte.« Er beugte sich aggressiv vor. »Finde ich aber raus, dass Sie mir mit der hanebüchenen Story

ganz andere Informationen entlocken wollten, buchte ich Ihre Ärsche schneller ein, als Sie ›Mama‹ sagen können.« Er stand auf und blickte von oben auf sie herab. »Sie haben fünf Sekunden Zeit, mein Büro zu verlassen, und eine Minute, um aus dem Gebäude zu kommen, bevor ich anfangen werde, etwas intensivere Nachforschungen über Simon Black und Dora Greene anzustellen. Ich bin gespannt, was ich dabei ausgraben werde.«

Beide standen auf und reichten ihm die Hand.

»Danke für Ihre Zeit und Ihr Entgegenkommen, Lieutenant.«

Ronan würdigte sie keiner Antwort, schüttelte ihnen aber die Hand. Als Dora Greene ihre Hand zurückzog, kratzte sie ihn scheinbar versehentlich mit einem ihrer spitz zugefeilten langen Fingernägel und brachte ihm eine blutige Furche auf dem Handrücken bei.

»Oh Verzeihung! Das tut mir leid.«

Aufmerksam blickte sie auf die Wunde, beinahe gierig. Das tat auch Black. Ronan spreizte die Finger, hielt die Hand dabei so, dass die beiden einen guten Blick darauf behielten, und betrachtete den Kratzer leidgeprüft.

»Das passiert meiner Frau auch andauernd. Ich bin es gewohnt.« Er deutete nachdrücklich zur Tür, wobei er die Hand scheinbar zufällig so hielt, dass sie die Verletzung noch ein paar Sekunden lang sehen konnten. »Einen schönen Tag noch.«

Auf den Gesichtern der beiden malte sich Enttäuschung. Wäre er ein Werwolf oder Dämon, hätte sich die Wunde längst wieder geschlossen. Sie verließen das Büro ohne ein weiteres Wort.

Ronan ließ sich in seinen Sessel fallen. Er dankte Gott, dass Kevin Bennett nicht da war. Dessen Haut hätte diesen Test nicht bestanden. Ronan wagte nicht sich auszumalen, was dann passiert wäre. Die beiden Jäger hatten natürlich keine Waffen bei sich; mit denen hätte man sie nie ins Gebäude gelassen. Deshalb hätten sie Kevin nicht auf der Stelle töten können. Aber sie hätten ihm aufgelauert, wären ihm gefolgt – trotz seiner wölfischen Sinne möglicherweise unbemerkt; sie waren schließlich Jäger – und hätten ihn bei der ersten sich bietenden Gelegenheit getötet. Ihn

wahrscheinlich aus dem Hinterhalt mit einer mit Silber präparierten Kugel abgeschossen. Vermutlich hätten sie gewartet, bis er sie zu seinem Rudel geführt hätte, Verstärkung gerufen und das ganze Rudel ermordet.

Ronan fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, als ihm bewusst wurde, wie knapp das junge Rudel einer Katastrophe entkommen war. Und die Gefahr war noch nicht vorbei. Er griff zum Telefon.

»Sam, wir haben ein Problem«, sagte er auf Gälisch, als die Dämonin ihn mit einem unfreundlichen »Was?« begrüßte. »Jäger sind in der Stadt. Mindestens zwei. Sie sind zwar in erster Linie hinter Werwölfen her, aber du kennst sie. Sie killen jeden, der zu den Anderen gehört. Ich warne Kevin. Wir müssen uns unbedingt alle zusammensetzen und eine Strategie entwickeln. Kennst du vielleicht einen Zauber, mit dem man vortäuschen kann, dass die Soforthellung gar nicht stattfindet? Oder irgendwas, damit die nicht mit dem Trick des versehentlichen Kratzens sofort wissen, wer ein Anderer ist.«

Sam schwieg einen Moment. »Werde ich mal ausbrüten. Am besten treffen wir uns heute Abend bei Kevin. Bis dahin ist mir vielleicht schon was eingefallen. Bis dann.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern unterbrach die Verbindung. Ronan legte den Hörer auf und überlegte, wie er hinsichtlich der beiden Jäger vorgehen sollte. Er konnte die Möglichkeit nicht ausschließen, dass sie sich in den Polizeicomputer hackten und prüften, ob er tatsächlich jemanden über die angeblich genmanipulierten Hunde informierte. Tat er das nicht, würden sie vielleicht misstrauisch werden.

Oder wurde er langsam paranoid? Wie würde er reagieren, wenn er nichts von der Existenz der Anderen wüsste? Er würde nach der offensichtlichen Lügengeschichte, die die beiden ihm aufgetischt hatten, seinem Vorgesetzten Meldung davon machen und ihm die Entscheidung überlassen, wie man in dem Fall weiter verfahren sollte. Anschließend würde er über das Gespräch eine entsprechende Aktennotiz in seinem PC ablegen, die über

den Server dem gesamten Department zur Verfügung stand.

Er stand auf und nahm seinen Notizblock und einen Kugelschreiber. Der Kugelschreiber rutsche ihm aus der Hand, fiel zu Boden und rollte unter den Schreibtisch. Ronan seufzte und krabbelte unter den Tisch, um ihn aufzuheben.

»*Íosa Crìosd!*«³, entfuhr es ihm, als er erkannte, welchen Fehler er begangen hatte. Einen Fehler, der nicht nur ihn und seine Familie teuer zu stehen kommen konnte.

Unter dem Tisch, auf der Seite, an der die Jäger gesessen hatten, klebte eine Wanze.

Wenigstens hatte er Gälisch mit Sam gesprochen, wie immer, wenn er nicht wollte, dass jemand, der zufällig etwas von dem Gespräch mitbekam, es verstand. Er hatte nicht den Eindruck, dass Black oder Greene Gälisch verstanden. Aber bestimmt zeichneten sie alles auf, was die Wanze ihnen übermittelte und leiteten es an jemanden weiter, der diese Sprache beherrschte, denn die Jäger hatten garantiert in irgendeiner ihrer Zweigstellen einen irischstämmigen Mitarbeiter, der genug Gälisch verstand, um zu übersetzen, was Ronan gesagt hatte. Er hatte von Jägern gesprochen, von Werwölfen, Zauber und Sofortheilung. Und er hatte Kevins Namen erwähnt. So intensiv, wie Black und Greene sich in seinem Büro umgesehen hatten, war ihnen garantiert auch das Namensschild auf dem zweiten Schreibtisch im Raum aufgefallen: *Det. Kevin Bennett*. Scheiße!

Je nachdem, wie schnell sie an die Übersetzung herankämen, hatte er vielleicht nur ein paar Minuten Zeit; eine halbe Stunde vielleicht, bis sie über ihre illegalen Hackerkanäle herausgefunden hätte, wo Kevin wohnte.

Er nahm die Wanze und rannte förmlich ins Büro seines Vorgesetzten. Commander Owen Taggart blickte ihn missbilligend an. Bevor er etwas sagen konnte, legte Ronan ihm die Wanze auf den Tisch und machte eine warnende Handbewegung.

Taggart reagierte sofort und beorderte einen Techniker in sein

3 Gälisch: Jesus Christus (gesprochen: *iasa kriist*)

Büro, dem er die Wanze auf einem Blatt Papier überreichte, auf das er geschrieben hatte: »Signal orten, Lauscher verhaften.«

Nachdem der Techniker das Büro kommentarlos mit der Wanze verlassen hatte, berichtete Ronan Taggart von dem »Interview« und der seltsamen Story der angeblichen Journalisten von den genmanipulierten Hunden.

»Ich hatte leider keine Handhabe, sie zu verhaften, Sir. Ich hatte sie im Vorfeld natürlich überprüft, und sie schienen sauber zu sein. Ich werde jetzt aber noch mal sehr intensiv nachbohren.«

»Tun Sie das. Wo steckt eigentlich Bennett? Immer noch krank?«

»Ja, Sir. Den hat es wirklich schlimm erwischt. Ich habe ihn gestern Abend mit meiner Frau besucht. Der arme Kerl liegt im Bett und ist der Überzeugung, dass er die Erkältung nicht überlebt.« Er zuckte mit den Schultern. »Der Wechsel von hochsommerlichen dreißig Grad in Carlsbad ins zwölf Grad kalte Cleveland hat ihn umgehauen. Er wollte heute unbedingt wieder zum Dienst erscheinen, aber ich habe ihm das ausgedet. Er hat Fieber, und mit seinem Schnupfen steckt er uns womöglich noch alle an. Spätestens nächste Woche ist er wieder auf dem Damm.«

»Hm.« Taggart blickte ihn nachdenklich an. »Ist natürlich noch viel zu früh, um nach den zwei Tagen, die er im Dienst war, schon sagen zu können, wie er sich macht, aber ...«

»Durchaus nicht, Sir. Er ist ein scharfer Beobachter, zieht gute Schlussfolgerungen, hat das richtige Händchen für unseren Job und ist ein Teamplayer. Geben Sie mir bloß keinen anderen Partner, wenn es sich vermeiden lässt.«

Taggart lächelte und nickte. »Die Carlsbader Kollegen sind auch des Lobes voll über ihn.« Er blickte Ronan nachdenklich an. »Er hat Ihnen nicht zufällig gesagt, warum er sich hierher hat versetzen lassen? Ich meine, mehr als dass es sich um persönliche Gründe handelt.«

»Er hat draußen in Northfield, Sagamore Hills, von seinem kürzlich verstorbenen Cousin ein Haus geerbt. Ursprünglich wollte er es verkaufen. Aber es liegt richtig schön mitten im Cu-

yahoga Valley. Deshalb hat er sich entschlossen, es zu behalten und ist eingezogen. Weil es für ihn allein zu groß ist, vermietet er die Zimmer, die er nicht braucht.«

Taggart gab sich damit zufrieden. »Graben Sie aus, was Sie können über diese angeblichen Journalisten.«

»Ja, Sir.«

Ronan machte einen Abstecher auf die Toilette. Dort wartete er, bis er allein im Raum war und versuchte, Sam noch einmal zu erreichen. Aber sie meldete sich auf keinem ihrer Anschlüsse. In ihrem Büro teilte ihm ihre Sekretärin Molly Spring – ein als Mensch getarnter Dienergeist – mit, dass sie sich in der Residenz ihres Clans in der Unterwelt aufhielt und nicht vor heute Abend zurück wäre.

Mist. Er brauchte jemanden, der die Aufzeichnung seines Anrufs bei Sam löscht. Kurz entschlossen fragte er Molly, ob sie das Kunststück fertigbrächte. Sie zögerte. Erst als Ronan sie darauf hinwies, dass auch das ein Dienst für Sam wäre, erklärte sie sich einverstanden und meldete Sekunden später, dass die Aufzeichnung nicht mehr existierte. Ronan konnte nur hoffen, dass die beiden Jäger die nicht schon weitergeleitet hatten.

Er kehrte in sein Büro zurück und setzte alle ihm zur Verfügung stehenden Hebel in Bewegung, um den Jägern die Hölle so heiß wie nur möglich zu machen.

Kevin stand auf der Veranda, hatte die Hände auf das Geländer gestützt und blickte auf den Wald, der jenseits des Wendehammers begann. Seine Geräusche und Gerüche – Düfte waren verführerisch. Er fühlte sich so sehr zu ihnen hingezogen, als wäre er ein Teil des Waldes. Als würde der Wald in ihm und durch ihn atmen. Ein angenehmes Gefühl, auch wenn es noch ungewohnt und aufregend war. Darüber hinaus weckte es Dinge in ihm – Instinkte, Bedürfnisse –, die ihm fremd und unheimlich waren und über die er nicht allzu genau nachdenken wollte.

Der Unterricht vorhin hatte zumindest ihm etwas mehr Sicherheit gegeben. Es war ihm sogar für ein paar Sekunden gelungen, die Geruchsbelästigung aktiv auszublenden. Wie Brian erklärt hatte, würde ihnen allen das mit der Zeit und entsprechender Übung in Fleisch und Blut übergehen.

Auch das Problem mit den Nahrungsmitteln war nicht so schlimm, wie sie alle befürchtet hatten. Sie hatten die Fische zubereitet, die Patrick gefangen hatte, und gelernt, dass sie für ihre veränderten Geschmackssinne hervorragend schmeckten, wenn sie nur kurz und vor allem nicht zu scharf angebraten waren und nicht oder nur wenig gewürzt wurden. Kayla hatte ihnen gezeigt, wie sie mit Kräutern eine natürliche Würze erreichen konnten, ohne Fleisch, Fisch oder Gemüse zu versalzen. Allerdings, so rieten die erfahrenen Werwölfe dringend, sollten sie sich im Laufe der Zeit an normale menschliche Nahrung gewöhnen und lernen, sie zu essen, ohne sie auszuspucken oder wieder zu erbrechen. Das war essenziell für ihre Tarnung als Menschen.

Immerhin lösten die Kräuter auch das Problem mit dem Deodorant, der Seife und dem Waschmittel. Kayla und Annie wollten ihnen morgen zeigen, wie man aus Naturmaterial wolfsnasenfreundliche Waschmittel herstellen konnte. Und sich den Körper mit Kräutern einzureiben, besonders die Achselhöhlen, war ein uralter Indianertrick, um Schweißgeruch zu binden.

Wie es aussah, war es tatsächlich nur eine Frage der Gewöhnung an die veränderten Umstände, damit sie mit ihrer neuen Existenz klarkamen. Das gab zumindest ihm Hoffnung.

Sein Handy klingelte. Obwohl er es stumm geschaltet hatte, hörte er den Ton, das es durch die Vibration von sich gab, überlaut. Ein Blick auf das Display zeigte ihm, dass der Anrufer Ronan Kerry war.

»Hallo Ronan.«

»Hallo Kevin. Wie geht es dir? Euch?«

»Wir kommen klar. Na ja, mit der Zeit. Das wird schon. Brian meint, dass ich schon in ein paar Tagen gefahrlos wieder zum Dienst erscheinen kann. Vielleicht übermorgen«

»Das habe ich Taggart auch gesagt. Er fragte nach dir und wünscht dir gute Besserung. Aber deswegen rufe ich nicht an. Jäger sind in der Stadt. Sie haben versucht, mich nach allen Regeln der Kunst nach euch auszufragen. Sie haben sogar eine Wanze in meinem Büro angebracht, um zu erlauschen, ob ich was weiß. Leider habe ich das Ding zu spät bemerkt.«

»Was soll das heißen?«

Kevin verspürte den Impuls, die Jäger in Stück zu reißen und jeden anderen, der sein Rudel bedrohte. Solche Regungen hatte er doch früher nicht gehabt. Er neigte grundsätzlich nicht zu übermäßiger Gewalttätigkeit. Seit er ein Werwolf war ... Oh Gott, zu was für einem Monster war er geworden? Würde er noch werden? In diesem Moment begriff er in aller Deutlichkeit, wie schmal der Grat zwischen dem lichten und dem dunklen Pfad war. Er konzentrierte sich auf das, was Ronan ihm erklärte.

»Ich hoffe, ich konnte die Katastrophe noch abwenden, aber dafür gibt es keinen Beweis. Ihr müsst jedenfalls vorsichtig sein. Wir kassieren sie ein, sobald wir sie gefunden haben. Aber das ist natürlich keine Garantie für eure Sicherheit. Die brauchen nur ihre Zentrale zu benachrichtigen, dann rollt eine ganze Killerschwadron durch Cleveland. Und ich möchte nicht auf die harte Tour erfahren, wen die hier alles aus den Löchern treiben. Auf euch stoßen sie dann früher oder später auf jeden Fall.«

»Oh Gott!« Bitte nicht. Nur das nicht!

»Keine Sorge. Sam und ich kommen heute Abend zu euch. Ich bin mir sicher, dass sie ein paar Tricks kennt, um euch zu schützen. Bis dahin haben wir hoffentlich diese beiden Scheißstypen verhaftet. Aber wo zwei sind, können theoretisch noch mehr sein. Also passt auf euch auf.«

»Danke, Ronan.«

Er unterbrach die Verbindung. Brian kam aus dem Haus und sah ihn besorgt an. Dank seines scharfen Gehörs hatte er zumindest Kevins Worte mitbekommen und daraus geschlossen, dass etwas nicht stimmte.

»Jäger.«

Brian seufzte; aber nicht in einer Weise, die darauf schließen ließ, dass er übermäßig beunruhigt wäre. Eher so, als hätte man ihn zum Küchendienst verdonnert, zu dem er absolut keine Lust hatte. Er machte eine Kopfbewegung nach drinnen. »Das müssen wir besprechen.«

Fünf Minuten später saßen sie alle am Küchentisch – der einzige Tisch im Haus, an dem sie alle Platz hatten – von dem sie erst eine halbe Stunde zuvor aufgestanden waren. Kevin erläuterte ihnen die Situation.

»Das ist noch kein Grund zur Beunruhigung.« Brians Stimme klang vollkommen gelassen. »Es gibt eine Menge erprobter Strategien, um Jäger auszutricksen. Allen voran den, dass man ihnen aus dem Weg geht.«

»Wie denn?« Mandy Blake klang völlig verängstigt.

Annie legte ihr den Arm um die Schultern und lächelte. »Wir haben ihnen gegenüber einen enormen Vorteil.« Sie tippte sich an die Nase. »Unseren Geruchssinn. Fast alle Anderswesen haben dieselbe Schwäche: Silber ist für uns tödlich. Nebenbei: Aus diesem Grund müsst ihr alle, die ihr Silberschmuck besitzt, den verkaufen oder verschenken. Aber nicht alles auf einmal und nicht alle gleichzeitig. Das würde auffallen. Nicht nur den Pfandleihern und Juwelieren. Die Jäger hacken sich auch in deren Datenbanken. Eine Häufung von Silberverkäufen ruft sie sofort auf den Plan.«

»Und inwiefern sollte das ein Vorteil sein?« Mandy schüttelte den Kopf.

»Die Jäger wissen, dass sie uns mit Silber töten können. Deshalb haben sie ihren gesamten Munitionsvorrat mit Silber präpariert und tragen Silbermesser bei sich. Mit anderen Worten, sie stinken förmlich nach Silber, und zwar intensiver als jeder normale Mensch, der sich nur mit Silberschmuck behängt hat.«

»Wenn ihr also irgendwo eine bewegliche Ansammlung von Silber riecht, ist es mit großer Wahrscheinlichkeit ein Jäger«, ergänzte Tom. »Da wir ihn aufgrund des Geruchs sehr viel eher bemerken als er uns, können wir in ungefähr 98 Prozent aller

Fälle verschwinden, ehe die uns überhaupt sehen.« Er blickte eindringlich in die Runde und Patrick besonders lange an. »Merkt euch bitte: Die beste Strategie, uns und unsere Art zu schützen und das Geheimnis unserer Existenz zu wahren, ist, jeden Konflikt im Vorfeld zu vermeiden, bei dem wir in den Fokus von irgendjemandem geraten könnten. Wir dürfen nicht auffallen.« Er betonte jedes einzelne Wort des Satzes.

Brian nickte. »Deshalb gehen wir auch jedem Streit aus dem Weg.« Auch er fixierte Patrick. »Da wir körperlich stärker sind als jeder Mensch, könnten wir sie buchstäblich mit einem einzigen Finger außer Gefecht setzen. Aber das würde eine Menge Aufmerksamkeit erregen und die Jäger auf den Plan rufen. Darum lassen wir uns niemals provozieren und gehen aus der Situation raus, vermeiden, in einen Streit verwickelt zu werden. Das ist kein Akt der Feigheit, sondern Vernunft.«

Chris hob abwehrend die Hände. »Kein Problem«, versicherte er. »Auf mir hacken sie sowieso alle nur rum. Ich bin es gewohnt, den Leuten aus dem Weg zu gehen.«

Patrick war nicht so leicht zu überzeugen. »Was ist, wenn wir einem Streit nicht ausweichen können? Gerade Chris kann ein Lied davon singen, dass man manchmal von einer ganzen Gruppe eingekreist wird, die einem keinen Ausweg lässt.«

»Ja, deine Bande von Quarterback-Bullies ist darin unübertroffen«, klagte Chris bitter. »Aber keine Sorge. Ich sehe sie immer schon von Weitem kommen und bin mittlerweile ganz gut im Weglaufen. Und ansonsten lasse ich die Prügel über mich ergehen.«

»Das ist die richtige Einstellung«, stimmte Tom ihm zu. »Aber wir müssen uns nicht alles gefallen lassen. Ihr wisst, dass auch Menschen in gewisser Weise ihre Rangkämpfe ausfechten, indem sie sich gegenseitig in die Augen starren, bis einer zurückschneidet. Sehr oft hilft das im Vorfeld bereits. Im Moment ist jedoch wichtig, dass wir keine Aufmerksamkeit erregen, solange die Jäger in der Stadt sind.«

»Da Sam nachher kommt«, ergänzte Brian, »werden wir sie fra-

gen, ob sie einen Zauber kennt, der bewirkt, dass man euch in Zukunft in Ruhe lässt, solange ihr keinen Streit vom Zaun brecht.«

Ein Wagen fuhr vor und hielt auf einem der Stellplätze vor dem Küchenfenster. Alle reckten die Hälse, um zu sehen, wer der Besucher war.

»Oh Scheiße!« Sheila sprang auf und blickte mit einem Ausdruck von Panik um sich.

Kevin verspürte den Impuls, sich schützend vor sie zu stellen und jeden in Stücke zu reißen, der für ihre Panik verantwortlich war. Er versuchte zu erkennen, was sie dort draußen so erschreckt hatte. Ein Ehepaar etwa Mitte vierzig stieg aus einem eleganten Wagen und schaute sich um.

»Das sind meine Eltern.« Sheila blickte sich gehetzt um. »Was mache ich denn jetzt?«

»Keine Panik.« Kevin lächelte beruhigend. »Du hast nichts gemacht. Also kannst du ganz souverän mit ihnen umgehen.«

Die anderen standen augenblicklich auf und verschwanden eilig in ihren Apartments und Gästezimmern.

Sheila warf ihm einen Blick zu, als hätte er etwas Dummes gesagt. »Du kennst meine Eltern nicht. In ihren Augen mache ich doch ständig was, das sie missbilligen. Und jetzt bin ich gleich mehrerer Verbrechen schuldig.« Sie zählte an den Fingern auf. »Ich bin umgezogen, ohne sie um Erlaubnis zu fragen. Ich wohne statt auf dem Campus in einer Wohngemeinschaft mit mehreren Männern unter einem Dach, von denen einer mein Vater sein könnte. Und der ist garantiert ein ›dirty old man‹ mit unlauteren Absichten. Die neue Wohnung ist auch noch meilenweit vom Campus entfernt, was in ihren Augen ein Beweis dafür ist, dass ich das Studium schon aufgegeben habe. Dann habe ich mehrere Vorlesungen geschwänzt, weil ich angeblich krank bin, was in ihren Augen eine glatte Lüge ist, sobald sie mich gleich gesund und munter sehen. Und das schlimmste Verbrechen: Ich habe an der unerlaubten Party teilgenommen, bei denen meine Kommilitonen umgekommen sind, und habe nicht sofort im Anschluss

nach meinem Anwalt, nämlich meinem Vater verlangt.«

Er musste lachen. »Komm schon, Sheila, so schlimm wird das schon nicht. Deine Eltern müssten schon verdammt dämlich sein, um so zu reagieren.«

»Ha! Eltern *sind* so. Was hattest du denn für welche, dass du das nicht weißt?«

»Seit meinem achten Lebensjahr keine mehr. Ich bin in Kinderheimen und bei wechselnden Pflegeeltern groß geworden.«

Sheila errötete. »Tut mir leid, Vin. Ich wollte nicht ...«

Das Klingeln an der Tür unterbrach sie. Sie schloss die Augen und atmete tief ein. Kevin hielt sie zurück, als sie öffnen gehen wollte.

»Ich bin der Hausherr. Du weißt schließlich noch gar nicht, dass deine Eltern vor der Tür stehen.«

Er ging zur Tür und öffnete, als Sheilas Vater den Finger zum Dauerläuten auf den Klingelknopf legen wollte. »Sie wünschen?«

Er musste sich beherrschen, um nicht angeekelt die Nase zu rümpfen. Die Frau stank nach einer so scharfen Chemikalie – Parfüm –, dass ihm übel wurde. Der Mann roch nicht minder ekelhaft nach Rasierwasser und unter einem stinkenden Deodorant nach Schweiß. Die Kleidung dünstete den Geruch nach Bügelstärke und Waschmittel aus, vermischt mit allem, was in letzter Zeit in seiner Nähe gekocht worden war. Kevin atmete so flach er konnte.

Sheilas Eltern musterten ihn befremdet. »Wer sind Sie?«, verlangte ihr Vater autoritär zu wissen.

Kevin verspürte das dringende Bedürfnis, ihn aus seinem Territorium zu vertreiben. Er beherrschte sich. »Das sollte ich wohl eher Sie fragen, da Sie an meiner Tür geklingelt haben und bis jetzt nicht den Anstand besaßen, sich vorzustellen.«

Wenigstens Sheilas Mutter besann sich auf ihre Manieren. »Unser Name ist Partridge. Wir wollen unsere Tochter sehen. Man sagte uns, dass sie jetzt hier wohnt.«

Er trat zur Seite und forderte die beiden mit einer Handbewe-

gung auf einzutreten. »Miss Partridge! Besuch für Sie!« Er reichte erst Mrs. Partridge, dann Mr. Partridge die Hand. »Kevin Bennett, Hauseigentümer und Vermieter Ihrer Tochter.«

Partridge funkelte ihn an. »Sie sind also der Kerl, der junge Menschen mit billigen Mieten in diese abgelegene Gegend lockt.« Er blickte sich um. »Was tun Sie hier? Orgien feiern? Drogen konsumieren? Ich werde die Polizei informieren!« Er griff zu seinem Handy.

»Dad!« Sheila starrte ihn befremdet an und schüttelte den Kopf.

Kevin zückte seinen Dienstausweis, den er gewohnheitsmäßig in der Hosentasche trug, und hielt ihn Partridge unter die Nase. »Die ist schon da. Detective des Homicide Departments. Aber es steht Ihnen frei, meine Kollegen zu rufen. Die können immer ein bisschen Erheiterung gebrauchen.«

»Dad, bitte. Du blamierst mich.«

»Sheila, Schätzchen, geht es dir gut?« Ihre Mutter eilte auf sie zu.

Offenbar hatte Sheila dieselben Probleme mit den Gerüchen, die ihre Eltern ausdünsteten, aber nicht Kevins Selbstbeherrschung. Als ihre Mutter sie in den Arm nahm, musste sie würgen. Da sie es nicht schnell genug in ihr Badezimmer geschafft hätte, ohne ihre überragenden körperlichen Fähigkeiten vor ihren Eltern zu demonstrieren, rannte sie zur Haustür hinaus und erbrach sich über das Geländer der Veranda.

»Sheila, Schätzchen! Bist du krank?« Ihre Mutter streichelte ihren Rücken. Sheila übergab sich erneut, bis ihr Magen völlig leer war.

Kevin brachte ihr ein Glas Wasser. Sie spülte sich nur den Mund aus, trank aber nicht davon aus Angst, sich dann noch mal übergeben zu müssen.

»Habe ich euch doch gesagt«, brachte sie schwach heraus.

»Was ist es denn? Warst du beim Arzt?«

»Ja, Mom. Es ist eine Magen-Darm-Infektion. Und der Doktor hat mir ein Medikament gegeben und mir Bettruhe verordnet.

Ich dachte, es ginge mir heute schon besser, aber ich habe mich wohl überschätzt. Ich lege mich wieder hin.«

»Ich lasse einen Arzt meiner Wahl dich untersuchen«, drohte ihr Vater und funkelte Kevin an. »Und sollte der feststellen, dass hier Drogen im Spiel sind ...«

»Mr. Partridge, Sie sollten Ihrer Tochter eine Pause gönnen. Vielleicht ist Ihnen nicht bewusst, dass sie und ihre Kommilitonen vor gerade mal fünf Tagen Zeugen waren, wie ein Rudel wilder Hunde ihre Freunde zerfleischt hat. Sie und die anderen hätten auch beinahe dran glauben müssen. Das steckt man nicht eben mal so weg. Sie sind alle traumatisiert und haben sich in mein Haus geflüchtet, weil es weit genug vom Ort des Geschehens weg ist und sie sich hier sicher fühlen. Vor allem werden sie hier nicht von Reportern belästigt. Die Polizei hat ein paar Psychologen abgestellt, die ihnen helfen, das Trauma zu verarbeiten. Und Sie haben nichts Besseres zu tun, als hier aufzutau-chen, haltlose Beschuldigungen auszustoßen und Ihre Tochter unter Druck zu setzen, statt ihr zu sagen, dass Sie sie lieben und froh sind, dass sie noch lebt.« Er starrte Partridge in die Augen. »Sie lieben sie doch, oder?«

»Selbstverständlich«, versicherte Mrs. Partridge und blickte Sheila mitfühlend an. »Oh, Schätzchen!« Sie nahm sie in die Arme.

Sheila unterdrückte einen neuen Würgereiz. Unvermittelt kamen ihr die Tränen. Sie drückte ihren Kopf an die Schulter ihrer Mutter und schluchzte heftig. Ihre Mutter reagierte wie alle Mütter, wenn ihr Kind leidet. Sie tat alles, um Sheila zu trösten. Sheila führte sie in ihr Zimmer. Ihr Vater folgte nach einem letzten Blick auf Kevin.

Er atmete auf, als sich die Zimmertür hinter ihnen geschlossen hatte, und riss die Fenster auf, um den Gestank der Zivilisation rauszulassen. Die kühle Septemberluft tat ihm gut. Er nahm eine Schaufel aus dem Geräteschuppen neben dem Haus und schaufelte Erde über Sheilas Erbrochenes. Früher hatte er den Gestank von Erbrochenem als ekelhaft empfunden und der ihn zum Wür-

gen gereizt. Jetzt machte er ihm nichts mehr aus, denn die Gerüche waren natürlich und ähnelten denen aus den frisch aufgerissenen Eingeweiden des Rehs, das sie neulich erjagt hatten.

Bei dem Gedanken daran empfand er ein erregendes Kribbeln am ganzen Körper und den Wunsch, seine Zähne in das warme Fleisch seiner Beute zu schlagen. Gott, was war aus ihm geworden? Zwar hatte er schon immer gern gejagt, seit ein Kamerad aus der Polizeischule ihn mit auf einen Jagdausflug mit seinem Vater mitgenommen hatte, der ihm das Jagdhandwerk beibrachte. Aber er hatte noch nie dieses erregende Gefühl dabei empfunden, das er nur als Blutdurst bezeichnen konnte. Keine Lust am Töten, sondern nur die Freude am Geschmack frischen Blutes und noch warmen, rohen Fleisches.

Er schüttelte diese Gedanken ab. Sheila hatte die Fenster ihres Zimmers aufgerissen und so konnte er ihre Unterhaltung mit ihren Eltern mehr als deutlich hören. Verständlicherweise versuchten sie, ihre Tochter zu überreden, mit ihnen nach Hause zu kommen, wo sich der Hausarzt um sie kümmern, die Mutter sie verwöhnen und das Dienstmädchen sie umsorgen würde. Vor allem fragten sie mehrmals nach, ob Kevin wirklich ein Homicide Detective war und ob er ihr wirklich niemals zu nahe getreten wäre.

Mr. Partridge interessierte sich dagegen mehr dafür, ob er jemanden wegen des Traumas seiner Tochter verklagen könnte. Wem gehörten die Hunde? Hatte die Polizei geschlampt, dass es zu den Todesfällen gekommen war? Oder lag Sheilas Zustand daran, dass diese Polizeipsychologen ihr Handwerk nicht verstanden? – Was? Die waren *Indianer*?

Der Mann war Kevin zutiefst unsympathisch. Er redete sich ein, dass seine Eltern nie so gewesen wären wie die Partridges. Mal abgesehen davon, dass sein Vater ein hart arbeitender Auto-mechaniker gewesen war und die Familie sich zwar ein Haus hatte kaufen, sich aber nie den Luxus eines Dienstmädchens hätte leisten können; oder wollen. Was er von ihnen noch in Erinnerung hatte, war Liebe, Unterstützung und Ermutigung, die sie

ihm immer gegeben hatten. Da er aber nicht ausschließen konnte, dass sein Verhältnis zu ihnen sich im Laufe der Jahre negativ entwickelt hätte, war er in gewisser Weise ganz froh, dass ihm diese Erfahrung erspart geblieben war. So konnte er seine Eltern immer als die besten der Welt in Erinnerung behalten.

Die Partridges ließen sich schließlich davon überzeugen, dass ihre Tochter in ihrer neuen Wohnung gut aufgehoben war, und fuhren wieder nach Hause. Sheila flüchtete aus ihrem Zimmer auf die Veranda und sog tief die frische Luft in ihre Lungen. Kevin stellte die Schaufel ab und nahm in einem der drei Schaukelstühle auf der Veranda Platz. Er wollte lieber hier draußen warten, bis die Duftspur der Partridges aus dem Haus einigermaßen verflogen war.

»Mann, kaum zu glauben, dass wir auch mal so gestunken haben.« Sie rümpfte die Nase und blickte Kevin an. »Tut mir leid, was meine Alten an Bullshit von sich gegeben haben. Du hast meinen Vater gehört. Solange ich mein Studium nicht vernachlässige, sobald ich wieder ›gesund‹ bin, werden sie mich hier nicht noch mal belästigen.« Sie blickte ihn besorgt an. »Aber er wird natürlich alles überprüfen. Auch ob das Haus wirklich dir gehört und überhaupt.«

»Kein Problem.« Er lächelte beruhigend. »Sam hat dafür gesorgt, dass mit dem Haus alles seine Richtigkeit hat. Beruflich deckt mich mein Vorgesetzter und Partner Ronan Kerry, und wenn dein Vater sich in Carlsbad nach mir erkundigt, wird er auf einen engagierten Detective stoßen, der eine der höchsten Aufklärungsquoten hatte und dem man deshalb am liebsten die Versetzung nach Cleveland verweigert hätte.«

Sie ließ sich in den Schaukelstuhl neben ihm fallen und blickte unglücklich zum Wald hinüber. Lange. »Ich habe das Gefühl, tot zu sein. Irgendwie jedenfalls. Gleichzeitig fühle ich mich so lebendig wie nie zuvor.«

Er nickte. »Ich weiß, was du meinst. Geht mir genauso.« Er berührte leicht ihren Arm. »Kopf hoch, Sheila. Wir schaffen das. Andere vor uns haben es geschafft, mit dieser neuen Existenz zu-

rechtzukommen, dann schaffen wir das auch. Immerhin waren früher die Zeiten schlimmer. Scheiterhaufen und so. Also geht es uns noch vergleichsweise gut.«

Sie seufzte. »Ach, Vin.«

Er lächelte. »Warum nennst du mich eigentlich Vin?«

Sie sah ihn an, als wäre ihr das noch gar nicht bewusst geworden. Nach einer Weile zuckte sie mit den Schultern. »Das passt zu dir. Wenn ich dich ansehe, dann sehe ich – Vin. ›Kevin‹ ist so ein saudämlicher Kommilitone, den ich jedes Mal in den Arsch treten möchte, wenn ich ihn bloß sehe.« Sie verzog das Gesicht. »Aber wenn du das nicht magst ...«

Er lachte. »Unter diesen Umständen ist Vin ein Kompliment. Gefällt mir. Ehrlich. Es war bisher nur noch niemand darauf gekommen, mich so zu nennen.«

»Wie haben dich deine Eltern genannt?« Sie schlug sich die Hand vor den Mund. »Sorry, ich wollte keine alten Wunden aufreißen.«

»Hast du nicht, Sheila.« Seine Eltern hatten ihn Vinnie genannt, bis er in die Schule kam. Danach war sein Vater zu Kevin übergegangen und seine Mutter zu Kevvie. So glaubte er sich zu erinnern. Aber die sieben Jahre, die er mit seinen Eltern gelebt hatte, waren trotz unzähliger Therapien immer noch nebulös, sodass er nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob er sich das nicht nur in seiner Fantasie ausmalte. »Ich erinnere mich nicht mehr.«

Sie sah ihn nachdenklich an und wirkte in diesem Moment erheblich reifer als die neunzehn Jahre, die sie zählte. Nach einer Weile nickte sie. »Ich hatte mal eine Freundin. Hester. Sie hat ihre Eltern durch einen Unfall verloren. Sie konnte sich danach auch an viele Dinge nicht mehr erinnern, die mit ihren Eltern zu tun hatten.« Sie blickte ihn an. »War es bei deinen Eltern auch ein Unfall?«

Er seufzte. »Sie wurden ermordet.« Er erwiderte ihren Blick. »So wie du den Tod deines Freundes Jimmy miterleben musstest, so habe ich mit ansehen müssen, wie meine Eltern ermordet wurden. Und das Wesen, das sie getötet hat, war so etwas wie

ein – Wolfsdämon. Ich weiß also ganz genau, wie du dich fühlst.« Er nickte nachdrücklich. »Man kommt darüber hinweg, glaub mir. Aber es dauert seine Zeit.«

Allerdings war sein Erlebnis mit dem Kynokephalos, wie diese spezielle Art von Dämonen genannt wurde, wieder in ihm hochgekocht, als die Werwölfin ihn angegriffen hatte. Vielleicht hatte er deshalb den Bruchteil einer Sekunde zu lange gezögert, sich zur Seite zu werfen, und war deshalb gebissen worden. Egal. Die Dinge waren geschehen und ließen sich nicht mehr rückgängig machen.

»Das tut mir leid, Vin.«

»Muss es nicht.« Er stand auf. »Gehen wir rein und lernen wir noch ein bisschen, uns als Menschen zu tarnen.«

5. Tag nach Vollmond

Commander Taggart hatte persönlich übernommen, Simon Black und Dora Greene zu verhören. Ronan konnte schon an seiner Haltung erkennen, dass Taggart verdammt sauer war. Eine Streife hatte die beiden festgenommen, als sie erst ein paar Blocks vom Gebäude des Homicide Departments in der 1300 Ontario Street entfernt gewesen waren.

»Anwalt«, verlangte Black, noch bevor Taggart etwas gesagt hatte.

»Den werden Sie auch brauchen. Sie haben versucht, das Department auszuspionieren. Ich will wissen warum.«

»Anwalt.« Black ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich sage Ihnen, was wir wissen, Mister. Sie arbeiten nicht für die *Cleveland Sun*. Sie werden dort zwar beide als Freelancer geführt, und zwar seit genau drei Tagen, haben aber noch keinen einzigen Artikel verfasst. Sie kommen beide aus Minneapolis und wohnen im Hampton Inn. Ach ja, und laut Steuerunterlagen sind Sie beide Privatschnüffler, die für eine Detektei namens

PROTECTOR Inc. in Minneapolis arbeiten. Was haben Sie von Lieutenant Kerry gewollt?«

Black schüttelte den Kopf. »Anwalt.«

Dora Greene blickte auf die Tischplatte vor sich. Schließlich sah sie auf in einer Art, die wirkte, als füge sie sich in ein unvermeidliches Schicksal. »Wir haben die Wahrheit gesagt.«

»Dora!«, fuhr Black ihr über den Mund. »Ohne Anwalt sagen wir nichts.«

Sie sah ihn an. »Ach, das ist doch Unsinn. Wir bekommen mit oder ohne Anwalt wegen des Abhörversuches eins aufs Dach. Und ein Anwalt würde uns auch raten, die Wahrheit zu sagen, damit nicht noch schlimmere Vorwürfe im Raum stehen bleiben.« Sie wandte sich an Taggart. »Was wir Lieutenant Kerry von den möglicherweise existierenden genmanipulierten Hunden erzählt haben, ist die Wahrheit. Allerdings recherchieren wir tatsächlich nicht für einen Zeitungsartikel, sondern für die Frau eines Wissenschaftlers, der auf diesem Gebiet forscht. Er ist seit zwei Jahren verschwunden. Die Polizei sucht nicht mehr nach ihm. Das hat sie von Anfang an nur halbherzig getan, weil sie davon ausgegangen ist, dass er sich abgesetzt hat, weil seine Ehe in der Krise steckte. Der einzige Anhaltspunkt, den wir haben, ist seine Forschung mit den Hunden.«

Taggart verzog das Gesicht. »Mal angenommen, wir glauben Ihnen das.«

»Unser Boss wird es Ihnen bestätigen«, warf Black anstelle einer erneuten Forderung nach einem Anwalt ein. Er machte ein Gesicht, als hätte er sich ebenfalls in die Situation gefügt und begriffen, dass nur die Wahrheit ihnen weiterhalf.

»Das erklärt aber noch lange nicht Ihren Lauschangriff.« Taggart war nicht bereit, ihnen zu glauben.

Black verzog das Gesicht. »Wir dachten, Lieutenant Kerry weiß was, das er uns verheimlicht. Falls der Verdacht unserer Auftraggeberin zutrifft, stecken Regierungskreise in der Sache drin, die den Behörden – also Ihnen – möglicherweise einen Maulkorb verpasst haben. Falls unser Verdacht zutrifft, hätte der Lieuten-

ant postwendend nach unserem Abgang eine entsprechende Stelle angerufen und sie informiert, dass man ihr auf der Spur ist.«

»Wir wollen doch nur den Mann unserer Klientin finden«, ergänzte Dora Greene. »Und ja, es war absolut nicht korrekt von uns, dass wir die Wanze am Schreibtisch angebracht haben. Tut uns leid.«

»Was uns noch viel mehr leidtun wird, sobald unser Boss davon erfährt«, ergänzte Black zerknirscht. »Wir können von Glück sagen, wenn er uns nicht feuert.«

Ronan, der als vorgeschriebener zweiter Vernehmungsbeamter ebenfalls anwesend war, zollte den beiden stillschweigenden Respekt. Wenn er es nicht besser wüsste, er würde ihnen die Story abnehmen. Besonders im Hinblick darauf, dass er beziehungsweise Taggart selbstverständlich den Leiter der PROTECTOR-Zweigstelle in Minneapolis anrufen würden, um sich von ihm die Story bestätigen zu lassen, was dieser selbstverständlich tun würde. Da PROTECTOR Inc. als Detektei im ganzen Land einen ausgezeichneten Ruf genoss, würde zumindest Taggart ihm glauben, auch dessen garantiert erfolgreicher Versicherung, dass er Black und Greene auf der Stelle feuern würde, da die Detektei sich nicht leisten konnte, dass ihr Ruf durch den Übereifer zweier Mitarbeiter beschädigt wurde. Natürlich würde er das nicht tun, aber die beiden inszenierten ihre Zerknirschung und die Angst um ihren Job wirklich perfekt.

Nicht zu vergessen, dass Simon Black den erlaubten Anruf, den er tätigen durfte, nicht mit einem Anwalt geführt hatte, wie Ronan mit seinen schwachen telepathischen Kräften erspürt hatte. Das hatte Dora Greene für sie beide getan. Ronan machte jede Wette, dass Black mit seinem Boss telefoniert und ihn gewarnt hatte. Und natürlich hatte er in dem Zug PROTECTOR bestätigt, dass hier höchstwahrscheinlich Werwölfe ihr Unwesen trieben.

Das war alles seine Schuld. Er hätte sich nie auf das Interview einlassen dürfen. Hätte die beiden unter einem Vorwand hinauskomplimentieren sollen, als er sie als Jäger erkannt hatte. Ver-

dammt, der Fehler konnte sie alle noch teuer zu stehen kommen.

Taggart blickte ihn an. »Haben Sie postwendend mit jemandem telefoniert, Kerry?«

»Ja, Sir. Mit meiner Frau. Ich habe sie gefragt, ob sie Zeit hat, dass wir heute Abend meinem Partner Kevin Bennett eine Hühnersuppe bringen, damit er seine Erkältung bald überwunden hat. In dem Fall wollte ich nach Dienstschluss noch eine Flasche Whiskey besorgen. Heißer Whiskey ist ein altes irisches Familienrezept zum Kurieren von Erkältungen.«

Die Ausrede erklärte, warum Kevins Name gefallen war. Wenn er den Anruf abstritt, würden die beiden Jäger auf der Stelle wissen, dass er log, um Kevin zu decken. Nachdem Molly Spring die Aufzeichnung gelöscht hatte, war das glaubhaft, falls sie den Mitschnitt nicht schon zwecks Übersetzung weitergeleitet hatten. Sollte das der Fall sein, hatte er zumindest etwas Zeit gewonnen. Black und Greene würden wahrscheinlich auf Kautiön freigelassen werden. Das dauerte mindestens einen Tag. Bis eventuell von ihnen angeforderte Verstärkung hier wäre, würde es auch einen Tag dauern, falls sie nicht hier in der Gegend Jägerfreunde hatten, die schneller vor Ort sein konnten. Und Sam fand hoffentlich heute Abend eine Lösung für das Problem.

Taggart blickte die beiden kalt an. »Sie haben es gehört. Mal ganz abgesehen davon, dass ich Ihnen Ihre Story sowieso nicht glaube, überlasse ich alles Weitere dem Staatsanwalt. Und den Kollegen in Minneapolis werden wir stecken, dass sie Ihren Verein mal gründlich unter die Lupe nehmen sollten. Für den Fall, dass der noch mehr Dreck am Stecken hat. Sie beide bleiben erst mal in Haft.« Er nickte den beiden Officers zu, die wartend an der Tür standen. »In die Zelle mit denen.«

Ronan wartete, bis Black und Greene abgeführt worden waren. »Es tut mir leid, Sir. Ich hatte die Typen überprüft, aber offenbar nicht gründlich genug. So was wird nie wieder vorkommen, Sir.«

»Schon gut, Lieutenant. Ist uns allen schon passiert. Jetzt werden wir denen und ihrer Detektei mal ordentlich einheizen. Ich

wette, wir, vielmehr die Kollegen in Minneapolis, finden etliche Leichen in deren Keller.«

Ronan nickte. Selbst wenn Taggart recht behielt, löste das nicht das Problem. *Gott, bitte, lass diesen Kelch an uns vorübergehen.*

Sergej »Sarge« Kaminsky legte den Hörer auf und fluchte.

Lucy Huang sah von dem Bericht auf, an dem sie arbeitete. »Was ist los, Sarge?«

»Dora und Simon stecken in Schwierigkeiten. Sie haben im Büro des Ermittlungsbeamten für diesen Hundefall eine Wanze angebracht, und er hat sie gefunden. Die beiden wurden verhaftet.«

»Scheiße. Das volle Notfallprogramm?«

Sergej schüttelte den Kopf. »Nur Stufe eins: Ja, die beiden arbeiten für uns, nein wir haben sie niemals autorisiert, solche unlauteren Mittel anzuwenden, weshalb sie postwendend gefeuert sind. PROTECTOR hat schließlich einen Ruf zu verlieren.«

Und Sergejs Aufgabe als Leiter der Zweigstelle in Minneapolis war nicht nur, den unter allen Umständen zu wahren, sondern vor allem auch die geheimen, aber wichtigsten Aktivitäten der Detektei unter Verschluss zu halten: die Jagd auf Werwölfe.

Sergej war zwar in den USA geboren, aber schon sein Vater war Werwolfjäger gewesen und hatte so manches von den Bies-tern in Russland zur Strecke gebracht, wo es erheblich mehr von ihnen gab als hierzulande. Leider zerfielen Werwölfe nicht wie Vampire zu Staub, wenn man sie tötete, sondern nahmen im Augenblick des Todes ihre menschliche Gestalt an, wenn man sie als Wölfe tötete. So kam es, dass eines Tages ein Mensch Zeuge gewesen war, wie Sergejs Vater eine Frau erschossen hatte, die ein ganz normaler Mensch zu sein schien. Das hatte die Polizei auf den Plan gerufen, in deren Führungsspitze obendrein ein Werwolf saß, der alles daransetzte, den Jäger auszuschalten.

Mihail Kaminsky war mit seiner schwangeren Frau aus dem

Land geflohen und hatte es in die USA geschafft, wo er nach der Einbürgerung seine Jagd fortgesetzt hatte. Am Ende hatte er eben dadurch den Tod gefunden; aber nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, durch einen Werwolf, sondern durch einen *Gaki*, einen Seelenfresser. Sergej war in seines Vaters Fußstapfen getreten und hatte jahrelang allein gejagt, bis er auf einen Jäger von PROTECTOR getroffen war, der hinter demselben Werwolf her war wie er. Sie hatten sich zusammengetan, und Sergej war im Anschluss der Detektei beigetreten.

Inzwischen war er Leiter der Zweigstelle und der führende Spezialist für Werwölfe. Er kannte alle ihre Tricks, sich als Menschen zu tarnen, wusste genau, welche Gegenden für sie besonders attraktiv waren, kannte ihre Stärken und Schwächen und wusste, wie man ihnen effektiv Fallen stellen konnte, um sie zu töten, ohne dass es Konflikte mit der Polizei gab. Erst recht erkannte er auf den ersten Blick, welcher Sachverhalt aus einem Medienbericht oder von einem Informanten eine vielversprechende Spur zu einem Werwolf war. Seine Trefferquote lag bei neunzig Prozent. Deshalb war er sich auch in dem Fall in Cleveland sicher, dass die dortigen Vorkommnisse von Werwölfen verursacht worden waren.

Er riss das oberste Blatt von seinem Notizblock und legte es Lucy auf den Tisch. »Sei so gut und leg eine Akte mit diesen Daten an, die Simon durchgegeben hat. In einem gebrauchten Ordner. Und dann sag Gina Caulfield Bescheid. Sie muss mal wieder unsere Klientin spielen.«

Lucy schnitt eine Grimasse. »Bin ich Anfängerin? Im Ernst, Sarge, du behandelst uns manchmal, als hätten wir von unserem Job keine Ahnung.«

Er lächelte zerknirscht. »Sorry. Ich hoffe, du weißt, dass ich das nicht so meine.«

Sie seufzte, schüttelte den Kopf und machte sich an die Arbeit. Für den Fall, dass ein Jäger oder eine Gruppe in Erklärungsnot kam, wie das mit Simon und Dora geschehen war, gab es spezielle Tricks, um deren Schutzbehauptungen zu belegen. So ver-

fügte PROTECTOR über eine Reihe von Sympathisanten, die zwar von der Existenz von Wergeschöpfen wussten, sich aber nicht berufen fühlten, sich der Detektei als Jäger anzuschließen. Stattdessen brachten sich einige von ihnen ein, indem sie die Jäger deckten und sich im Bedarfsfall als Klienten ausgaben, die der Polizei gegenüber jede Story bestätigten, die die Jäger behauptet hatten.

Lucy rief als Erstes Gina Caulfield an. Die fünfzigjährige Frau lebte allein und war erst vor knapp zwei Jahren nach Minneapolis gezogen. Das passte zu der Story, die Simon und Dora der Polizei in Cleveland aufzischen würden, dass sie im Auftrag einer Klientin deren verschwundenen Mann suchten. Da Ginas hiesige Nachbarn nie einen Mann bei ihr gesehen hatten, der bei ihr wohnte, würden sie nichts anderes aussagen können, falls die Polizei sie befragte. Und Gina, nachdem Lucy sie gebrieft hatte, würde Simons und Doras Story vollauf bestätigen. Sarge würde umgehend dafür sorgen, dass in den Datenbanken, die die Polizei nach dem nicht existierenden Mr. Caulfield durchforsten würde, in wenigen Minuten einer existierte, der von Beruf Genetiker war und seit zwei Jahren als vermisst galt.

Nachdem Lucy Gina informiert hatte, legte sie die Caulfield-Akte an. Für solche Zwecke gab es Textbausteine, die auf ausschließlich externen Festplatten gespeichert waren, und älteres Druckerpapier, das mit Eselsohren und Kaffeeflecken präpariert war, um den Anschein zu erwecken, dass die Akte schon vor Jahren angelegt worden war. Dem Aktenordner wurde eine Ecke abgerissen. Was wie eine zufällige Beschädigung aussah, sagte jedem Ermittler, dass es sich bei dieser Akte um einen Fake handelte, der ausschließlich zur Tarnung diente.

Sollten jemals die Akten beschlagnahmt werden, würden die Prüfer nicht erkennen können, welche echt und welche falsch waren. Die Vortäuschung nicht existierender Zahlungen von zum Beispiel Gina wurden, sofern sie im laufenden Geschäftsjahr angeblich angefallen waren, im Nachhinein als Bareinzahlungen verbucht, oder die jeweiligen Fälle wurden als einer der

jährlichen Pro-Bono-Fälle deklariert, von denen PROTECTOR tatsächlich jedes Jahr mehrere durchführte. Bis jetzt war die Tarnung der Jäger in allen Zweigstellen weltweit absolut wasserdicht.

Sarge kam im selben Moment ins Büro zurück, als das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte. Er schaltete es auf Lautsprecher. »Was hast du für uns, Colm?«

Colm O'Brennan war ein Mitarbeiter der New Yorker Zweigstelle, die sich auf Vampire spezialisiert hatte. Seine Urgroßeltern waren aus Irland eingewandert, und seine Familie hielt die irischen Traditionen immer noch ungebrochen hoch. Colm sprach perfekt Gälisch, weshalb Sarge ihn gebeten hatte, den kurzen Text zu übersetzen, den Simon und Dora von Lieutenant Kerrys Telefonat aufgezeichnet hatten, der seinem Namen nach ebenfalls irischstämmig war.

»Du hattest recht, es ist Gälisch. Amerikanisierter Mayo-County-Dialekt, um genau zu sein. Und den Typen, der da spricht, solltet ihr euch unbedingt vorknöpfen.« Colm schwieg einen Moment. »Ich fürchte, in Cleveland sitzt ein ganzes Nest von nicht nur Werwölfen. Dort gibt es auch mindestens eine Hexe oder Schlimmeres. Der Typ sagte«, Colm las hörbar vor: *»Sam, wir haben ein Problem. Jäger sind in der Stadt. Mindestens zwei. Sie sind zwar in erster Linie hinter Werwölfen her, aber du kennst sie. Sie killen jeden, der zu den Anderen gehört. Ich warne Kevin. Wir müssen uns unbedingt alle zusammensetzen und eine Strategie entwickeln. Kennst du vielleicht einen Zauber, mit dem man vortäuschen kann, dass die Sofortheilung gar nicht stattfindet? Oder irgendwas, damit die nicht mit dem Trick des versehentlichen Kratzens sofort wissen, wer ein Anderer ist.* – Und kurze Zeit später, als er wohl die Wanze entdeckt hat, sagt er noch: *Jesus Christus.*«

»Mein Gott!«, entfuhr es Sarge und Lucy gleichzeitig.

»Amen«, bekräftigte Colm. »Wenn ihr mich fragt, klingt das verdammt danach, dass sich in Cleveland Werwölfe mit Hexen und/oder anderen Missgeburten verbündet haben. Und dieser Typ ist entweder einer von ihnen oder zumindest ein Sympathi-

sant, der sie deckt. Ich melde das Shepherd, Hyatt und Fawkner. Die werden sich mit euch in Verbindung setzen. Die Sache scheint mir für eine Abteilung allein zu groß zu sein.«

»Da stimme ich dir zu. Danke, Colm.« Sarge unterbrach die Verbindung. Er blickte Lucy ernst an. »Sieht so aus, als hätten wir in Cleveland in ein Wespennest gestochen. Dieser Lieutenant Kerry muss ebenfalls eine Missgeburt sein. Kein vernunftbegabter Mensch würde freiwillig Werwölfe schützen, seine eigene Art dadurch verraten und sie ihnen quasi zum Fraß vorwerfen.«

»Oder sie erpressen ihn.«

Sarge schüttelte den Kopf. »Ich verstehe zwar kein Gälisch, aber der Tonfall von diesem Kerry klang mir auf der Aufnahme absolut nicht widerwillig, sondern dienstefrig. Den Kerl knöpfen wir uns in jedem Fall vor. Und diesen Sam ebenfalls. Der ist offenbar ein Hexenmeister oder Schlimmeres.« Er ballte die Faust. »Die kennen zumindest einige unserer Tricks, verdammt!«

Das Telefon klingelte. Winston Shepherd, Chef der New Yorker Zweigstelle, teilte mit, dass sie in einer halben Stunde eine Videokonferenz mit den Leitern der Zweigstellen in Los Angeles und New Orleans sowie der Zentrale in London abhalten würden, um die Sache zu besprechen. Sarge nutzte die Wartezeit, einen von PROTECTORS Anwälten nach Cleveland zu schicken, um Simon und Dora nach Möglichkeit gegen Kautionsaus dem Gefängnis zu holen. Vor Ort waren sie nicht mehr von Nutzen. Aber das machte nichts. Jede Zweigstelle besaß mindestens zwölf gut ausgebildete Jäger. Die restlichen zehn in Minneapolis stationierten hatten momentan sowieso nur herkömmliche Routineaufträge zu erledigen, die sie an die nicht jagenden Mitarbeiter delegieren konnten.

Als die Videokonferenz eine halbe Stunde später stattfand, gab Sarge einen umfassenden Bericht. Cecil Tremaine, Chef der Londoner Zentrale, blickte ernst in die Runde auf dem riesigen Bildschirm, nachdem Sarge geendet hatte.

»Das ist eine sehr schwerwiegende Sache«, stellte er fest und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, wenn sich die Kreaturen jetzt

auch noch miteinander verbünden ...«

»Was heißt hier ›jetzt‹?«, warf Jacintha Hyatt, Leiterin der Zweigstelle in Los Angeles ein, die auf Hexen spezialisiert war. »Nach dem, was Mr. Kaminsky uns gerade berichtet hat, habe ich den Eindruck, dass zumindest in Cleveland die Kreaturen ein gut funktionierendes Netzwerk haben.« Sie zählte an den Fingern auf. »Einen Cop, der sie deckt – und er wird wahrscheinlich nicht der einzige sein –, jemanden im Kriminallabor, der DNA-Analysen fälscht, einen Hexenmeister, der sie mit seinen schmutzigen Zaubertricks schützt, und wer weiß, wer noch alles mit drin hängt.« Sie schüttelte den Kopf. »Das erklärt auch, warum Cleveland bisher so völlig unauffällig war und quasi ein weißer Fleck auf unserer Jägerlandkarte.«

Bradley Fawkner von den Dämonenjägern in New Orleans schüttelte den Kopf. »Mir stellt sich die Frage, warum sie ausgerechnet jetzt auffällig werden, nachdem sie sich wer weiß wie viel Jahre bedeckt gehalten haben.«

»Die Frage kann ich beantworten«, warf Sarge ein. Das betraf schließlich sein Spezialgebiet. »Werwölfe wandern und wechseln in gewissen Abständen ihre Territorien wie echte Wölfe. Nach einer gewissen Zeit am selben Platz ziehen sie weiter, und ein anderes Rudel übernimmt ihr Gebiet. Ich vermute, dass sich ein neues in Cleveland breitgemacht hat, das nicht so vorsichtig ist wie das alte. Und ohne die Aufzeichnung des Telefonats, das dieser Cop mit dem Hexenmeister geführt hat, hätten wir uns anhand der gefakten Beweise überzeugen lassen, dass die Angriffe tatsächlich von wilden Hunden verübt worden sind.« Er blickte Tremaine an. »Wie gehen wir vor, Sir?«

Tremaine dachte eine Weile nach. »Schicken Sie alle Ihre verfügbaren Jäger nach Cleveland. Finden Sie heraus, wer in diesem Komplott mit drinsteckt, und eliminieren Sie jede nichtmenschliche Kreatur sowie jede Hexe und jeden Hexer, dem sie dort begegnen. Aber«, er hob mahndend die Hand, »sehen Sie um Himmels willen zu, dass keiner von Ihnen erwischt wird wie Mr. Black und Miss Greene.«

»Ja, Sir«, bestätigten alle gleichzeitig.

»Wie verfahren wir mit Black und Greene, Sir?«, fragte Sarge.

Tremaine seufzte und schüttelte den Kopf. »So sehr ich das bedauere, wir müssen sie tatsächlich feuern. Ihr Pech, dass sie aufgefliegen sind, aber PROTECTOR kann es sich nicht leisten, Leute zu beschäftigen, die den Behörden durch so einen Lauschangriff aufgefallen sind. Zahlen Sie ihnen einen Bonus aus der geheimen Notfallkasse und besorgen Sie ihnen einen Anwalt, der den Fall offiziell Pro Bono übernimmt. PROTECTOR darf ab sofort nicht mehr mit ihnen in Verbindung stehen.« Tremaine seufzte erneut. »Ich fürchte, das Gericht zieht die beiden sowieso für ein paar Jahre aus dem Verkehr.« Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, die hätten vorsichtiger sein sollen. Eine Wanze in einem Polizeirevier ist immer die schlechteste aller möglichen Taktiken.«

»Mein Fehler, Sir«, übernahm Sarge die Verantwortung. »Ich hätte sie besser ausbilden sollen. Kommt nicht wieder vor.«

Tremaine winkte ab. »Ich informiere die restlichen Zweigstellen auf den anderen Kontinenten über diese unerfreuliche Entwicklung der Verbrüderung, damit die in ihren Gebieten auf so was achten.«

Während Tremaine sich verabschiedete und ausklinkte, begannen Sarge und die anderen Zweigstellenleiter, ihren Plan auszuarbeiten, um Cleveland von Werwölfen und anderem Gesocks zu säubern.

Caleb Paxton blickte Sarita an. Die Wölfin erwiderte seinen Blick. Caleb lächelte. Er verstand genau, was das Tier ihm sagte: *Hallo, mein Bruder. Schön dich wiederzusehen. Du warst lange fort.*

Das fand Caleb auch. Zwei Jahre waren eine lange Zeit, in der er nicht hatte kommen können und während der er seine sechs Wolfsschwestern schmerzlich vermisst hatte. Er war seinem Rudel nicht freiwillig ferngeblieben. Man hatte ihn gewaltsam fest-

gehalten. Genauer gesagt hatte man ihm im Northcoast Behavioral Healthcare Hospital, 1756 Sagamore Road in Northfield, einzureden versucht, dass er ein ganz gewöhnlicher Mensch wäre und kein Wolf. Erst recht nicht der Anführer des kleinen Rudels mexikanischer Wölfe, die man hier im Clevelander Zoo eingesperrt hatte.

Man hatte ihm Medikamente verabreicht, die ihn betäubten, und ihn in unzähligen Gesprächen davon zu überzeugen versucht, dass er sich alles nur einbildete. Zeitweilig hatte Caleb tatsächlich daran zu zweifeln begonnen und sich gefragt, ob die Ärzte und Therapeuten recht haben könnten. Als er das letzte Mal hier gewesen war – in Begleitung seiner Therapeutin und eines Pflegers – hatten die Medikamente seine Sinne so stark betäubt, dass er die Stimmen seiner Schwestern nicht mehr hören konnte. Das war genau das, was die Leute aus der Klinik wollten. Er erinnerte sich noch sehr gut an die Hinterlist, mit der Dr. Bonner ihn dazu gebracht hatte zuzugeben, dass alles nur Einbildung wäre.

»Hören Sie die Wölfe sprechen, Caleb?«, hatte sie ihn gefragt, als sie genau hier gestanden und die Wölfinnen beobachtet hatten. »Können Sie sie hören?«

Er hatte es versucht und die Medikamente verflucht, die ihm das unmöglich machten. Und weil die seine geistige Verbindung zu ihnen gekappt hatten, konnte er auch Sarita, Aprecia, Catori, Mitzi, Nancita und Una nicht zu sich rufen, um Dr. Bonner zu beweisen, dass er wirklich ein Wolf war, der nur menschliche Gestalt angenommen hatte, und erst bei Vollmond zum Wolf wurde. Jede seiner Verwandlungen, die die Überwachungskamera in seinem Zimmer aufgezeichnet hatte, und die nicht nur Dr. Bonner, sondern garantiert das gesamte Klinikpersonal angesehen hatte, leugnete sie und hatte sie mit Sicherheit verschwinden lassen. Stattdessen hatte sie ihm nach den Vollmondnächten irgendwelche Aufzeichnungen vorgespielt, in denen er als Mensch auf allen vieren im Zimmer herumsprang und durch das vergitterte Fenster den Mond anheulte. Natürlich waren die ge-

fälscht. Mit Hilfe von Computern konnte man auf dem Gebiet heutzutage nahezu alles machen.

Dann der Besuch im Zoo.

»Hören Sie die Wölfe sprechen, Caleb?«, hatte Dr. Bonner insistiert.

»Nein«, war er gezwungen zuzugeben. Oh, wie sehr er diese Frau hasste!

»Aber wenn Sie einer von ihnen wären, müssten Sie das können. Nicht wahr?«

»Ich ...«

»Und wenn Sie einer von ihnen wären«, hatte Dr. Bonner ihn nicht zu Wort kommen lassen, »wie erklären Sie sich dann, dass die hier im Gehege sind, aus dem sie nicht entkommen können, Sie aber nicht? Wieso sind Sie der Gefangenschaft entkommen, ohne dass man überall nach Ihnen gesucht hat? Vor allem: Wenn diese Tiere Werwölfe wären, glauben Sie nicht, dass die Zeitungen längst voll davon gewesen wären und sich erheblich mehr Besucherscharen vor dem Gehege drängen würden?« Sie hatte ihn eindringlich angesehen. »Was sagt Ihnen Ihr Verstand, Caleb?«

Sie hatte den Finger genau auf den einen wunden Punkt gelegt. Er konnte sich nicht erinnern, wie er der Gefangenschaft entkommen war. Und wieso sie auch bei Tageslicht Wolfsgestalt beibehalten konnten, er sich aber nur zu Vollmond verwandelte und wieder Mensch wurde, wenn der Tag anbrach. Alles andere ließ sich mit einfacher Logik erklären. Seine Schwestern waren zu klug, um Menschengestalt anzunehmen und aller Welt ihr Geheimnis zu enthüllen. Er dagegen musste wohl eine Missgeburt sein, weil er die Verwandlung nicht kontrollieren konnte.

»Was sagt Ihnen Ihr Verstand, Caleb?«, bestand Dr. Bonner auf einer Antwort.

Wenn er die beschränkte Sichtweise eines normalen *menschlichen* Verstandes zugrunde legte, musste er ihr recht geben. Aber der eingeengte Verstand von Menschen konnte nun mal nicht alles begreifen. Trotz des Wissens, dass es mehr Dinge zwischen

Himmel und Erde gab, als man gemeinhin glaubt, gab es immer noch Menschen, die das außer Acht ließen und darauf bestanden, dass ihre Sicht der Dinge die allein Selig machende und das Amen in der Kirche wäre. Wie Dr. Bonner und der Rest des Klinikpersonals.

»Caleb?«

Dr. Bonner bestand immer noch auf einer Antwort. Bestand darauf, dass er verleugnete, was er war. Dass er seine Wolfsschwestern verleugnete. Oh, wie sehr er diese Frau hasste!

Jedoch hatte er in dem Moment begriffen, dass er die Klinik nur würde verlassen können, wenn er nach ihren Regeln spielte. Wenn er tat, als wäre er von der »Psychose« geheilt, und Abstand nahm von den »Wahnvorstellungen«, er wäre ein Wolf, und verleugnete, was er war. Wenn er weiterhin auf der Wahrheit bestand, würden sie ihn in der Klinik einsperren, bis er darin verrottet wäre. Gott im Himmel, er wollte wieder frei sein! Wollte seinen Wolfsschwestern nahe sein, wollte aus dem Dunstschleier der Drogen heraus, mit denen sie seine Sinne kastrierten, wollte wieder *leben!*

»Ja«, beugte er sich der Macht der ärztlichen Gewalt. »Ich denke, Sie haben recht, Dr. Bonner. Ich ... ich müsste die Wölfe sprechen hören können, wenn ich einer von ihnen wäre.« Er *war* einer von ihnen und würde das immer sein! *Verzeiht mir, Schwestern, dass ich euch verleugnen muss, noch ehe der Hahn gekräht hat.* »Und«, er schluckte und würgte die Worte heraus, die freiwillig nicht über seine Lippen wollten, »Sie haben wohl auch mit allem anderen recht.« Er blickte sie an, verzweifelt, bestürzt, wie er hoffte. »Wieso habe ich das nicht erkannt?«

Sie lächelte zufrieden und tätschelte seine Schulter. Er hätte ihr am liebsten die Hand abgebissen.

»Das liegt an Ihrer Krankheit. Damit, dass Sie endlich die Wahrheit erkannt haben, haben Sie einen großen Fortschritt gemacht. Sie werden wieder gesund, Caleb. Ganz bestimmt.«

In der folgenden Zeit hatte er sich zunehmend kooperativ gezeigt und vorgegeben, voll und ganz zu begreifen, dass alles nur

eine Illusion gewesen wäre und er nichts anderes war als ein normaler Mensch. Und endlich, *endlich* hatten sie ihn aus der Klinik entlassen. Mit einem Haufen von Medikamenten im Gepäck, die er täglich nehmen sollte. Dr. Bonner hatte ihm zum Abschied das Versprechen abgenommen, sie wirklich einzunehmen, da sonst seine Krankheit wieder ausbrechen könnte.

Er hatte es versprochen; selbstverständlich, da sie ihn sonst nicht entlassen hätten. Und er hatte am Anfang, als er noch unter der Aufsicht eines Betreuers stand, sie auch brav eingenommen. Vor zwei Wochen hatte man entschieden, dass er allein zurechtkam, mit den Medikamenten gut eingestellt war und keine Betreuung mehr brauchte.

Gleich am ersten Tag ohne Beaufsichtigung hatte er aufgehört, den Dreck einzunehmen, den man ihm verordnet hatte. Er warf die Schachteln nicht weg, oh nein; für den Fall, dass jemand kam, um ihn zu kontrollieren, konnte er die Schachteln vorweisen, in denen exakt so viele Pillen fehlten, wie gefehlt hätten, wenn er sie genommen hätte. Dass er sie im Klo entsorgt hatte, würde er natürlich niemandem auf die Nase binden.

Als er endlich aus dem Kokon befreit war, in den die Medikamente ihn gepackt hatten und er die Stimmen seiner Wolfsschwestern wieder hören konnte, die seinen Namen riefen, war er in den Zoo geeilt. Endlich war er wieder bei ihnen, konnte mit ihnen reden und ihre Liebe spüren, den Zusammenhalt des Rudels.

Nun, da du zurück bist, Bruder, sagte Sarita, befreie uns aus dieser elenden Gefangenschaft, damit wir alle zusammen sein und jagen können.

Er nickte. Ja, er würde sie befreien. Und dann würde niemand sie je wieder einsperren. Ihn nicht und seine Wolfsschwestern auch nicht.

»Caleb.«

Er zuckte schuldbewusst zusammen, als er Dr. Bonners Stimme hörte, und sah auf. Die Ärztin hatte sich neben ihn gesetzt und blickte ihn besorgt an. Verdammt, was hatte sie hier zu su-

chen? Konnte sie ihn nicht endlich in Ruhe lassen? Er stand schließlich nicht mehr unter ihrer Aufsicht. Trotzdem kontrollierte sie ihn offenbar immer noch.

»Guten Tag, Dr. Bonner. Was für ein Zufall, dass wir uns hier treffen.« Er hoffte, dass das nicht so sarkastisch klang, wie er es meinte.

»Das ist kein Zufall, Caleb. Früher sind Sie immer um diese Zeit hergekommen. Deshalb komme ich ab und zu ebenfalls, um zu sehen, ob Sie auch hier sind.«

Wenigstens besaß sie den Anstand, ihm nicht vorzulügen, dass das Treffen zufällig wäre. Nachdem die Medikamente seine Gefühle nicht mehr unterdrückten, spürte er den vertrauten Hass auf die Frau.

»Warum sind Sie hier, Caleb? Ich mache mir Sorgen um Sie. Sie nehmen doch regelmäßig Ihre Medikamente? Sie wissen doch, wie schlecht es Ihnen gegangen ist, bevor Sie die genommen haben.«

Vor allem wusste er, wie schlecht es ihm gegangen war, *während* er sie genommen hatte. Er zwang sich zu einem Lächeln. »Selbstverständlich nehme ich meine Medikamente, Dr. Bonner. Sie müssen sich keine Sorgen machen. Ich bin gekommen, um zu genießen, dass ich von meinem Wahn geheilt bin, und nicht mehr glaube, Wölfe sprechen zu hören.« Er blickte zu den Wölfen hin und schüttelte den Kopf. »Kaum zu glauben, dass ich mal davon überzeugt war.« Er sah die Ärztin an und lächelte erneut; brachte es sogar fertig, ihre Hand zu drücken. »Ich bin Ihnen so dankbar, dass das vorbei ist. Ohne Sie hätte ich das nicht geschafft.«

Sie lächelte erfreut und legte ihre Hand über seine. »Sie ahnen nicht, wie froh ich bin, das zu hören, Caleb. Sie waren ein schwerer Fall, aber Sie haben sich so gut gemacht. Ich bin stolz auf Sie.«

Vor allem war sie garantiert stolz auf sich selbst, dass es ihr gelungen war, ihn, den »schweren Fall«, zu heilen.

Töte sie!, verlangte Catori. Sie ist eine Gefahr für uns. Für dich.

Caleb widerstand dem Impuls, zu der Wölfin hinzusehen. Ca-tori hatte vollkommen recht. Es hätte ihres Hinweises nicht be-durft, denn zu dem Schluss war er bereits selbst gekommen. Da er nun wusste, dass die Ärztin ihm nachspionierte, konnte er nicht mehr herkommen, ohne Gefahr zu laufen, dass sie ihm folgte oder ihm auflauerte. Wenn sie ihn noch einmal hier er-tappte, wäre seine Ausrede damit widerlegt und sie würde dafür sorgen, dass er wieder ins NBH eingewiesen wurde. Und war er erst wieder drin, würde es erheblich länger als nur zwei Jahre dauern, bis er wieder herauskäme. Falls sie ihn nicht gleich für immer wegsperren.

Er verstärkte sein Lächeln. »Darf ich Sie zur Feier des Tages zu einem Kaffee einladen?«

»Gern, Caleb. Und bei der Gelegenheit können Sie mir erzäh-len, wie es Ihnen so geht. Haben Sie einen Job?«

»Ja. Ich arbeite als Reinigungskraft in einem Diner.«

Sie lächelte. »Das ist für den Anfang sehr gut, Caleb. Ich bin si-cher, in einem Jahr können Sie wieder in Ihren alten Beruf zu-rückkehren. Vielleicht schon früher.«

Lügnerin! Als ob irgendeine Bank einen Kreditsachbearbeiter einstellen würde, der ein Wolf war und wegen dieser angebli-chen »Wahnvorstellung« in einer psychiatrischen Klinik geses-sen hatte. Er konnte froh sein, dass man ihn im Diner die Fußbö-den schrubben ließ. Ohne nachdrückliche Intervention seines So-zialarbeiters dürfte er nicht mal das.

»Ja, das wäre schön.«

Er begleitete Dr. Bonner ins Restaurant des Zoos, trank mit ihr Kaffee, plauderte mit ihr und tat, als bemerke er nicht, dass sie ihn nach Strich und Faden aushorchte und nur darauf lauerte, dass er sich verplapperte und ihr Beweise lieferte, dass er immer noch »gestört« war. Wahrscheinlich bekam sie so etwas wie eine Fangprämie für jeden Patienten, den sie wieder oder überhaupt in die Klinik einwies. Aber er hatte in den vergangenen zwei Jah-ren die Fähigkeit, sich als Mensch zu tarnen, zur Perfektion ent-wickelt. Deshalb gelang es ihm, in der nächsten Stunde Dr. Bon-

ners Misstrauen zu zerstreuen.

Als er gemeinsam mit ihr den Zoo verließ und sich an der Bushaltestelle von ihr verabschiedete, konnte er ihr sogar in die Augen sehen, während er ihr versicherte, dass er nie wieder in den Zoo gehen würde, nur um die Wölfe zu sehen. Dass er den Zoo überhaupt nie wieder besuchen würde, weil er sich nie für Tiere interessiert hatte, außer für Wölfe. Aber das wäre nun vorbei.

Dr. Bonner zeigte sich hoch erfreut und wünschte ihm alles Gute. Er wünschte ihr mit dem Mund dasselbe, in Gedanken aber einen qualvollen Tod, der sie für alles bestrafen würde, was sie ihm angetan hatte. Während er nach Hause fuhr, überlegte er, wie er eben den in die Tat umsetzen konnte. Es bedurfte nur einer sorgfältigen Planung. Dann war das gar nicht so schwer.

Kevin seufzte und widerstand der Versuchung, seine Hand wegzureißen, als Sam ihn zum unzähligen Male mit einem Messer schnitt. Beim elften Versuch hatte er aufgehört zu zählen. Da von ihrem Erfolg ihrer aller Sicherheit abhing, litt er stumm. Obwohl von echtem Leiden nicht die Rede sein konnte, wenn er ehrlich war. Sein Schmerzempfinden hatte sich im selben Maß reduziert, wie seine Sinne schärfer geworden waren. Der Schnitt schmerzte nicht viel mehr als ein Mückenstich. Er spürte ihn kaum. Aber sein Körper und vor allem sein Geist erinnerten sich noch verdammt gut daran, dass solche Wunden erheblich wehtaten.

Er blickte ebenso wie Sam die Afroamerikanerin im dunkelblauen Business-Anzug an, die sie mitgebracht hatte. Shari Mahoney arbeitete für eine Spezialeinheit des FBI, deren Mitarbeiter um die Existenz von Anderswesen wussten und sich bewusst waren, dass es unter ihnen wie unter Menschen gute und schlechte Leute gab. Sam hatte Shari hinzugezogen, weil sie deswegen vertrauenswürdig und außerdem durch und durch ein Mensch war. Ronan, der neben Kevin in einem Sessel saß, besaß

dadurch, dass er der Sohn einer Dryade war, eine veränderte Wahrnehmung und durchschaute manche Illusionszauber. Deshalb war seine Aussage, ob er den Schnitt noch sah, nachdem Sam die Heilung durch einen Zauber zu verdecken versucht hatte, nicht zuverlässig.

Shari schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich sehe immer noch, dass sich der Schnitt in Sekundenschnelle schließt.«

Kevin seufzte enttäuscht. Sam fluchte und grollte tief in der Kehle, dass es dem Knurren eines Wolfs verdammt ähnlich – und sehr bedrohlich – klang.

»Machen wir eine Pause«, schlug er vor.

»Wir haben keine Zeit für Pausen«, fauchte Sam und schlug mit der Faust auf die Sessellehne, dass sie zerbrach. Sie schnippte mit den Fingern, und sie war wieder unversehrt.

Kevin wie auch sein Rudel, das vollzählig anwesend war, ebenso wie die vier Hunkpapa zuckten zusammen und bedachten Sam mit unsicheren, teils ängstlichen Blicken.

»Dem stimme ich zu.« Brians Stimme klang zwar ruhig wie gewöhnlich, aber Kevin spürte deutlich, dass er besorgt war. »Die Jäger sind informiert, dass hier etwas Ungewöhnliches vor sich geht. Sie werden nicht ruhen, bis sie dem auf den Grund gegangen sind.«

Ronan nickte. »Wir haben höchstens bis morgen, bevor sie hier sind.«

Kevin blickte von ihm zu Sam. Ronan machte ein zerknirschtes Gesicht.

»Die beiden Jäger, die wir erwischt haben, hatten die Aufzeichnung meines Gespräches mit Sam schon weitergeleitet, bevor ich arrangieren konnte, dass es gelöscht wird.«

»Und wie ich rausgefunden habe«, ergänzte Sam, »haben die Jäger in Minneapolis bereits ihre Zentrale und die Zweigstellen im Land informiert. Das heißt, es wissen bereits zu viele Leute Bescheid, als dass ich die gefahrlos mit einem Vergessenzauber belegen könnte. Die Sache hat schon zu weite Kreise gezogen.«

»Wäre es möglich, Sam, dass du das Rudel mit einem Zauber

belegst, der jeden Einzelnen von ihnen für Provokationen unattraktiv macht?«, fragte Brian. »Wir hatten überlegt, ob ...«

»Darf ich vielleicht erst mal dieses Problem lösen, bevor ich mich um noch mehr kümmern muss?«, fauchte sie ihn an.

Brian hob abwehrend die Hände. »Ich habe nicht gesagt, dass du das sofort tun sollst. Es wäre aber von Vorteil, wenn so was möglich wäre.«

Sam starrte auf Kevins Hand und dachte mit gerunzelter Stirn nach. »Dürfte machbar sein«, murmelte sie und blickte Shari an. »Versuchen wir es mal anders.« Sie schnitt Kevin in die Hand. »Shari, was siehst du?«

Die FBI-Agentin riss erstaunt die Augen auf. »Eine blutende Wunde.«

Kevin atmete auf. Das taten auch die anderen.

»Kein Grund zur Freude«, dämpfte Sam die aufkeimende Erleichterung. »Es hat nur funktioniert, weil ich Sharis Geist mit einer Illusion geblendet habe. Da ich aber nicht immer bei jedem von euch sein kann, wenn er mal verletzt wird, funktioniert das ohne mich nicht.« Sie kratzte sich nachdenklich an der Nase. »Ich müsste euren gesamten Körper an einen Zauber binden, der aktiviert wird, wenn ihr verletzt werdet und diese Illusion bei jedem potenziellen Betrachter erzeugt.«

»Und das funktioniert?« Chris klang ehrfürchtig.

Sam schnitt eine Grimasse. »Falls es funktioniert, habe ich keine Ahnung wie. Aber ich kenne jemanden, den ich fragen kann. Irgendeiner unserer Gelehrten oder Wissenschaftler wird das garantiert schon ausgeknobelt haben.« Sie stand auf.

»Was denn für Wissenschaftler?«, fragte Kevin perplex.

»Dämonische, mein Freund. Auch wir Dämonen haben Ärzte, Wissenschaftler und Gelehrte in unseren Reihen. Ich bin gleich wieder da.«

Sie verschwand.

Kevin zuckte zusammen und fragte sich, ob er sich jemals an Sams plötzliches Auftauchen und Verschwinden gewöhnen würde. Und ob er das überhaupt wollte.

»Während wir warten, können wir die nächste Lektion eures Unterrichts beginnen«, schlug Brian vor und ignorierte das allgemeine Stöhnen, das reflexartig auf seine Ankündigung folgte. »Sie handelt von der Bedeutung der einzelnen Stellungen innerhalb eines Rudels.«

Patrick schnaubte. »Was für eine ›Lektion‹ sollte das denn sein?« Er deutete auf Kevin. »Er ist der Boss, und wir haben nach seiner Pfeife zu tanzen, ob wir wollen oder nicht. Was gäbe es da noch groß zu lernen?«

»Eine Menge.« Brian ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

Kevin beneidete den Hunkpapa um seine Gelassenheit und fragte sich, ob er auch jemals so ruhig werden würde, so abgeklärt. Und wenn ja, wie viele Jahre oder Jahrhunderte das wohl dauern würde.

Shari Mahoney stand auf. »Wenn ihr unter euch sein wollt, gehe ich solange auf die Veranda.«

»Gleichfalls.« Ronan erhob sich ebenfalls.

»Das ist nicht nötig.« Brian lächelte. »Wir besprechen keine Geheimnisse. Im Gegenteil dürfte es auch für Sie von Vorteil sein, wenn Sie hören, wie ein Rudel funktioniert, Agent Mahoney, Lieutenant Kerry. Das könnte Ihnen eines Tages bei Ihrer Arbeit nützlich sein. Wir verlassen uns auf Ihre Diskretion.«

»Derer können Sie sich sicher sein, Mr. Wolfheart. Danke für Ihr Vertrauen.«

Brian zuckte mit den Schultern. »Sam vertraut Ihnen. Das ist die beste Referenz. Und Sie, Lieutenant, kennen sowieso schon fast alle unsere Geheimnisse.«

Shari und Ronan setzten sich wieder und schauten Brian gespannt an.

»Der Alphawolf ist nicht immer oder immer nur körperlich der stärkste Wolf im Rudel«, erklärte Brian. »Er ist aber immer der Weiseste und vor allem der seelisch Stabilste.«

Kevin fühlte sich gegenwärtig alles andere als seelisch stabil. Erst recht fühlte er sich nicht weise; im Gegenteil. Er fühlte sich fast genauso, wie er sich als kleiner Junge nach dem Tod seiner

Eltern gefühlt hatte: Traumatisiert, verloren, orientierungslos und vollkommen allein gelassen, obwohl er gegenwärtig alles andere als allein war. Doch die zwanzig Lebensjahre plus, die er seinen Leidensgenossen voraushatte, hoben ihn zusätzlich zu seiner Stellung als Rudelführer von den anderen ab.

»Der Alphawolf sorgt für sein Rudel in mehr als einer Weise«, fuhr Brian fort. »Er ist dafür verantwortlich, dass es dem Rudel materiell gut geht. Was sich nicht auf Geld bezieht, sondern darauf, dass das Rudel in einer Umgebung lebt, die allen genug Raum zum Leben gibt und genug Nahrung, ebenso wie ausreichend Schutz vor Gefahren.« Er warf Patrick einen strengen Blick zu. »Es ist auch seine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass kein Mitglied des Rudels ein anderes Mitglied oder gar das ganze Rudel in Gefahr bringt.«

Patrick schnaubte. »Sag doch gleich, dass er der Vater der Kompanie ist.«

»Verdammt, Patrick, was hast du für ein Problem?«, fuhr Kevin ihn an. »Außer dem, das du generell mit Autorität hast? Niemand zwingt dich hierzubleiben. Sobald Brian uns alle für flügge erklärt hat, kannst du gehen, wohin du willst. Aber solange du hier bist, wirst du dich anpassen, dich in die Gemeinschaft einfügen und nach den Regeln spielen. Ende der Diskussion!«

Patrick funkelte ihn wütend an.

»Besser hätte ich es nicht ausdrücken können«, sagte Brian, bevor Patrick darauf etwas erwidern konnte. »Das Rudel hält immer zusammen, auch wenn es Meinungsverschiedenheiten gibt. Gerade deshalb ist es für jedes einzelne Mitglied wichtig, seinen Platz und damit seine Aufgabe genau zu kennen. Und der Rudelführer trägt nun mal die Verantwortung für das gesamte Rudel. Um es ungeschminkt auszudrücken: Im Rudel gibt es keine Demokratie. Wenn es hart auf hart kommt, entscheidet der Rudelführer, und das Rudel folgt ihm. Er darf und wird sich natürlich vorher die Meinung seiner Rudelmitglieder anhören, aber er trifft die Entscheidungen. Und ja, jedes Rudelmitglied hat ihm zu gehorchen oder das Rudel zu verlassen oder kann versuchen,

selbst die Alphastellung zu erringen.«

»Für die Alphawölfin gilt dasselbe«, ergänzte Kayla. »Sie ist für den weiblichen Teil des Rudels das, was der Alphawolf für den männlichen ist. Unter uns Werwölfen gilt ebenso wie für unsere tierischen Geschwister in manchen Dingen die strikte Geschlechtertrennung.« Sie lächelte. »Die Männer mischen sich niemals in die Streitigkeiten der Wölfinnen ein und umgekehrt, erst recht nicht in die Rankämpfe.«

»Und niemals vergreift sich ein Mann an einer Frau des Rudels oder gar an einem Welpen«, fügte Tom nachdrücklich hinzu. Er nickte Kevin zu. »Du wirst im Zuge deines Jobs vielleicht öfter gezwungen sein, das zu tun, aber innerhalb des Rudels sind solche Dinge absolut tabu.«

Kevin hob abwehrend die Hände. »Ich neige grundsätzlich nicht zur Gewalttätigkeit. Zumindest war das so, als ich noch ein Mensch war. Auch im Job wende ich Gewalt nur an, wenn es sein muss.«

»Durch die Verwandlung ändert sich nicht dein Charakter«, sagte Kayla sanft. »Sie bringt nur Dinge stärker zum Vorschein, die schon immer in dir waren, und zwar die guten wie auch die schlechten. Aber niemals so, dass ein charakterlich guter Mensch durch die Verwandlung ein verbrecherischer Werwolf werden würde.«

Das beruhigte Kevin nur bedingt. Die Gelüste und Instinkte, die er neuerdings verspürte, machten ihm Angst und ließen ihn befürchten, dass seine buchstäblich niederen Instinkte, die er als alles andere als positiv empfand, langsam die Oberhand über ihn gewannen. Auf dem Hintergrund dessen, was Kayla gesagt hatte, konnte das auch bedeuten, dass er nicht der durchschnittlich »gute« Mann war, der er bisher zu sein geglaubt hatte. Oh Gott!

»Die beiden Alphawölfe führen also das Rudel an«, fuhr Brian fort. »Sollten sich innerhalb des Rudels Paare bilden, gehören diese beiden immer und ohne Ausnahme zusammen. Das ist ein Instinkt, der bei uns Werwölfen noch stärker ausgeprägt ist als

bei unseren tierischen Geschwistern. Außerhalb des Rudels ist es egal, mit wem wir Beziehungen eingehen. Innerhalb gehört Alpha zu Alpha.«

Kevin vermied es, Sheila anzusehen. Obwohl er sie gegenüber den anderen Frauen nie eine Autorität hatte herauskehren sehen, wusste er mit sicherem Instinkt, dass sie die Alphawölfin war. Mann, sie war noch nicht mal halb so alt wie er, ein Teenager. Mit ihr eine Beziehung anzufangen, käme ihm vor, als würde er sich an einem Kind vergreifen. Obwohl er rein gesetzlich damit nichts Verbotenes getan hätte, da sie über sechzehn war. Und ja verdammt, er fand sie attraktiv und alles andere als kindlich.

»Im Rahmen der restlichen Stellungen im Rudel«, sagte Annie und lächelte Tom zu, »ist es egal, wer sich mit wem zusammenschließt.«

Tom lächelte zurück, ehe er Patrick ernst ansah. »Kommen wir zur Stellung des Betawolfs. Seine Aufgabe ist es, den Rudelführer zu unterstützen und seine Interessen in Abwesenheit zu vertreten. Er hat ebenso wie er für die Disziplin im Rudel zu sorgen. Den Rudelführer ständig herauszufordern, ihm seine Stellung bei jeder Gelegenheit streitig zu machen und auf die Weise Unfrieden zu stiften, ist absolut *nicht* die Aufgabe des Betas und kann das Rudelgefüge gefährlich destabilisieren.«

Patrick verschränkte die Arme vor der Brust und schnitt eine Grimasse. »Ich hab's verstanden.«

Kevin hatte nicht den Eindruck, dass er das wirklich verstanden hatte.

»Ein guter Betawolf«, fuhr Tom fort, »ist in sich gefestigt und hat keine Probleme damit, den zweiten Rang innezuhaben.«

Ha! Patrick war das Gegenteil einer gefestigten Persönlichkeit und hatte eine Menge Probleme damit, nicht die Erste Geige zu spielen. Falls sich das nicht in absehbarer Zeit änderte, würde es immer wieder Probleme mit ihm geben.

»Im Gegenteil entlastet er als Stellvertreter den Rudelführer, achtet auf seine Rudelgeschwister und macht den Alpha auf Dinge aufmerksam, die ihm vielleicht entgangen sind.«

Wozu er sie erst einmal selbst hätte bemerken müssen. Patrick interessierte sich zumindest gegenwärtig ausschließlich für sich selbst. Mit ihm als Betawolf konnte das noch heiter werden.

»Das entwickelt sich bei einem neuen Rudel im Lauf der Zeit«, ergänzte Brian. Er blickte Chris an. »Eine nicht weniger wichtige Stellung hat der Omegawolf inne.«

Chris nickte. »Ich weiß, er ist der verbale oder auch reale Punchingball, an dem sich alle abreagieren.« Er zuckte mit den Schultern. »Das bin ich gewohnt.« Das klang dermaßen resigniert, dass es Kevin ins Herz schnitt.

»Er ist der Bewahrer des Friedens im Rudel. Seine Aufgabe ist die Deeskalation, wenn es zwischen den anderen Streit gibt.«

Chris starrte Brian ungläubig an.

Der Hunkpapa nickte. »Wenn ihr unsere tierischen Geschwister intensiv beobachtet, werdet ihr sehen, dass der Omegawolf sich nahezu immer einmischt, wenn es Streit gibt. Mit eingekniffener Rute, um niemanden zu provozieren, aber er geht dazwischen. Manchmal, indem er den Clown spielt, oder«, er lächelte, »in Notfällen tatsächlich dadurch, dass er die Prügel einsteckt, die sonst ein anderer bekommen hätte. Er tut alles, was nötig ist, damit der Frieden und in dem Zug die Stabilität des Rudels gewahrt bleibt.« Er sah Chris in die Augen. »Die Stellung des Omegawolfs ist ebenso wichtig wie die des Alphas und des Betas. Und zwar sowohl für die männliche wie für die weibliche Hälfte des Rudels. Also, Chris, schäme dich nie dafür, der Rangniedrigste zu sein.«

Kevin sah die Frauen verstohlen an und überlegte, welche von ihnen die Omegawölfin war. Fiona mit ihrer forschen Art wohl kaum. Ally? Nein, auch sie war zu dominant. Blieben noch Mandy und Kim. Wenn er raten sollte, würde er auf Kim tippen. Seit er sie kannte, saß sie in jeder freien Minute mit einem Zeichenblock in der Hand und zeichnete Wölfe; in allen Lebenslagen. So auch jetzt. Das war ihre Art, das Trauma zu verarbeiten. Sie ging in ihrer Kunst auf und war in der Regel still und zurückgezogen. Aber eignete sie sich deshalb für die Art von Person, die Brian

beschrieben hatte? Das würde sich im Lauf der Zeit zeigen. Falls sie noch so lange hatten und die verfluchten Jäger sie nicht vorher umbrachten.

Chris tat einen tiefen Atemzug. »So wie du das sagst, hört es sich in der Tat nicht übel an, ganz unten zu stehen.« Er blickte in die Runde. »Wäre aber nett, wenn ihr mir meine Aufgabe als Gandhi-Verschnitt nicht allzu schwer machen würdet.«

Kevin grinste flüchtig. Er mochte Chris. Nicht nur, weil der sich trotz der prekären Situation, in der sie sich alle befanden, seinen Humor bewahrt hatte. Chris hatte etwas an sich, das ihm sagte, dass er zu den Leuten gehörte, in denen sehr viel mehr steckte, als man an der Oberfläche sehen konnte.

»Okay, ich werde dir nicht den Kopf abreißen, wenn du mir sagst, ich soll um des lieben Friedens willen die Klappe halten.«

Chris wurde blass. »Das würde ich nie wagen, Detective. Sir. Eh ...«

Sheila, die neben Chris saß, klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. »Er hört auch auf Vin.«

»Oder Kevin. Da wir eine, hm, Familie sind, lassen wir die Förmlichkeiten.«

»Okay, Vin. Wenn ich darf. Wie Vin Diesel.«

Er nickte, obwohl er sich nicht sicher war, dass der Vergleich mit Vin Diesel ein Kompliment darstellte.

Kim sah von ihrem Zeichenblock auf. Kevin erkannte, dass sie zwei Wölfe gemalt hatte, die einander gegenüber saßen und mit zurückgelegten Köpfen den Mond anheulten. Sie blickte die Hunkpapa an.

»Warum verwandeln wir uns eigentlich nur bei Mondlicht? Und dann auch nur bei Vollmond?«

Das hatte Kevin sich schon immer gefragt, nicht erst, seit er selbst ein Werwolf war. Gerade dieser Teil der Werwolfgeschichten war ihm immer völlig unglaublich vorgekommen. Er war auf die Antwort gespannt.

»Das ist ein Geschenk unserer Urmutter«, erklärte Brian. »Wie ich bereits erwähnte, stammen alle Werwölfe von einer Wolfs-

göttin ab. In der Bibel heißt es, dass Gott die Welt und alle Lebewesen darin erschuf. Die Wahrheit ist, dass es nicht nur eine einzige Gottheit gibt, sondern viele Gottheiten. Die Mächtigste unter ihnen hat vielleicht tatsächlich im Alleingang diese Welt erschaffen oder zumindest ihren Entstehungsprozess mit in Gang gesetzt, aber bei der Gestaltung der Tierwelt haben alle mitgemischt. Die Wolfsgöttin – wir nennen sie die Große Wölfin – hat natürlich die Wölfe nach ihrem Ebenbild geformt. Zumindest nach der von ihr bevorzugten Gestalt.«

Brian machte eine Pause und trank einen Schluck Tee. »Unsere Legenden erzählen, dass die Große Wölfin eines Tages feststellte, dass die Menschen begonnen hatten, ihre Geschöpfe zu verfolgen und zu töten. Deshalb suchte sie nach einer Möglichkeit, ihre Kinder davor zu schützen. Eine dieser Möglichkeiten – vielleicht die einzige, die sie versuchte; wir wissen es nicht – bestand darin, eine Art von Wesen zu erschaffen, die einerseits die Menschen und ihre Lebensweise vollkommen versteht, die sich aber gleichzeitig den Wölfen verpflichtet fühlt und sie beschützt.« Er grinste. »Da sie ein weibliches Wesen ist und auch Spaß am Sex hat, zeugte sie auf jedem Kontinent, auf dem Wölfe existieren, mit einem dort beheimateten Menschenmann die ersten Mensch-Wolf-Hybriden.«

Brian trank einen weiteren Schluck Tee und blickte versonnen auf das Muster des Teppichs zu seinen Füßen.

»Das erklärt, wie die Werwölfe entstanden sind«, wandte Kim ein, »aber nicht, warum wir uns bei Vollmond verwandeln.«

»Oder warum ältere Werwölfe nicht mehr vom Mondlicht abhängig sind«, ergänzte Kevin.

»Die Große Wölfin«, antwortete Annie Rabbit Dancing, »wollte sicherstellen, dass die Menschwölfe das Leben der Wölfe nicht nur durch Beobachtung und aus der menschlichen Perspektive kannten, sondern dass sie es aus eigener Erfahrung kennenlernen, indem sie regelmäßig einige Nächte als Wölfe leben.« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht tat sie das, weil sie feststellte, dass einige oder sogar viele der Menschwölfe, wenn sie die

Wahl hatten, es vorzogen, immer nur menschliche Gestalt beizubehalten. Vielleicht hatte sie andere Gründe. Jedenfalls verankerte sie in unserem Blut die Magie, dass wir zumindest in den ersten Jahrzehnten unserer Existenz als Menschwölfe uns immer dann verwandeln müssen, wenn uns das Mondlicht trifft, das nur zu den drei Tagen des Vollmonds intensiv genug ist, um diese Magie auszulösen, und zwar auch durch die dickste Wolkendecke hindurch. Nur innerhalb eines fensterlosen Raums, in den das Mondlicht nicht eindringen kann, behalten wir unsere menschliche Gestalt bei. Warum sie dafür den Mond wählte, ist klar. Wölfe sind teilweise nachtaktiv.«

»Da wir wissen, dass nicht jeder Werwolf die gleiche Zeitspanne braucht, um die Verwandlung unabhängig vom Vollmond aus eigener Kraft zu beherrschen«, fügte Tom hinzu, »vermuten wir, dass es damit zusammenhängt, wie stark sich ein Werwolf mit seiner Wolfsnatur identifiziert. Es gibt Werwölfe – unseres Wissens ausschließlich verwandelte, nicht geborene –, die mehrere Hundert Jahre alt sind und sich immer noch bei jedem Vollmond verwandeln müssen, ob sie wollen oder nicht.«

»Aber sobald sie ihre Wolfsnatur in ausreichendem Maß verinnerlicht haben«, übernahm Brian wieder das Wort, erlischt der Zwang und sie können selbst entscheiden, ob, wann und wie lange sie Wolfsgestalt annehmen wollen.« Er lächelte. »Doch wer einmal die Vorteile und die Schönheit erkannt hat, die in der Wolfsgestalt liegen, wird sie niemals auf Dauer missen wollen.«

Bevor jemand noch etwas sagen konnte, tauchte Sam wieder auf. Sie stand so plötzlich neben ihm, dass Kevin erschreckt aufsprang. Das rettete ihn jedoch nicht davor, dass sie ihn mit dem Messer schnitt, diesmal wirklich tief, was erheblich mehr schmerzte als die bisherigen kleinen Wunden.

»Verdammt, Sam!«

»Shari, was siehst du?«, fragte die Dämonin ungerührt.

Die FBI-Agentin nickte. »Eine ziemlich tiefe, immer noch blutende Wunde.«

Sam machte ein Gesicht wie eine Katze, die eine Sahneschüssel

ausgeschleckt hat. »Yeah!« Sie blickte in die Runde. »Ich sagte doch, dass einer unserer Wissenschaftler garantiert schon so was ausgetüftelt hat. Dann wollen wir mal.«

Sie schloss kurz die Augen und schnippte mit den Fingern, ehe sie Brian als nächstes Opfer aussuchte und ihm ebenfalls einen Schnitt beibrachte. Sogar Kevin sah, dass die Wunde weiterhin blutete, obwohl Brian versicherte, dass sie sich längst geschlossen hatte. Sam war hochzufrieden, nachdem sie jeden einzelnen Werwolf mit demselben Ergebnis getestet hatte.

»So. Zumindest dadurch könnt ihr euch nicht mehr verraten. Mein Lieferant dieses Zaubers hat mir versichert, dass der notfalls auch Narbenbildung simuliert.« Dem Geruch nach zu urteilen, der sie umgab, hatte sie diesen Zauber mit Sex bezahlt. »Er ist an eure Körper gebunden und bleibt aktiv, solange ihr lebt. Ihr müsst nur vermeiden, dass man euch für halb tot hält und operieren will. Solche Simulationen bringt der Zauber nicht fertig. Ein Arzt würde sich also nicht nur einbilden, euch mit seinem Skalpell das Fell über die Ohren zu ziehen, er würde es real tun.«

»Dein Humor ist mal wieder umwerfend.« Kevin schnitt eine Grimasse. »Danke, Sam.«

Sie winkte ab. »Nachdem das nun erledigt ist, entschuldigt mich. Ich habe noch andere Dinge zu tun.«

Sie war verschwunden, ehe jemand noch etwas sagen konnte.

Brian lächelte beruhigend, als er nicht nur Kevins Besorgnis spürte. »Keine Sorge. Sam vergisst nicht, dass wir immer noch ein paar Probleme haben. Ich bin mir sicher, dass die zu den Dingen gehören, die sie noch zu tun hat.«

Das hoffte Kevin. Denn das permanente Gefühl von Unsicherheit und Gefahr nagte gewaltig an seinem Nervenkostüm.

Janet Bonner öffnete die Terrassentür ihres Hauses 2524 Newbury Drive in Cleveland Heights und sog die kühle Nachtluft in

ihre Lungen. Der abnehmende Mond stand am Himmel, warf sein fahles Licht auf die ockerfarbenen Fliesen der Terrasse und ließ sie durch die Lasur stellenweise silbrig schimmern. Ein leichter Wind bewegte die Bäume, die das Grundstück von der Rockefeller Garden Homewood Residence für Betreutes Wohnen trennte. Janet konnte die Lichter der Residenz zwischen den Blättern aufblitzen sehen, wenn der Wind sie zur Seite drückte. Alles wirkte ruhig und friedlich und trotz der Dunkelheit, die nur von dem aus der Terrassentür fallenden Licht erhellt wurde, heiter.

Sie lächelte. Das lag sicherlich an ihrer Stimmung. Sie fühlte sich gut. Das verdankte sie Caleb Paxton. Sie hätte nie geglaubt, dass er sich tatsächlich so gut entwickeln würde. Als er vor gut zwei Jahren ins NBH Hospital eingeliefert worden war, hatte er unter einer so schweren Psychose gelitten, dass es so aussah, als würde er für sehr lange Zeit in der Klinik bleiben müssen; vielleicht für den Rest seines Lebens. Doch dann hatten zuerst die Medikamente gut angeschlagen und der Rest der Therapie ein Übriges getan. Obwohl Caleb sich zunächst mit Händen und Füßen dagegen gewehrt hatte einzusehen, dass er kein Wolf war, sondern ein Mensch. Aber das war typisch für Lykanthropen.

Bei Caleb hatte sich der Wahn jedoch hartnäckig gehalten bis zu jenem denkwürdigen Tag im Zoo, wo Janet ihn mit seinen »Wolfsschwestern« konfrontiert hatte und er zum ersten Mal erkannt hatte, dass er durch und durch ein Mensch war. Von dem Moment an hatte die Therapie immense Fortschritte gemacht, so dass Caleb schließlich entlassen werden konnte. Janet war sich jedoch nicht sicher gewesen, dass er der Belastung des Alltagslebens standhalten und nicht wieder in die Psychose abgleiten würde. Deshalb kam sie, so oft sie es einrichten konnte, in den Zoo zum Wolfsgehege zu der Zeit, zu der Caleb nach Aussagen des Zoopersonals, dem er aufgefallen war, sich immer dort herumgetrieben hatte.

Die Leute vom Zoo hatten schließlich den Ausschlag gegeben, dass er eingewiesen wurde, nachdem er in einer Nacht- und Nebelaktion in den Zoo eingebrochen war und versucht hatte, die

sechs Mexikanischen Wölfinnen aus ihrem Gehege zu lassen. Zum Glück hatte er dadurch Alarm ausgelöst.

Caleb war zwar wieder in der Lage, in der Gesellschaft zu leben, und kam auch allein zurecht, aber nur, solange er die ihm verordneten Medikamente nahm. Er litt an einer vererbten organischen Psychose, einer Erkrankung des Nervensystems wie seine Mutter. Wahrscheinlich hatte sie ihn auch mit dem Wahn der Lykanthropie angesteckt, unter der sie selbst gelitten hatte. Sie hatte, als Caleb noch ein Kind gewesen war, Selbstmord begangen.

Janet trank einen Schluck Wein aus dem Glas, das sie mit nach draußen genommen hatte. Sie hatte einen gehörigen Schrecken bekommen, als sie Caleb heute tatsächlich beim Wolfsgehege angetroffen hatte. Doch die folgende Unterhaltung mit ihm hatte ihre Bedenken zerstreut, dass er einen Rückfall erlitten haben könnte. Ihm ging es offensichtlich gut – solange er seine Medikamente nahm. Doch nachdem er damals endlich eingesehen hatte, dass er unter einer Krankheit litt, die ihn nur dann nicht beeinträchtigte, wenn er regelmäßig seine Medikamente einnahm, hielt er sich akkurat an den Einnahmeplan. Das tat er offensichtlich auch, nachdem er nicht mehr unter Betreuung stand und eigenverantwortlich lebte.

Ja, so ein Erfolg mit einem Patienten tat gut. Janet trank ihren Wein aus und kehrte ins Haus zurück, um sich nachzuschenken. Sie würde noch ein bisschen fernsehen und auf Marks Rückkehr warten. Sein Flugzeug landete in ein paar Minuten. Falls er nicht zu müde war, würde sie mit ihm seine Heimkehr auf ganz besondere und sehr intime Weise feiern. Wahrhaftig, heute war ein wunderbarer Tag.

Caleb brach in die Knie und atmete schwer. Er schluchzte trocken und hätte am liebsten gebrüllt vor Wut. Es klappte nicht. Es gelang ihm einfach nicht, sich zu verwandeln. Aber es musste

klappen. Um jeden Preis. Natürlich war er sich darüber im Klaren gewesen, dass die Mondphase ungünstig war. Vollmond war vorbei, was ihm die Verwandlung erleichtert hätte. Außerdem hatte die jahrelange Einnahme von Medikamenten ihn geschwächt. Aber er musste es schaffen.

Deshalb hatte er das Fell seiner Mutter mitgenommen, das man ihr abgezogen hatte, als man sie in einer Klinik ermordet hatte. Caleb konnte von Glück sagen, dass man nicht dasselbe mit ihm getan hatte. Doch das war jetzt nicht mehr wichtig. Die Zukunft zählte. Und er und seine Schwestern würden keine haben, solange Dr. Bonner lebte.

Herauszufinden, wo sie wohnte, war leicht gewesen. Ihre Adresse stand im Telefonbuch. Er hatte sich unter den Bäumen hinter ihrem Haus verborgen und überlegt, wie er am besten ins Haus gelangen konnte. Zumindest das Problem hatte sich von selbst gelöst, denn Dr. Bonner hatte die Terrassentür geöffnet und sie offen gelassen, als sie ins Haus zurückgegangen war. Aber sie konnte jeden Augenblick zurückkommen und die Tür schließen. Natürlich konnte er die Glasscheibe zerbrechen, lief aber Gefahr, sich dabei zu verletzen und – noch schlimmer – die Nachbarn durch den Lärm auf den Plan zu rufen.

Vielleicht klappte es, wenn er unter das Fell seiner Mutter kroch und ihre Haut auf seiner spürte. Er hängte sich das Fell über, fühlte die weiche Haut auf seiner, roch den Rest des fast vollständig verblassten Duftes seiner Mutter in ihrem Fell. Das stimulierte ihn. Er stellte sich an eine Stelle zwischen den Bäumen, wo das Mondlicht auf ihn schien und konzentrierte sich. Sang leise das Wolfslied, das seine Mutter immer gesungen hatte, um die Verwandlung herbeizuführen und spürte nach einer gefühlten Ewigkeit, wie dessen ersehnte Magie in ihn eindrang.

Kraft breitete sich in ihm aus, floss durch seinen Körper und machte ihn bereit für die Verwandlung. Minuten später fühlte er, wie seine Knochen sich verformten und endlich, *endlich* die geliebte Wolfsgestalt annahm. Er hätte jubeln und gleichzeitig vor Schmerz schreien können, aber er beherrschte sich und er-

trug die Tortur, bis die Verwandlung abgeschlossen war. Er streckte seine Glieder und fühlte sich wunderbar, genoss sekundenlang, wieder seine wahre Gestalt zu besitzen und er selbst zu sein. Nie wieder würde er sich das nehmen lassen. Schon gar nicht von Dr. Bonner.

Ein Grollen entrang sich seiner Kehle, als er sich ihrem Haus zuwandte und auf weichen Pfoten lautlos über die Terrasse hineinschlich.

Janet hatte sich in der Küche zum zweiten Mal Wein nachgeschenkt und ging mit dem Glas in der einen und der Weinflasche in der anderen Hand zurück ins Wohnzimmer. Sie hatte sich frisch gemacht und sich umgezogen und trug nur noch ein Negligé und einen Morgenmantel. Wenn Mark kam, wollte sie sich nicht noch lange damit aufhalten müssen, sich verführerisch zu kleiden oder sich noch abschminken zu müssen. Sie lächelte voller Vorfreude bei dem Gedanken an das herrliche Wiedersehensritual, das folgen würde, wenn Mark nur halb so hungrig nach ihr war, wie sie hoffte.

Das Lächeln gefror ihr auf den Lippen, als ihr Blick auf den Fußboden fiel. Dunkle Erdklumpen zogen sich in merkwürdigen Abdrücken von der Terrassentür quer durch das Zimmer bis ... Sie stieß einen erschreckten Schrei aus. In der dunklen Ecke zwischen der Couch und der Wand hockte der Eindringling. Im ersten Moment glaubte sie, ein Tier vor sich zu haben, irgendeinen riesigen, zotteligen Hund, der wohl irgendwem entlaufen und hier eingedrungen war, weil sie dummerweise die Terrassentür offengelassen hatte. Das tiefe Grollen, das sich seiner Kehle entrang, schien das zu bestätigen. Doch nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, wurde ihr bewusst, dass die schmutzigen Abdrücke nicht zu einem Tier passten.

Sie sah genauer hin und erkannte: »Caleb? Caleb, sind Sie das?«

Ein Knurren antwortete ihr, das richtig böseartig klang. Er bewegte sich auf allen vieren auf sie zu. Langsam wie ein schleichendes Raubtier. Janet wich instinktiv zurück. Als er vollständig in den gedimmten Lichtkegel der Stehlampe kam, sah sie das ganze Ausmaß des Schlamassels.

»Oh mein Gott! Caleb, nein.«

Das durfte nicht wahr sein. Vorhin hatte sie sich noch zu ihrem Erfolg mit Caleb Paxton gratuliert, sich gefreut, wie gut die Behandlung angeschlagen hatte – und nun hockte er auf allen vieren vor ihr, knurrte sie an und spielte den Wolf. Für ihn war das allerdings kein Spiel, sondern blutiger Ernst. Das sah Janet nicht nur daran, dass er sich das Wolfsfell umgehängt hatte, in dem man ihn damals im Zoo erwischte hatte. Sie sah es auch an seinen Augen. Sie waren hasserfüllt mit jenem besonderen Ausdruck, der nicht nur erfahrenen Psychiatern zeigte, dass der Besitzer dieser Augen komplett den Bezug zur Realität verloren hatte.

Janet ging seitwärts zum Tisch, ohne Caleb aus den Augen zu lassen, und stellte Glas und Weinfalsche darauf ab.

»Bitte, Caleb, bleiben Sie ganz ruhig. Ich helfe Ihnen, Das verspreche ich. Aber Sie müssen mir zuhören und tun, was ich sage. Kommen Sie, ich werde Ihnen zeigen, dass ...«

Er grollte so laut und wütend, dass sie verstummte und hastig den Tisch zwischen sich und ihn brachte. Er war in einem wirklich schlimmen Rückfall gefangen. So schlimm, dass sie ihn erneut in die Klinik einweisen und mit der Therapie wieder ganz von vorn beginnen musste. Wenn sie zurückrechnete, wie lange es dauerte, bis seine Psychose ohne Medikamente wieder die alte Intensität erreicht hatte, kam sie zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich am selben Tag seine Medikamente abgesetzt hatte, als der ihm zugeteilte Betreuer abgezogen worden war. Und dass er das getan hatte, zeigte ihr, dass sie bei ihm versagt hatte. Auf ganzer Linie. Jetzt musste sie zusehen, dass sie ihn wenigstens so weit zur Vernunft brachte, dass er lange genug in der Realität verharrte, um sich ohne Gegenwehr von ihr eine Beruhigungsspritze geben zu lassen. Sie hatte solche Medikamente in ihrer

Notfalltasche immer bei sich. Doch dazu musste sie überhaupt erst mal zu ihm durchdringen. Und die Notfalltasche stand im Schrank im Schlafzimmer.

Er näherte sich ihr in der Imitation eines anschleichenden Wolfs. Janet zweifelte keine Sekunde daran, dass er sie angreifen würde. Verdammt, sie musste irgendwie seinen Verstand erreichen – was noch davon übrig war –, sonst würde er sie umbringen.

»Sie sind ein Mensch, Caleb. Das wissen Sie doch. Ich werde es Ihnen beweisen. Ich werde es Ihnen zeigen. Kommen Sie. Kommen Sie mit mir.«

Sie bemühte sich, ihre Stimme ruhig klingen zu lassen. Vergeblich. Sie klang schrill und zitterte.

Caleb starrte sie an und knurrte. Seine Augen glühten regelrecht, wie Janet noch nie die Augen eines Menschen glühen gesehen hatte. Sie bewegte sich rückwärts zum Schlafzimmer. Wenn sie ihn dorthin locken konnte und es ihr gelang, ihn vor den Spiegelschrank zu bugsieren und dazu zu bringen, sein Spiegelbild anzusehen, dann sah er hoffentlich, dass er ein Mensch war, der sich nur mit einem Wolfsfell behängt hatte und kein Wolf. Wenn nicht ... An die Möglichkeit wagte sie nicht zu denken.

»Kommen Sie, Caleb. Ich beweise Ihnen, dass Sie ein Mensch sind.« Sie ging weiter auf das Schlafzimmer zu. Auf dem Nachttisch lag ihr Smartphone. Falls ihr Plan nicht klappte, hoffte sie, wenigstens die Polizei rufen zu können. Doch bis die hier wäre ...

Caleb sprang auf den Tisch – in einer Art, wie es ein Mensch normalerweise nicht konnte; zumindest kein normalsportlicher und erst recht kein eher unsportlicher Mensch wie Caleb. Er stieß sich mit den Beinen aus der Hocke ab und überwand nicht nur über zwei Yards in der Länge, sondern auch fast vier Fuß in der Höhe, da er über die hohen Lehnen zweier Stühle sprang, die vor dem Tisch standen, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. Entweder er hatte Drogen genommen, oder sein Wahn verlieh ihm tatsächlich außergewöhnliche Kräfte. Er starrte sie an,

knurrte und fletschte die Zähne. Duckte sich zum Sprung.

Janet verlor die Nerven, sie drehte sich um und rannte ins Schlafzimmer. »Sie sind ein Mensch, Caleb!«, schrie sie aus Leibeskräften. »Ein *Mensch!*«

Sie hörte, wie er sich vom Tisch abstieß. Im nächsten Augenblick prallte er gegen sie und warf sie zu Boden. Der Sturz presste ihr die Luft aus den Lungen. Ein scharfer Schmerz fuhr ihr durch den Arm, als das Handgelenk brach, das beim Sturz zwischen ihrem Körper und dem Boden eingeklemmt worden war. Ehe sie schreien konnte, folgte dem ein weitaus größerer Schmerz in ihrem Rücken. Sie hatte das Gefühl, dass ihr ganzer Körper in Flammen stünde. Der Schmerz nahm ihr erneut die Luft zum Schreien.

Undeutlich begriff sie, dass Caleb ihr den Rücken zerfetzte und dabei irgendwie die am Wolfsbalg befestigten Klauen benutzte. Er wollte sie töten! Er *würde* sie töten, wenn es ihr nicht gelang, ihm zu entkommen.

Ein Adrenalinschub durchfuhr ihren Körper und mobilisierte ihre Kräfte. Sie robbte vorwärts, obwohl Calebs Gewicht, der auf ihrem Hintern hockte, sie zusätzlich behinderte und der Schmerz in ihrem gebrochenen Handgelenk so heftig explodierte, dass sie Sterne sah und ihr übel wurde. Sie musste zum Telefon und Hilfe rufen. Sie streckte den Arm nach vorn, um sich vorwärts zu ziehen. Ein neuer Schmerz, ein scharfes Knirschen, Knacken, Knurren – und Janet sah ihren Arm abgetrennt neben ihrem Körper liegen. Ein Strom von Blut ergoss sich aus dem Armstumpf. Ihr Verstand setzte aus. Sie glaubte noch, Marks Stimme zu hören. Dann kam die Dunkelheit.

Caleb schlug seine Krallen in das Fleisch der Frau und fetzte es ihr samt Kleidung vom Rücken. Der Geruch des Blutes erregte ihn und spornte ihn zusätzlich an. Dr. Bonner versuchte zu entkommen, aber sie hatte keine Chance. Sie streckte den Arm aus.

Er biss zu und ihn ihr ab. Zufrieden sah er zu, wie mit dem Blut ihr Leben aus ihr rann.

Ein Schrei ließ ihn herumfahren. In der Tür stand ein Mann und starrte mit entsetztem Gesicht auf den Anblick, der sich ihm bot. Offenbar war er Dr. Bonners Gefährte. Bevor Caleb entscheiden konnte, was er mit ihm tun sollte, griff der Mann zum Handy und wählte die 911. Caleb sprang ihn an. Der Mann stolperte rückwärts und stürzte. Noch ehe er der Notrufzentrale mehr gemeldet hatte als »Da ist ein Wahrsinniger in meinem Haus, der ...«, biss Caleb zu und riss ihm die Kehle heraus. Er fegte das Handy, das dem Toten aus der jetzt kraftlosen Hand fiel, gegen die Wand, wo es zersprang, und betrachtete zufrieden sein Werk.

Dr. Bonner war keine Gefahr mehr. Sie hatte für alles bezahlt, was sie ihm angetan hatte. Für jeden Schmerz, den sie ihm zugefügt hatte, und für jede Sekunde, die er ihretwegen gelitten hatte.

Trotzdem war sie nicht die Erste gewesen, wegen der er leiden müssen. Linda hatte ihm ebenfalls wehgetan. Sie hatte ihm ursprünglich die Psychiater auf den Hals gehetzt, als er sich ihr offenbart hatte, weil er wollte, dass sie zu seinem Rudel gehörte. Linda ... Dr. Bonner hatte nur ihren Job gemacht; oder was sie dafür hielt. Aber Linda hatte ihn verraten und ihn verlassen. Hatte sich scheiden lassen und nach seiner Einweisung in die Psychiatrie einen anderen Mann geheiratet.

Er fand, dass längst überfällig war, dass auch sie dafür bezahlte. Mit einem letzten Blick auf die beiden Leichen verließ er das Haus und rannte davon, ehe die Cops eintrafen.

6. Tag nach Vollmond

Ronan starrte stumm auf die Leichen von Janet und Mark Bonner und fühlte sich an das Szenario erinnert, das er vor sieben Tagen gesehen hatte. Das Ehepaar war ebenso wie die Studenten

damals regelrecht zerfleischt worden. Die tiefen Wunden stammten zumindest auf den ersten Blick eindeutig von Krallen, die Bissverletzungen waren zweifelsfrei von einem Tier zugefügt worden. Und an den Wundrändern klebten dunkle Tierhaare, von denen auch etliche in den Blutlachen schwammen, die sich um die Leichen gebildet hatten.

Das Schlimmste waren jedoch ein paar blutige Abdrücke, die auf die Terrasse hinausführten, von wo der Mörder offensichtlich gekommen war. Sie zeigten menschliche Hand- und Fußabdrücke, an deren Zehen und Fingern deutlich die Spuren von langen Krallen zu sehen waren. Ronan fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und hätte dem Forensikteam am liebsten verboten, die Spuren zu fotografieren. Das ging natürlich nicht. Deshalb griff er zum Smartphone und rief Sam an. Mit ihr konnte er Gälisch sprechen, da er wusste, dass keiner der anwesenden Kollegen diese Sprache verstand.

»Wir haben ein gewaltiges Problem. Du musst unbedingt das Rudel warnen, vor allem den Wächter.« Er vermied es bewusst, Namen zu nennen. »Hier sind zwei Leichen, die, wie es aussieht, von einem Wolf zerrissen wurden. Und es gibt Hand- und Fußspuren, die halb menschlich, halb tierisch sind.«

»Kallas Blut!«, fluchte Sam. »Das hat gerade noch gefehlt, wo die Jäger sowieso schon hinter ihnen her sind. Wenigstens kann es keiner von ihnen gewesen sein, weil sie sich noch nicht nach Belieben verwandeln können.«

»Was ist mit dem anderen Wolf? Dem aus dem Ursprungsrudel?«

»Ich prüfe das.«

»Noch was. Hier wurden Tierhaare gefunden. Wenn die analysiert werden ...«

»Ich kümmere mich darum.«

Sam unterbrach die Verbindung. Ronan steckte das Smartphone ein und betrachtete eingehend den Tatort. Dabei zermartete er sich das Gehirn, ob und wenn ja welche andere Möglichkeit es noch als Erklärung für diese Spuren geben könnte, außer dass

der Verursacher ein Werwolf in der Verwandlungsphase gewesen war. Da von den vier Hunkpapa es keiner gewesen sein konnte, weil sie erstens keine Killer und zweitens viel zu vorsichtig waren, um solche Spuren zu hinterlassen, blieb nur noch Nick Roscoe als Täter übrig. Denn Ronan konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass der unwahrscheinliche Zufall eingetreten sein könnte, dass ein einzelner wandernder Killer-Werwolf ausgerechnet jetzt durch Cleveland streifte.

Verdammt, die Katastrophe hörte einfach nicht auf. Vielmehr jagte eine die nächste. Kaum schien es, als könnte es nicht mehr schlimmer kommen, kam es noch dicker. Er ging zu den Forensikleuten und deutete auf die seltsamen Spuren.

»Leute, kein einziges Wort zu der Presse und am besten auch zu niemand anderem über diese merkwürdigen Spuren, solange wir nicht zweifelsfrei wissen, wie sie zustande gekommen sind. Ich möchte nicht wie bei der Sache mit den wilden Hunden wieder irgendwelche Werwolfstors in den Zeitungen lesen.«

»Keine Sorge, Lieutenant«, beruhigte ihn die Teamleiterin. »Mit solchen sowieso unseriösen Andeutungen würden wir uns nur lächerlich machen. Da dies kein öffentlich zugänglicher Tatort ist, bei dem uns die Presse belauert, haben wir gute Chancen, die Sache unter Verschluss zu halten.«

Ronan nickte ihr zu und sah sich noch einmal intensiv um. Der Täter war durch die offene Terrassentür eingedrungen. Warum ausgerechnet in dieses Haus? Warum hatte er ausgerechnet diese beiden Menschen getötet? Falls Nick Roscoe der Täter war, musste er komplett durchgedreht sein. Das wäre kein Wunder. Ronan wusste von Sam, auf welche Weise der Typ seinen eigenen Bruder buchstäblich in Stücke gerissen hatte. Das tat kein Mann, solange er noch bei klarem Verstand war. Auf seinen Bruder hatte er allerdings eine berechtigte Wut gehabt. Hatte er diese Leute gekannt?

Er rief sich zur Ordnung. Spekulationen halfen nicht weiter, sondern führten ihn unter Umständen in die falsche Richtung. Auch für Nick Roscoe galt die Unschuldsvermutung bis zum Be-

weis des Gegenteils.

Sein Smartphone klingelte. Der Anruf kam von Commander Taggart.

»Es gibt noch zwei Leichen, die auf dieselbe Weise zugerichtet wurden. Drake Road in Strongsville. Offenbar haben wir einen Wahnsinnigen in der Stadt. Sehen Sie zu, dass Sie den Kerl schnellstmöglich finden und aus dem Verkehr ziehen.«

»Ja, Sir.«

Er hatte genau das vor. Während er sich auf den Weg zu dem zweiten Tatort machte, betete er inbrünstig, dass sich alles abgehe von den scheußlichen Taten als solchen als harmlos entpuppte und die Morde nicht die Taten eines Werwolfs waren. Doch selbst wenn nicht, die Jäger würden auf den Plan gerufen werden, sobald sie davon Wind bekamen. Wahrscheinlich wussten sie es schon, weil sie den Polizeifunk abhörten.

Scheiße.

Gott, steh uns bei!

Kevin fühlte sich nervös. Er hatte auch allen Grund dazu. Und nicht nur er. Brian hatte entschieden, dass heute der Tag der Tage sein sollte, an dem sie alle sich zum ersten Mal unter Menschen trauen sollten. Nachdem er und seine drei Begleiter sie tagelang einzeln und in der Gruppe drauf gedrillt hatten, ihre hypersensiblen Sinne auszublenden, war es an der Zeit, das unter Realbedingungen zu trainieren. Ihr Haus lag in der Canyon View Road abgeschieden genug, dass sie den Lärm der Stadt, ihre Verschmutzung, die Ausdünstungen der Menschen und ihrer Abfälle nicht wahrnehmen konnten, sofern der Wind nicht ungünstig stand. Jetzt mussten sie zeigen, dass sie das Ausblenden der Reizüberflutung auch mitten in der Stadt beherrschten. Bevor sie aufbrachen, hatte Brian sie alle im Wohnzimmer versammelt. Er blickte ernst in die Runde.

»Bevor wir euch auf die Menschen loslassen, gibt es zwei letzte

Dinge, die ihr wissen und unter allen Umständen beherzigen müsst.«

Vielstimmiges Seufzen und Stöhnen antworteten ihm.

»Nicht noch mehr Regeln«, hoffte Kim. »Mir schwirrt schon der Kopf von den bisherigen.«

»Nur noch eine. Sie betrifft euer Sexualleben.«

»Sag bloß, dass uns jetzt auch noch vorgeschrieben wird, mit wem wir Sex haben dürfen«, fuhr Patrick auf. »Hey, das geht entschieden zu weit. Da mache ich nicht mit.«

Brian blieb ernst. »Keine Sorge. Untereinander, also mit anderen Werwölfen, können wir so viel Sex haben, wie es uns Spaß macht. Mit den Angehörigen anderer Spezies wie Dämonen oder Vampiren, die über entsprechende Selbstheilungskräfte verfügen, auch. Selbstverständlich auch mit Menschen. Dabei gibt es aber eine gravierende Einschränkung, die einzuhalten essenziell ist.« Er blickte in die Runde und sah jedem einzeln in die Augen. »Keine Küsse.«

»Was?« Sheila schüttelte den Kopf. »Wieso das denn nicht?«

Brian blickte Kevin an. Der wusste zwar im ersten Moment auch nicht, worauf er hinaus wollte, aber nach kurzem Nachdenken dämmerte es ihm.

»Wegen unseres Speichels. Der Werwolfkeim, der Menschen verwandelt, sitzt im Speichel. Und wenn ein Mensch, den wir küssen, eine offene Wunde im Mund hat, egal wie klein, und sei es nur Zahnfleischbluten, würde er durch unseren Speichel infiziert und ebenfalls zum Werwolf werden.«

Brian nickte. »So ist es. Zwar können wir auch kleine und kleinste Verletzungen riechen, aber Menschen essen stark gewürzte Speisen, Zwiebeln, Knoblauch und andere Dinge, die den Geruch winziger Wunden überdecken. Deshalb ist das Risiko zu groß. Wenn ihr also mit Menschen Sex habt, dürft ihr ihnen auf keinen Fall Zungenküsse geben.«

»Oh Scheiße!«, fluchte Patrick. »Was zum Teufel sage ich denn den Mädchen, warum ich auf einmal nicht mehr küsse?«

»Dass du einen Eid geschworen hast, nur noch die Frau zu

küssen, die du heiraten wirst, *nachdem* du sie geheiratet hast«, schlug Tom vor. »Die Ausrede funktioniert am besten.«

Patrick schnitt eine Grimasse. »Die halten mich doch für verrückt.«

»Und wie sieht die Alternative aus?«, fragte Kevin hart. »Dass durch deine Leichtfertigkeit eine neue Werwölfin gezeugt wird und wir alle in tödliche Gefahr geraten.« Er sah ihm starr in die Augen. »Hast du immer noch nicht begriffen, wie viel davon abhängt, dass wir uns so bedeckt halten wie noch nie zuvor in unserem Leben?«

Patrick senkte den Blick. Kevin erkannte aber an seiner Haltung, dass er noch nicht aufgegeben hatte.

»Und auf Blutsbrüderschaft mit Menschen müsst ihr auch verzichten«, fügte Kayla hinzu. »Denn der Keim befindet sich auch in unserem Blut. Gelangt das in die Blutbahn eines Menschen, hätte das denselben Effekt.«

Tom umfasste die jungen Leute mit einer Handbewegung. »Ihr bildet ein Rudel. Und euer Genpool ist trotz der neu geschaffenen genetischen Verwandtschaft unterschiedlich genug, dass ihr untereinander Paare bilden und Kinder zeugen könnt.«

Fiona lachte bitter. »Oh ja, passt prima. Wir haben drei Männer, aber fünf Frauen. Selbst wenn wir einander sympathisch genug sein sollten, um Paare zu bilden, bleiben zwei von uns Frauen übrig.«

Tom schüttelte den Kopf. »Ihr seid nicht die einzigen Werwölfe auf der Welt. Und nichts spricht dagegen, dass ihr später andere Brüder oder Schwestern in euer Rudel aufnehmt. Ein Rudel wird nicht nur durch gemeinsame Abstammung gebildet, sondern auch durch Sympathien, Interessengemeinschaft und Freundschaften. Es gibt eine Menge unfreiwillige Einzelwölfe, die froh sind, wenn ein Rudel sie aufnimmt.«

Brian nickte. »Damit kommen wir zu dem zweiten Punkt, der für euch eminent wichtig und der Grund ist, warum ihr absolut sauber zu bleiben habt.« Er blickte jeden einzeln an. »Ihr seid *Schattenwölfe* und deshalb von vornherein für leider recht viele

unserer Artgenossen Werwölfe zweiter Klasse.«

Mandy schüttelte den Kopf. »Was sind denn Schattenwölfe?«

»Alle Brüder und Schwestern, die nicht als Werwölfe geboren wurden, sondern durch Verwandlung dazu gemacht worden sind. Wie ich schon sagte, waren die ersten Werwölfe die Kinder einer Göttin. Darauf sind wir immer noch sehr stolz. Manche allerdings verwechseln berechtigten Stolz auf unsere Herkunft mit der Ablehnung und damit einhergehender Diskriminierung jedes Wolfs, der nicht dieses Privileg genießt.«

Patrick sprang auf und versetzte seinem Stuhl einen Tritt, dass er gegen die Wand krachte. Er fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar und warf theatralisch die Arme hoch. »Eine verdammte Scheiße ist das! Jetzt sind wir auch noch Werwölfe zweiter Klasse? Na toll!«

Kevin stand auf. Langsam. »Hinsetzen. Sofort.« Er sprach leise, aber sein Ton und seine Körperhaltung ließen keinen Zweifel daran, dass Patrick gut beraten wäre, ihm zu gehorchen.

Der junge Mann tat das zur Abwechslung, setzte sich in einen Sessel und funkelte die vier Indianer mit verkniffenem Gesicht wütend an.

»Ihr habt bedauerlicherweise noch einen anderen Makel«, wandte Kayla ein.

Chris stöhnte. »Nicht noch was, bitte. Werwolf zu sein reicht völlig als ...« Er biss sich auf die Lippen. Doch auch ohne dass er es aussprach, wusste die anderen, was er hatte sagen wollen. »Sorry. Wollte niemandem zu nahe treten.«

Eine Weile schwiegen alle. Die vier Hunkpapa sahen das junge Rudel mitfühlend an.

»Was ist dieser andere Makel?«, fragte Kevin schließlich. Er ertrug Mitleid nicht. Erst recht nicht in Momenten, in denen er sich schwach fühlte. Mitgefühl ließ ihn sich dann nur noch schwächer fühlen. So wie jetzt.

»Ihr wurdet von einem Schwarzen Rudel gezeugt«, erklärte Kayla. »Obwohl es vernichtet ist und wir alle Werwölfe weltweit darüber informieren werden, bleibt diese Tatsache unleugbar.«

»Und als Makel an uns kleben wie Teer und Federn?« Fionas Stimme klang bitter.

Annie schüttelte den Kopf. »Durchaus nicht. Es bedarf nur eines absolut untadeligen Lebenswandels eines jeden von euch, um die Lichtwölfe davon zu überzeugen, dass das Schwarze Rudel mit seinem Keim nicht auch eure Seelen infiziert hat. Das bedeutet nichts anderes, als dass ihr hundertprozentig die Gesetze befolgt, ein Muster an Angepasstheit an die Menschenwelt sein werdet und idealerweise Berufe ergreift, in denen ihr die Brüder und Schwestern decken könnt.« Sie nickte Kevin zu. »Zum Beispiel als Cops oder als Ärzte oder«, sie nickte Chris zu, »als Computerspezialisten. Da wir oft die Identität wechseln müssen, brauchen wir immer jemanden, der die entsprechenden Daten der Behörden fälscht. Und andere nützliche Berufe.«

Tom nickte. »Denn wenn die Gemeinschaft ein paar Jahre lang gesehen hat – ihr werdet beobachtet wie jedes neue Rudel und jedes neue Individuum –, dass ihr anständige Werwölfe seid und der Gemeinschaft dient, wird man eines Tages vergessen, dass ihr einem Schwarzen Rudel entstammt. Je eher das der Fall ist, desto eher werden auch die Versnobten unter den geborenen Werwölfen akzeptieren, dass ihr ein Gewinn seid.«

»Die meisten jedenfalls«, schränkte Annie ein. »Wie Tom und ich aus eigener Erfahrung als Schattenwölfe wissen, gibt es immer einige Unbelehrbare, die partout an ihren Vorurteilen festhalten. Aber deren Meinung ist nicht relevant.«

Bevor noch jemand etwas sagen konnte, stand Sam mitten im Zimmer. Bis auf die vier alten Werwölfe zuckten alle erschreckt zusammen.

»Verdammt, Sam!«, fluchte Kevin. »Kannst du nicht die Tür benutzen?«

»Wozu das denn?« Sie winkte ab. »Wir haben ein riesenproblem.«

»Bitte nicht noch eins.« Kevin fühlte sich in diesem Moment komplett überfordert. Er hatte das Bedürfnis, sich zu verkriechen und sich erst wieder hervorzutrauen, wenn ... – Wenn sein Leben

wieder in Ordnung wäre. Doch sein Leben war seit dem Tod seiner Eltern nicht mehr »in Ordnung« gewesen. Und da er die Zeit nicht zurückdrehen konnte, würde es niemals in dem Sinn in Ordnung sein, wie er sich das wünschte. Er war ein Werwolf und würde es bis ans Ende seiner Tage bleiben. Bleiben müssen. Und wenn er Pech hatte – oder Glück? – dauerte dieser Rest nicht mehr allzu lange, weil die Jäger ihn umbrachten. Und alles nur wegen Sam.

Die jetzt nachdrücklich nickte. »Bedauerlicherweise doch«, antwortete sie auf seine Bemerkung. »Es hat vier Morde an zwei Tatorten gegeben, die laut Ron aussehen, als wäre der Täter ein Werwolf.«

»Oh Gott!« Kevin stützte die Stirn in die Hand. Doch leider vertrieb die Geste nicht das Gefühl, einen nicht endenden Albtraum zu erleben, der mit jedem Tag schlimmer wurde statt besser.

»Aber wir können es doch nicht gewesen sein.« Sheila klang so verzweifelt, wie er sich fühlte. »Wir können uns doch nur zu Vollmond verwandeln.«

»Das hindert euch aber nicht daran, ganz profan zu morden wie Menschen«, erinnerte Sam sie. »Nur dass ihr dafür keine Waffen mehr braucht, sondern das mit euren überragenden Körperkräften tun könnt.« Sie winkte ab. »Laut Ron sehen die Spuren aus, als wäre ein Werwolf in Verwandlung am Werk gewesen. Hand- und Fußabdrücke, die er als halb menschlich und halbe tierisch bezeichnet sowie Haare. Außerdem sind die Verletzungen seiner Meinung nach eindeutig von einem Tier zugefügt worden.« Sie streckte die Hand aus und hielt im nächsten Moment einen Asservatenbeutel darin, den sie Brian reichte.

Der Hunkpapa nahm die darin befindlichen Haare heraus und roch daran. Er runzelte die Stirn. Schnüffelte erneut und reichte sie an Kayla weiter. Die tat es ihm nach, ebenso Annie und Tom.

»Das ist der seltsamste Wolfsgeruch, den ich je gerochen habe«, sagte Annie. »Aber er ist durch das Blut kontaminiert, mit dem die Haare getränkt wurden.«

»Aber sie stammen von einem Werwolf?«

Brian nahm sie erneut zur Hand und schnupperte noch einmal intensiv. »Von einem Wolf ohne jeden Zweifel. Ich rieche auch Mensch daran, aber nicht den, dessen Blut daran klebt. Das stammt übrigens von einer Frau.« Er schüttelte den Kopf. »Die Haare riechen ... alt.«

»Von einem alten Wolf?«, vermutete Kevin.

»Nein. In der Regel kannst du an einem Werwolf sein Alter nicht riechen. Du nimmst es allenfalls an seiner Ausstrahlung wahr. Unser Stoffwechsel regeneriert unseren Körper ständig und erneuert auch die Haare. Sie fangen nur dann an alt zu werden, wenn sie ausfallen.« Er hielt das Haarbüschel hoch. »Das hier riecht, als wären die Haare schon lange nicht mehr Teil von etwas Lebendigem.«

Kayla nickte. »Wie von einem gegerbten Fell. Aber das passt nicht zu den Spuren, die du erwähntest und auch nicht zu den Verletzungen der Opfer.« Sie blickte Brian an.

Der konzentrierte sich und starrte eine Weile ins Leere. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Ich spüre nur Nick Roscoe. Im Umkreis von vierzig Meilen ist kein anderer Werwolf in der Nähe.«

»Nick ist unschuldig«, versicherte Sam. Das klang unerwartet vehement.

Brian blickte sie an. »Das weißt du woher?«

»Von den Luftelementaren, die ich ihm zur Seite gestellt habe, dass sie ihn – bewachen. Sie haben mir versichert, dass er, seit er seinen Bruder getötet hat, nichts anderes getan hat, als in den abgelegensten Gegenden des Nationalparks durch die Landschaft zu streifen und nichts zu tun als jagen, schlafen und sich immer wieder exzessiv in irgendwelchen Bächen waschen. Er hat den Wald nicht verlassen, seit er sich zurückgezogen hat. Elementargeister können nicht lügen. Dazu sind sie nicht intelligent genug.«

Brian nickte. »Dann bleibt noch die Möglichkeit, dass es ein durchreisender Dunkelwolf war, der seine Verbrechen begangen hat und gleich anschließend weitergezogen ist. Wir Wölfe kön-

nen schließlich an einem Tag auf unseren vier Pfoten an die zweihundert Meilen zurücklegen, wenn wir wollen. Meine Reichweite, innerhalb der ich andere Werwölfe spüren kann, reicht nur vierzig Meilen weit.«

»Nur« ist gut.« Tom grinste. »Du hast die größte Reichweite, die ich je bei einem Wächter erlebt habe.«

»Moment«, bat Kevin, bevor jemand etwas sagen konnte. »Wenn ein anderer Werwolf hier gewesen wäre – in Cleveland –, hättet ihr das nicht fühlen müssen? Oder wir? Ich?«

Brian schüttelte den Kopf. »Ihr seid noch zu jung. Ihr würdet es nur fühlen, wenn er sich in eurer unmittelbaren Nähe befände oder ihr konzentriert nach ihm sucht. Und wir Erfahreneren fühlen es auch nur, wenn wir uns darauf konzentrieren oder sich der Betreffende in unserer normalen ›Sensorreichweite‹ aufhält. Die Morde haben aber so weit weg stattgefunden, dass wir nicht darauf aufmerksam geworden sind.« Er winkte ab. »Die Frage ist, ob der Kerl zurückkommt.«

»Die Frage ist, ob es tatsächlich ein anderer Werwolf war«, korrigierte Kevin. »Solange die Spuren vom Tatort nicht ausgewertet sind, steht nicht fest, ob es überhaupt ein Tier war, Wergeschöpf oder nicht.«

»Erzähl das den Jägern«, brummte Tom missmutig. »Nach allem, was bisher passiert ist, würden die das nicht mal glauben, wenn dem so wäre.«

Brian erhob sich. »Vin, ich muss die Leichen sehen und mir selbst ein Bild von dem Ganzen machen. Kannst du das arrangieren?«

Er nickte. »Ich wollte mich heute sowieso wieder zum Dienst melden. Ich werde dich als Berater deklarieren. Lieutenant Kerry – Ronan – wird das garantiert unterstützen. Ich rufe ihn an und sage Bescheid.«

»Ich kann das auch mit Retrospektion rausfinden«, bot Sam an. »Dazu müsste ich aber an den Tatort.«

Kevin schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht autorisieren. Das müsste Ronan tun. Außerdem dürften die Forensiker noch

lange nicht fertig sein mit dem Tatort. Also lass uns das erledigen.«

Das war nur ein Vorwand. Er stellte fest, dass er Sam nicht in seiner Nähe haben wollte. Eigentlich wollte er sie so wenig wie möglich sehen; am besten überhaupt nicht. Wenn sie ihn nicht dazu verführt hätte, mit ihr Sex im Wald zu haben, und sich dafür ausgerechnet den Teil des Cuyahoga Parks ausgesucht hätte, in dem sich die Werwölfe herumtrieben, wäre er noch ein Mensch. Obwohl sein Verstand ihm sagte, dass sie das nicht hatte wissen können und alles nur eine Verkettung unglücklicher Zufälle war, gab sein Gefühl ihr die Schuld an allem.

»Aber danke fürs Angebot«, fügte er hinzu, als er merkte, dass sie ihn nachdenklich musterte.

Sie zuckte mit den Schultern und verschwand so plötzlich, wie sie gekommen war, und die Wolfshaare mit ihr.

Er nickte Brian zu. »Fahren wir zum Revier. Ich informiere Roman von unterwegs.«

Die drei anderen Hunkpapa erhoben sich ebenfalls und wandten sich an die Studenten.

»Wir bilden Dreiergruppen und eine Vierergruppe und machen uns ebenfalls auf den Weg«, entschied Tom. »Ich empfehle aber, dass heute noch keiner von euch eine Vorlesung besucht. Probieren wir erst mal aus, wie ihr zurechtkommt. Wenn alles glattgeht, könnt ihr morgen wieder eurem gewohnten Tagesablauf nachgehen.«

»Von wegen!« Chris schüttelte den Kopf. »Das werden wir nie wieder können.«

Annie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Aber ihr werdet neue Routinen entwickeln. Und sobald das geschehen ist, werdet ihr euch besser fühlen. Glaub mir.«

Chris blickte skeptisch drein, die anderen auch, aber Kevin glaubte ihr. Und das gab ihm ein bisschen Zuversicht.

Sarge schaute seine Jägerkollegen der Reihe nach an. Heute Morgen waren die letzten eingetroffen, die Cecil Tremaine in Cleveland zusammengetrommelt hatte. Jede in den USA stationierte Jägerdivision hatte jeden verfügbaren Mann und jede verfügbare Frau hergeschickt. Sie hatten sich im Hilton Garden Inn, 1100 Carnegie Avenue, eingemietet und sich für die Dauer ihres Aufenthalts einen Konferenzraum reservieren lassen. Darin hatten sie sich versammelt und besprachen ihren Einsatz.

Sarge war als führender Experte für Werwölfe zum Einsatzleiter ernannt worden. Er projizierte ein Foto an die Wand, das einen brünetten Mann in Polizeiuniform zeigte. Es stammte von der offiziellen Website des Police Departments.

»Das ist Detective Kevin Bennett. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist er unser Werwolf. Zumindest einer von denen.«

»Mein Gott«, entfuhr es einem Kollegen aus der L.A.-Zweigstelle. »Die haben hier tatsächlich die Polizei unterwandert.« Er schüttelte den Kopf. »Kein Wunder, dass wir von hier noch nie eine Meldung hinsichtlich der Aktivitäten von Hexen, Vampiren oder Werwölfen bekommen haben.«

Sarge nickte. »Und das«, er projizierte ein weiteres Foto eines Cops an die Wand, eines etwas jüngeren Mannes mit kastanienbraunem Haar und auffallend grünen Augen, »ist der Mann, der ihn deckt: Lieutenant Ronan Kerry. Wer dieser Hexenmeister Sam ist – oder was immer der sein mag –, mit dem sie außerdem unter einer Decke stecken, haben wir noch nicht rausgefunden.«

»Wie gehen wir vor?«, fragte Colm O'Brennan.

»Auf die herkömmliche Weise.« Sarge nickte in die Runde. »Wir klemmen uns hinter die einzigen uns bekannten Kreaturen«, er deutete auf die beiden Fotos, »und beobachten sie eine Weile. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir auf die Weise nicht das ganze Nest ausheben könnten. Oder zumindest genug von denen erledigen, dass dem Rest der Boden zu heiß wird und er die Stadt verlässt.«

»Moment mal«, wandte Jacintha Hyatt ein. »Während wir die beiden beobachten, können die anderen wer weiß wie viele Men-

schen umbringen oder verwandeln. Nach den neuesten Nachrichten, die wir via Polizeifunk abhören konnten, hat es letzte Nacht insgesamt vier Tote gegeben, die offensichtlich auf das Konto eines Werwolfs oder mehrerer gehen. Während wir uns mit Beobachtungen aufhalten, töten diese Bestien noch wer weiß wie viele Menschen.«

Der unangenehme Gedanke war Sarge auch schon gekommen. Er nickte. »Die Möglichkeit besteht natürlich. Und deshalb werden wir patrouillieren, um nach Möglichkeit solche Vorkommnisse zu verhindern.«

Bradley Fawkner lachte sarkastisch und umfasste die achtundzwanzig Jäger im Raum mit einer Handbewegung. »Cleveland ist wie groß? Achtzig Quadratmeilen? Die können wir mit unserem Häuflein kaum abdecken.«

Sarge nickte. »Und eben deshalb ist unsere einzige Möglichkeit, die beiden Zielpersonen zu beobachten, damit sie uns zum Rest des Rudels und idealerweise noch zu anderen Missgeburten führen. Zu dem Zweck legen wir uns in zwei Zweierteams vor dem Präsidium, in dem die beiden arbeiten, auf die Lauer. Sobald sie rauskommen, folgen wir ihnen.« Er blickte Fawkner an. »Es nützt gar nichts, nur die beiden auszuschalten. Die anderen machen dann trotzdem weiter. Wahrscheinlich halten sie sich danach eine Weile bedeckt, bis wir abgezogen sind – wir können schließlich nicht ewig hierbleiben – und machen hinterher weiter wie bisher. Wir können die Menschen hier nur schützen, indem wir zumindest das Werwolfrudel ausrotten und auf die Weise ein Exempel statuieren.«

Winston Shepherd, PROTECTOR-Chef von New York, meldete sich zu Wort. »Ich habe bei Mr. Tremaine bereits angeregt, hier eine Zweigstelle zu eröffnen. Nach unseren Erfahrungen meiden die Kreaturen Städte, in denen wir residieren. In New York haben wir nur sehr sporadisch ein paar unverbesserliche Vampire, die entweder nicht wissen, dass PROTECTOR dort ein Büro hat, oder die sich einbilden, uns entkommen zu können.«

Sarge nickte. »Bei uns in Minneapolis ist es dasselbe. In den

umliegenden Städten tauchen zwar immer wieder Werwölfe auf, besonders in denen mit viel Wald drum herum, aber Minneapolis selbst ist sauber.«

Fawkner schüttelte den Kopf. »Das mag auf Vampire und Werwölfe zutreffen. Die Dämonen kennen solche Berührungsgänge nicht. In New Orleans tauchen immer wieder welche auf und machen sich dort breit, obwohl sie wissen, dass wir hinter ihnen her sind, sobald wir sie ausfindig machen.«

»Das ist im Moment nebensächlich«, unterbrach Sarge, bevor die Diskussion ausufern konnte. »Wir kümmern uns erst mal um die Vernichtung dieses Rudels und seiner Helfershelfer. Danach sehen wir weiter.«

Er teilte die Teams ein und legte die Einsatzzeiten fest. Anschließend begab er sich persönlich mit dem ersten Team zum Gebäude des Homicide Departments, um schnellstmöglich mit der Jagd zu beginnen.

Kevin und Brian hatten sich mit Ronan in dessen Büro auf dem Revier getroffen. Die Leichen waren vom Newbury Drive inzwischen in die Rechtsmedizin 11001 Cedar Avenue transportiert worden, die ein paar Straßen von der Ontario Street entfernt war. Kevin wollte sich zuerst offiziell zum Dienst zurückmelden, nachdem er auf dem Weg in die Stadt festgestellt hatte, dass es ihm relativ gut gelang, die Reize auszublenden, denen seine hypersensiblen Sinne hier ausgesetzt waren. Sie waren immer noch überwältigend, aber er konnte damit umgehen. Alles andere war Sache der Übung.

An der Pforte wurde sein Kommen nicht nur bemerkt und ihm von dem diensthabenden Kollegen versichert, dass es ihn freue, dass Kevin wieder gesund war. Es wurde auch gleich an Taggart gemeldet, sodass der Commander fast zeitgleich mit ihnen in ihrem Büro eintraf.

»Guten Morgen, Sir. Melde mich zurück zum Dienst.«

Taggart nickte ihm zu. »Detective. Lieutenant. Und Sie sind?«, wollte er von Brian wissen.

»Mr. Wolfheart ist Jäger«, antwortete Ronan an seiner Stelle. »Ich habe ihn als Experten hinzugezogen, damit er mal einen Blick auf die Verletzungen der Opfer wirft. Sie wissen ja, Sir, dass das Kriminallabor chronisch überlastet ist. Bis wir die Analyse der Spuren und der Abstriche bekommen, dauert das eine Woche. Mr. Wolfheart kann uns vielleicht sagen, womit wir es zu tun haben, und uns möglicherweise auch einen Hinweis geben, wie wir weitere Vorfälle dieser Art verhindern können.«

Taggart nickte. »Ich denke, dass eins der Biester aus diesem Rudel wilder Hunde entkommen ist.« Er winkte ab. »Ist Ihr Fall. Halten Sie mich auf dem Laufenden.« Er blickte Kevin forschend an. »Sie sehen immer noch nicht wieder gut aus, Bennett. Sind Sie sicher, dass Sie wirklich wieder diensttauglich sind?«

»Ja, Sir. Der Arzt hat das bestätigt.« Kevin wiegte verlegen den Kopf. »Es ist mir so peinlich, Sir, dass ich dermaßen krank geworden bin, kaum dass ich zwei Tage im Dienst war. Ich schwöre Ihnen, krankfeiern ist nicht mein Ding.«

Taggart winkte ab. »Machen Sie sich keine Sorgen. Ihre Akte aus Carlsbad listet nur eine einzige Fehlzeit auf, als sie damals angeschossen wurden. Dass es Sie jetzt so umgehauen hat, liegt definitiv am Klima. Vom sonnigen New Mexico ins kalte Ohio, das hält die robusteste Gesundheit nicht aus. Und das braucht Ihnen wirklich nicht peinlich zu sein.«

»Danke, Sir.«

Taggart nickte ihnen zu und ging.

Ronan blickte Kevin aufmerksam an. »Spuck's aus. Was beunruhigt dich?«

Kevin räusperte sich unbehaglich. »Sieht man mir das an?«

Ronan schüttelte den Kopf. »Ich bin nur zur Hälfte Mensch und habe von meiner anderen Hälfte her ein sensibles Gespür für den Gemütszustand anderer Leute. Nicht mal annähernd so intensiv wie Sam, dafür bin ich mit schwachen telepathischen Fähigkeiten gesegnet.« Er hob abwehrend die Hände. »Keine

Sorge, ich schnüffele nicht in deinen Gedanken. Aber wenn ich dir irgendwie helfen kann, dann lass es mich bitte wissen.« Er blickte Kevin aufmerksam an.

Der musterte ihn eine Weile und war sich nicht sicher, was er davon halten sollte. Klar, Ronan war selbst ein »Anderer«, wie er die nichtmenschlichen Wesen wie Werwölfe nannte; zur Hälfte jedenfalls. Und er war mit Sam befreundet, also den Umgang mit Anderswesen gewohnt. Trotzdem rührte Ronans bedingungslose Akzeptanz und Unterstützung etwas in ihm an, das seine Brust eng werden ließ.

»Die Verletzung, die Taggart vorhin erwähnte. Ich hatte eine deutliche Narbe davon zurückbehalten. Seit ich«, er räusperte sich, »wurde, was ich bin, ist sie verschwunden. Aber sie ist in meiner Akte dokumentiert.«

Ronan nickte. »Ich denke, da kann Sam dir helfen. Du solltest dich sowieso niemals scheuen, dich an sie zu wenden, wenn du Hilfe brauchst.« Er blickte ihn aufmerksam an. »Oder hast du dich sozusagen mit ihr verkracht?«

Kevin schüttelte den Kopf. Er musste jedoch zugeben, dass er in gewisser Weise Sam immer noch die Schuld an dem anlastete, was ihm passiert war, obwohl sein Verstand ihm sagte, dass sie nicht dafür verantwortlich war, dass er ihr nicht hatte glauben wollen. Aber, verdammt, wenn sie nicht seine Neugier geweckt und ihm Hoffnung auf ein Wiedersehen gemacht hätte, aber dann ein Jahr lang nichts von sich hören ließ und offensichtlich auch nicht geplant hatte, irgendwann wieder Kontakt zu ihm aufzunehmen, wäre er niemals hergekommen, und das alles wäre nicht passiert.

Wäre *ihm* nicht passiert. Sheila und die anderen hätte es trotzdem getroffen. Und ohne ihn hätte Patrick die Führung des Rudels übernommen und sie alle in kürzester Zeit in eine Katastrophe getrieben, an deren Ende die Jäger sie ermordet hätten.

»Rede mit Sam«, riet ihm Ronan. »Und kläre mit ihr, was immer zwischen euch steht. Und selbst wenn nicht, Sam wird euch immer helfen.«

Er nickte. »Werde ich tun.« Er nahm seine Dienstpistole aus dem Tresorfach in einer Schublade seines Schreibtisches und klemmte sich die Dienstmarke an den Gürtel. Mit den Insignien seines Amtes am Körper fühlte er sich gleich etwas sicherer. Brian lächelte ihm ermutigend zu.

Ronan machte in der Zwischenzeit telefonisch einen Termin in der Rechtsmedizin. »Wir können sofort kommen«, sagte er, als er aufgelegt hatte. »Verlieren wir keine Zeit. Je eher wir den Schuldigen schnappen, desto besser für uns alle.«

Sie verließen das Revier und fuhren in Ronans Dienstwagen zur Rechtsmedizin. Kevin roch schon von Weitem den Gestank des Todes.

»Moostepich«, sagte Brian, als sie auf dem Parkplatz hielten und ausstiegen. »Blumenwiese.«

Kevin nickte und konzentrierte sich. Die Hunkpapa hatten mit jedem ihrer Schützlinge in den letzten Tagen immer wieder eine Visualisierungsübung gemacht. Wann immer einer ihrer Sinne von Reizen überflutet wurde, sollten sie sich auf etwas konzentrieren, das den Reiz dämpfte. Bei unangenehmen Gerüchen sollten sie sich so bildlich wie möglich vorstellen, dass sie einen angenehmeren Geruch wahrnahmen; so intensiv, dass sie tatsächlich die Vision zu riechen glaubten. Kevin sprach auf den Duft von Moos und eine Sommerwiese am besten an. Die Vorstellung half ihm auch jetzt, den Gestank im Geist mit dem Duft von Moos, Wald und Blumen zu überlagern. Weitgehend, wenn auch nicht vollständig. Das verhinderte, dass er sich beim Betreten des Leichenschauhauses übergeben musste.

Ein Assistent führte sie zu den Kühlfächern, in denen man die Leichen der Opfer aufgebahrt hatte, ein Ehepaar Bonner und ein Ehepaar Rawlins. Beide waren in ihren Wohnungen angegriffen worden.

Brian beugte sich ungeniert über die Leiche von Janet Bonner und sog tief den Geruch ein. Trotz der Kühlung roch Kevin die beginnende Verwesung. Dennoch stellte er fest, dass es nicht ganz so schlimm war, wie er befürchtet hatte. Brian beendete sei-

ne Geruchsprobe und winkte ihn an seine Seite.

»Was riechst du?«

Er rümpfte die Nase. In dem getrockneten Schweiß auf ihrer Haut roch er die Todesangst, die die Frau in ihren letzten Momenten empfunden hatte. Aber er nahm auch Wolfsgeruch wahr. Sehr schwach nur. Dafür erheblich intensiver den Geruch eines Menschen. Was hatte das zu bedeuten?

Brian vergewisserte sich, dass kein Mensch außer Ronan in der Nähe war, der sie beobachten konnte, ehe er seine Hand über den Leichnam hielt.

»Sieh hin.«

Kevin gehorchte. Brians Hand verwandelte sich in Sekundenschnelle in eine Wolfspfote, der ein intensiver Wolfsgeruch entströmte, vermischt mit Brians ansonsten eher menschlichem Geruch. Brian strich mit der Pfote den Arm der Leiche entlang, ohne ihn zu berühren. Danach wandelte er die Pfote wieder zur Hand. Kevin sah es mit einem Anflug von Neid und wünschte sich, er könnte die Verwandlung ebenfalls schon kontrollieren.

»Riech«, forderte Brian ihn auf.

Kevin schnupperte notgedrungen. Der Geruch, der von Brians Wolfspfote am Arm der Toten haftete, war intensiver als der andere Wolfsgeruch, obwohl Brian den Arm nicht berührt hatte. Vor allem roch er – lebendiger. Er sah den Indianer an. »Was bedeutet das?«

Auch Ronan sah Brian gespannt an. »Der Mörder hat ein Wolfsfell getragen oder bei sich gehabt, aber das Tier ist schon lange tot und zu Pelz verarbeitet. Deshalb auch dieser Eindruck von alt an den Haaren, den wir hatten, als Sam sie uns gezeigt hat.« Er deutete auf die Verletzungen, die der Toten den ganzen Rücken aufgerissen und ihr den Arm abgetrennt hatten, der neben dem Körper lag. »Diese Wunden wurden tatsächlich von Wolfsklauen und -zähnen zugefügt. Aber nicht von einem Werwolf oder einem echten Wolf, sondern von einem Menschen, der – so meine Theorie – ein altes Wolfsfell mit Klauen und Schädel daran benutzt hat. Wahrscheinlich angeregt durch die Berichte

über das Rudel wilder Hunde, das Menschen angegriffen hat, ist er auf die Idee gekommen, Morde zu begehen und sie als von einem Tier begangen zu tarnen. Er ist also eine Art Trittbrettfahrer.«

»*Damnú air!*«⁴, fluchte Ronan. »Das hat uns gerade noch gefehlt. Ausgerechnet in dieser Situation muss einer auf so eine perverse Idee kommen.«

»Aber wie kann das sein?« Kevin deutete auf den abgetrennten Arm. »Um einen Knochen zu durchtrennen, braucht man doch erhebliche Kraft. Zumindest als«, er räusperte sich, »normaler Mensch. Selbst wenn man die Kiefer eines Wolfsschädels dazu nimmt und sie per Hand, eh, entsprechend bedient.«

Brian nickte. »Es ist aber für einen findigen Menschen nicht schwer, einen Kiefer mit einem Sprungfedermechanismus oder Ähnlichem zu versehen, um ihnen die Bisskraft eines echten Wolfsgebisses zu verpassen.« Er zuckte mit den Schultern. »Die ersten Zeitungsmeldungen von der Hundestory liegen acht Tage zurück. Das ist mehr als ausreichend, um einen Wolfsbalg entsprechend zu präparieren.«

»Die wichtigste Frage ist, ob der Killer gezielt diese Opfer ausgesucht hat oder nur wild um sich mordet, weil es ihm Spaß macht, so zu tun, als wäre er ein Wolf«, meinte Ronan. »Und noch wichtiger ist, wie wir ihn finden können.«

»Für uns wäre das ein Leichtes.« Brian nickte, als Ronan ihn ungläubig ansah. »Unser Geruchssinn funktioniert wie der eines Mantrailers. Wir könnten die Witterung des Mörders an einem der Tatorte aufnehmen und ihr durch die ganze Stadt folgen. Aber euch ist natürlich das damit verbundene Problem bewusst.«

Kevin nickte. »Wie erklären wir den Kollegen und vor allem dem Staatsanwalt, wie wir ausgerechnet auf den Typen als möglichen Täter gekommen sind, den wir auf die Weise aufspüren? Wenn wir ihm nicht auf herkömmliche Weise auf die Spur kom-

4 Gälisch = verdammt! (sprich: damnuh er)

men, haben wir nicht mal eine Handhabe, ihn vorzuladen, geschweige denn seine Wohnung zu durchsuchen oder ihn auch nur zu beobachten.« Er schüttelte den Kopf und seufzte, ehe er Brian anklagend ansah. »Das heißt, wir müssen in Kauf nehmen, dass der Kerl in der Zwischenzeit noch wer weiß wie viele andere Leute ermordet.« Er ballte die Fäuste und fühlte sich wieder einmal hilflos. Ein Gefühl, das er hasste.

Brian sah ihn ernst an. »Grundsätzlich könnte es dazu kommen. Aber du hast einen Vorteil: dein Rudel. Wir Werwölfe brauchen wenig Schlaf und können tagelang ununterbrochen wach bleiben, wenn es sein muss. Sobald du den Täter ausfindig gemacht hast, rekrutierst du deine Rudelmitglieder, dass sie ihn überwachen. Wenn er wieder zuschlägt, ruft ihr die Polizei.« Er grinste flüchtig. »Eine plausible Begründung, warum ihr ausgerechnet zu der Zeit vor Ort wart, müsst ihr euch natürlich im Vorfeld zurechtlegen. Am besten etwas, das man nicht nachprüfen kann. Zum Beispiel: ›Ich musste dringend allein über was Privates nachdenken und bin ziellos in der Gegend herumgefahren.‹ Oder spazieren gegangen. Je nach Tageszeit und Ort.« Er klopfte ihm auf die Schulter. »Solche Dinge lernt ihr mit der Zeit.«

»Nicht zu vergessen, dass es noch die traditionelle Ermittlungsarbeit gibt«, ergänzte Ronan. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Täter ohne Vorwarnung quasi aus heiterem Himmel angefangen hat zu morden, nur weil er in der Zeitung von den wilden Hunden gelesen hat. Und selbst wenn und wenn wir dann noch annehmen, dass er nach den ersten beiden Morden am Newbury Drive in einen Blutrausch geraten ist, hätte er wohl die nächsten beiden Morde kaum in der Drake Road in Strongsville am anderen Ende der Stadt begangen, sondern in der Nähe.«

Kevin blickte ihn an. »Du glaubst, dass er sich die Opfer gezielt ausgesucht hat und vielleicht ein persönliches Motiv hatte.«

Ronan nickte. »Möglicherweise. Das werden wir wissen, wenn wir den Kerl haben.«

Sie untersuchten die drei anderen Leichen ebenfalls. Kevin und Brian fanden bestätigt, dass es sich in allen Fällen um denselben Täter handelte. Anschließend verließen sie die Rechtsmedizin. Kevin atmete auf, als sie draußen waren, obwohl seine Nase hier von anderen Gerüchen beleidigt wurde.

»Moostepich. Blumenwiese«, coachte Brian.

Kevin verzog das Gesicht. »Merkt man mir so sehr an, dass ich mich unwohl fühle?«

»Ich merke es, mein junger Bruder. Du rümpfst ziemlich oft die Nase. Aber das gibt sich mit der Zeit. Du adaptierst deine neue Existenz sehr gut. Deshalb wird es bei dir nicht lange dauern, bis du deinen Alltag problemlos meisterst.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.« Das würde – das konnte er erst glauben, wenn er es erlebte. Im Moment war das Gefühl von Überforderung und ständigem Auf-der-Hut-sein allgegenwärtig. »Ich fahre also zur Drake Road, mache den Täter ausfindig und versuche zu verhindern, dass er noch einen Mord begeht.«

Ronan nickte. »Gute Idee.«

»Ich übernehme das.« Brian klang entschieden. »Ich bin mit dieser Form des Mantrailens bereits vertraut. Du, Vin, musst noch lernen, einen ganz normalen Arbeitstag durchzuhalten. Das hat momentan Vorrang.«

Kevin hasste es, wenn jemand ihm Vorschriften machte in der Art, wie Brian es gerade tat. Andererseits war der seit Jahrhunderten ein Werwolf. Und da es hier um Menschenleben ging, war es klug, einen erfahrenen Fährtsucher einzusetzen statt eines Neulings wie ihn, der noch mehr als genug damit zu tun hatte, mit den Nebenwirkungen seiner Verwandlung klarzukommen.

»Warum sagt eigentlich jeder Vin zu mir?«

Brian lächelte. »Weil es zu dir passt. Du hast bestimmt schon von der altherwürdigen Tradition nicht nur meines Volkes – der Hunkpapa – gehört, dass ein Junge, der zum Mann wird, einen neuen Namen bekommt und seinen Kindernamen ablegt. Und wenn er eine besondere Leistung erbringt – oder auch, wenn er

etwas tut, das ihm Spott bis ans Ende seines Lebens einbringt – bekommt er wieder einen neuen Namen. Ich erhielt meinen Namen – Wolfheart –, als ich Rudelführer wurde, nachdem ich bewiesen hatte, dass ich das erforderliche ›Herz‹ für diesen Posten habe. Als kleiner Junge hieß ich He Dreams In The Moonlight, weil ich stundenlang nichts anderes tat, als den Mond anzusehen und zu träumen. Mein erster Erwachsenenname lautete Windrunner, weil ich ziemlich schnell laufen kann.« Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Im Zuge der vielen verschiedenen Identitäten, die du im Laufe deines Lebens wirst annehmen müssen, wirst du entsprechend viele Namen haben. Gerade deshalb ist es wichtig, dass du möglichst früh deinen wahren Namen findest. Das ist der Name, der ausdrückt, wer du wirklich bist; sei es als reiner Klang – Vin – oder als Wortbezeichnung wie zum Beispiel Wolfheart. Dein wahrer Name wird immer dein Anker sein, der dafür sorgt, dass du dich nicht verlieren kannst.«

Kevin seufzte. »Ich sehe schon, ich habe noch eine Menge zu lernen. *Wir* haben noch eine Menge zu lernen.«

Sie hatten den Parkplatz erreicht und stiegen in den Wagen.

»Setzt mich bitte bei irgendeiner Autovermietung ab«, bat Brian. »Ich gebe euch Bescheid, sobald ich den Mann gefunden habe.«

Ronan fuhr los. »Würde es dir helfen, Kevin, wenn wir unser Büro in einen Urwald verwandeln? Frische Luft durch Pflanzen. Meine Sarah hat mal wieder eine Horde von Ablegern, die sie einfach nicht wegwerfen kann, und sucht Abnehmer. Ihre Freundinnen sind schon mehr als eingedeckt. Der nächste Schritt wäre ein Straßenverkauf. Aber wie sähe das denn aus, wenn die Frau eines Homicide Cops Pflanzen auf der Straße verkauft?«

Kevin und Brian lachten.

»Ja, das wäre eine gute Idee. Wenn wenigstens ein Raum, in dem ich mich auf dem Revier regelmäßig aufhalten muss, eine halbwegs gute Luft hätte, würde mir das die Arbeit sehr erleichtern. Danke, Ronan.«

Er zuckte mit den Schultern. »Man hilft, wo man kann.«

Sie erreichten die East 12th Street. Ronan hielt vor einem Subway-Restaurant, neben dem eine Hertz Rent-A-Car Filiale residierte. Brian stieg aus und verabschiedete sich. Ronan wendete den Wagen und fuhr zur Ontario Street zurück. Sie gingen in ihr Büro. Kevin rümpfte die Nase.

»Ein paar Pflanzen in natürlicher Erde – möglichst viele – täten dem Raum wirklich gut. Auch optisch.«

Ronan grinste, griff zum Telefon und rief seine Frau an. »Sarah, Kevin und ich haben gerade beschlossen, allen deinen überzähligen Ablegern ein neues, wunderbares Zuhause zu geben. Wir adoptieren sie für unser Büro. Stell sie heute Abend bereit. Ich nehme sie dann morgen früh mit.«

Kevin konnte Sarahs Stimme hören, die begeistert zustimmte und lächelte. Er hatte schon vom ersten Tag an durch die Art, wie Ronan über seine Frau sprach, gespürt, wie sehr er sie liebte. Von so einer Liebe hatte er auch immer geträumt, sie aber bis heute nicht gefunden. Zum einen lag das an seinem Job, der bei ihm immer an erster Stelle stand. Die wenigen Beziehungen, die er versucht hatte, waren größtenteils an den mörderischen Arbeitszeiten gescheitert. Und auch daran, dass er die Erlebnisse auf der Arbeit nicht einfach ausknipsen konnte wie eine Lampe, weshalb sie ihn auch in der Freizeit beschäftigten.

Der Rest war an seinen Albträumen gescheitert, die er seit dem Tod seiner Eltern hatte und die bis heute andauerten. Kurz bevor er aus ihnen erwachte, schlug er um sich und schrie. Vier solcher Albträume innerhalb von zwei Wochen war der längste Zeitraum gewesen, den eine Frau ausgehalten hatte, ehe sie das Weite suchte. Seine Versuche, eine potenzielle Partnerin zu getrennten Schlafzimmern zu überreden, hatte bisher jede als persönliche Zurückweisung empfunden, ihn beschuldigt, sie nicht genug zu lieben, und war gegangen.

Nachdem er nun in einem noch viel schlimmeren Albtraum gefangen war, hatte er überhaupt keine Chance mehr. Es sei denn, er bildete mit der »Alphawölfin« des Rudels ein Paar. Falls es stimmte, dass dieses Bedürfnis ein Instinkt war, machte das die

Sache keineswegs besser. Er wollte mit einer Frau zusammen sein, weil er sie liebte, nicht weil irgendein niederer Instinkt ihn dazu trieb. Doch wahrscheinlich würde sich das Problem von selbst erledigen, wenn die Jäger sie erwischten. Denn die Gefahr war noch lange nicht gebannt.

Die Sache mit dem Mörder, der sich bei seinen Taten eines Wolfsbalgs bediente, gab denen nur noch mehr Grund, Jagd auf jeden zu machen, der in Verdacht geriet, ein Werwolf zu sein. Er durfte gar nicht daran denken, was geschah, wenn sie eine Unschuldigen töteten, nur weil sie ihn versehentlich für einen Werwolf hielten.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schaltete den Computer ein. Alle Computer des Reviers waren miteinander vernetzt. Deshalb konnte er auf die Namen der vier Opfer zugreifen. Er begann mit der Routineüberprüfung und versuchte, die Geräusche seiner Umgebung so weit wie möglich auszublenden. Trotzdem hörte er die Gespräche der Kollegen aus dem halben Gebäude, das häufige Rauschen der Toilettenspülung und der Wasserhähne in den Waschräumen und drangen die Gerüche der vor der Bürotür vorbeigehenden Leute durch die Ritzen herein. Wenigstens wurde ihm davon nicht mehr übel. Er konzentrierte sich auf die Arbeit.

Janet Bonner war eine Psychiaterin gewesen, die im Northcoast Behavioral Healthcare Hospital in Northfield gearbeitet hatte. Ihr Mann Mark war Pilot und flog für Delta Airlines. Offenbar war er von einem längeren Dienst nach Hause gekommen und hatte den Killer auf frischer Tat ertappt. Es war ihm noch gelungen, einen Notruf abzusetzen. Kevin fluchte, als er die Aufzeichnung abhörte: *»Da ist ein Wahrsinniger in meinem Haus, der ...«* Der Rest ging in Kampfgeräuschen und einem erstickten Gurgeln unter, als der Angreifer ihm die Kehle herausgerissen hatte. In Verbindung mit der Art der Wunden und den restlichen Spuren, von denen die Jäger garantiert irgendwie Kenntnis bekommen würden, würden sie überzeugt sein, dass ein Werwolf am Werk war. Er konnte nur hoffen, dass Brian den Täter schnell aufspür-

te.

Die beiden anderen Opfer waren Clyde Rawlins und seine Frau Linda, geborene Sutter, geschiedene Paxton. Falls es eine Verbindung zu den beiden Paaren gab, war sie auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Sie hatten keine Gemeinsamkeiten, keine gemeinsamen Freunde, besuchten laut ihren Kreditkartenabrechnungen weder dieselben Supermärkte noch dieselben Restaurants oder Veranstaltungen und gehörten völlig unterschiedlichen Kreisen an.

Er zuckte zusammen, als sein Handy klingelte. Obwohl er es auf Vibrationsalarm gestellt hatte, schrillte es ihm unnatürlich laut in den Ohren. Der Anruf kam von Brian.

»Ich habe ihn gefunden.«

Kevin sah auf die Uhr und stellte fest, dass über zwei Stunden vergangen waren, seit sie sich getrennt hatten.

»Er heißt Caleb Paxton und wohnt 9220 Hough Avenue, Apartment 2C. Gegenwärtig hält er sich im Zoo auf und sitzt vor dem Wolfsgehege. Ich kann das Blut der Opfer noch an ihm riechen, obwohl er es abgewaschen hat. Und keine Sorge, ich lasse ihn nicht aus den Augen.«

»Danke, Brian.« Kevin teilte Ronan mit, was Brian gesagt hatte. »Paxton – das eine Opfer, Linda Rawlins, ist eine geschiedene Paxton.« Er rief die Daten der Frau auf und nickte. »Ihr Ex-Mann heißt Caleb.« Er gab den Namen des Mannes in die Suchmaske ein und erhielt einen Treffer. »Caleb Paxton wurde in die Psychiatrie zwangseingewiesen, nachdem er versucht hat, die Wölfe aus dem Zoo zu befreien. Und eingewiesen wurde er in die Northcoast Behavioral Healthcare Klinik, in der Janet Bonner als Psychiaterin arbeitete.« Er blickte Ronan an. »Um was wollen wir wetten, dass sie seine Therapeutin war?«

Ronan winkte ab. »Die Wette hast du schon gewonnen. Und die Information gibt uns auch den Grund, Paxton zu überprüfen. Wir sind auf ihn gestoßen, als wir den Hintergrund der Opfer überprüft haben. Das gibt uns den Grund, Paxton genauer unter die Lupe zu nehmen. Mit etwas Glück finden wir einen Richter,

der eine Durchsuchung seiner Wohnung genehmigt, wenn wir genug Indizien zusammentragen können, die auf Paxton als möglichen Täter hinweisen.« Er blickte Kevin an. »Ich weiß, dass es für dich alles andere als leicht zu ertragen ist, aber du siehst, dass es für deine Arbeit Vorteile hat zu sein, was du bist. In ein paar Wochen wirst du dasselbe leisten können wie Brian heute und allein dadurch so manches Verbrechen verhindern können.«

»Danke für den Trost.« Die Aussicht tröstete ihn tatsächlich. Ein bisschen.

Ronan stand auf. »Fahren wir zur Klinik und versuchen, eine Liste von Dr. Bonners Patienten zu bekommen.«

»Ohne Beschluss? Du kennst doch die Ärzte. Was die Schweigepflicht betrifft, sind sie manchmal schlimmer als Anwälte.«

Ronan grinste. »Aber ich kann sehr überzeugend sein in einer Weise, gegen die nicht jeder immun ist. Und ich brauche dafür keine Magie wie Sam.«

Sam. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass Ronan sie nicht zufällig erwähnt hatte. Er folgte Ronan nach draußen. Okay, sobald er heute Feierabend machen konnte, würde er Sam aufsuchen. Denn Ronan hatte recht. Es gab tatsächlich einige Dinge zwischen ihnen zu klären.

Bradley Fawkner folgte dem Wagen Kevin Bennetts in gebührendem Abstand, als der am frühen Abend sein Revier verließ, um nach Hause zu fahren. Dass der Kerl Dreck am Stecken hatte, merkte er daran, dass er sich, bevor er ins Auto stieg, nach allen Seiten umsah in einer Weise, als rechne er damit, verfolgt zu werden. Doch Bradley und seine Leute waren erfahrene Jäger. Deshalb hatte er sich so postiert, dass Bennett ihn und den Mietwagen, in dem er mit seinem Kollegen Hank Cooper saß, nicht auffiel. Ganz abgesehen davon, dass er sowieso ein Automodell und eine Farbe gewählt hatte, die nicht gleich jedem ins Auge sprangen. Als er schließlich ausparkte und Bennetts Wagen folg-

te, blieb er weit genug zurück, dass dem der Verfolger nicht auffiel. Mit etwas Glück würden die Jäger in weniger als einer Stunde wissen, wo sich Bennetts Rudel versteckt hielt.

Das Haus, vor dem er zwanzig Minuten später parkte, 198 Cresthaven Drive, lag mitten in einem Wohngebiet am Eriesee. In der Auffahrt vor einer Doppelgarage parkte ein dunkelblauer Jeep Cherokee. Bennett klingelte an der Tür. Wenige Sekunden später öffnete eine atemberaubend schöne Frau. Bennett riss sie förmlich in die Arme und begann sie abzuküssen, noch ehe er sie ins Haus geschoben und die Tür geschlossen hatte. Da Bradley, bevor die Tür sich schloss, noch erkennen konnte, dass die Frau die Arme um Bennetts Hals schlang, war sie mit ihm bekannt und kein potenzielles Opfer. Immer vorausgesetzt, Bennett war wirklich ein Werwolf oder anderes widernatürliches Geschöpf, woran für Bradley kein Zweifel bestand. War hier das Nest, das sie suchten?

Hank hatte bereits seinen Laptop genommen und sich in die Daten der Zulassungsstelle gehackt, um anhand der Nummer des Jeeps vor dem Haus herauszufinden, wem er gehörte. Er pfiff durch die Zähne, als er das Ergebnis bekam.

»Ich glaube, wir haben ›Sam‹ gefunden. Haus und Wagen gehören einer Samantha Tyler. Und sie ist außerdem Inhaberin einer Detektei. Die firmiert unter ›Sam Tyler – Privatermittlungen, Personenschutz, Security‹.« Er blickte Bradley an. »Wie gehen wir vor?«

»Wir warten, bis Bennet wieder weg ist, und nehmen danach die Frau unter die Lupe. Der übliche Trick. Wir suchen das Haus von Freunden, das hier in der Gegend sein soll, und haben uns verfahren. Bei der Gelegenheit testen wir, ob sie ein Mensch ist. Gibt es in Cleveland eine Straße, die so ähnlich heißt wie Cresthaven Drive?« Hank prüfte das. »Crest Road, Crestwood Road, Crestline Road, Crestwood Avenue ...«

»Wir nehmen die Crestwood Road. Klingt ähnlich genug, um glaubhaft zu sein.«

Hank sah zum Haus hinüber. »Was glaubst du, wie lange wir

warten müssen?«

»Kommt drauf an, warum Bennett gekommen ist. Wenn er nur fürs Vergnügen da ist«, Bradley zuckte mit den Schultern, »zwischen einer halben Stunde und zwei Stunden. Im schlimmsten Fall die ganze Nacht.« Er lehnte sich im Sitz zurück, legte den Kopf gegen die Nackenstütze, schloss die Augen und überließ es Hank, das Haus nicht aus den Augen zu lassen. »Ruf Team Zwei her, dass sie die Verfolgung übernehmen können, sobald er rauskommt. Wir werden uns mit der Frau beschäftigen, sobald er weg ist. Egal wann das sein wird.«

Als Kevin Sams Haus erreichte, sah er zu seiner Erleichterung, dass sie wahrscheinlich zu Hause war, denn ihr Wagen stand vor der Tür. Andererseits wollte das nichts heißen. Da sie teleportieren konnte, könnte sie theoretisch trotzdem am anderen Ende der Welt sein oder sich überhaupt nicht in dieser Welt aufhalten. Er hoffe, dass sie da wäre, denn es brannte ihm unter den Nägeln, mit ihr zu reden und, ja, erst mal seinen Frust an ihr auszulassen. In der Hoffnung, dass er hinterher den Kopf klar genug hatte, um sich um dringendere Probleme als um seine Befindlichkeit kümmern zu können.

Erleichtert hörte er hinter der Tür ihre sich nähernden Schritte. Als Sam ihm die Tür öffnete, überschwemmte ihr erregender Duft ihn derart intensiv, dass er zu keinem klaren Gedanken mehr fähig war. Er riss sie an sich und presste seinen Mund auf ihre Lippen, während er sie in den Flur schob. Er merkte kaum, dass sie die Haustür mit einem Fußtritt schloss. Der tiefe Kuss lenkte ihn von allem anderen ab. Er schmeckte darin Sams Lust in einer Weise, wie er noch nie zuvor einen Kuss geschmeckt hatte. Sie törnte ihn unglaublich an. Da er bei Sam noch nie eine derart intensive Erregung gerochen hatte – Pheromone, die ihn jeden ohnehin nicht vorhandenen Gedanken an Selbstbeherrschung vergessen ließen – hatte er sie wohl mitten in ihrer

»hungrigen« Phase erwischt, in dem sie Sex als Nahrung brauchte. Ihm war das sehr recht.

Ohne den Kuss zu unterbrechen, riss er ihre Bluse auf, als seine Finger nicht schnell genug die Knebelknöpfe öffnen konnten, und streifte sie ihr von den Schultern. Darunter war sie nackt. Sie zog ihm Hemd und T-Shirt über den Kopf, während sie ihn rückwärtsgehend ins Wohnzimmer lockte. Er presste sie an sich und genoss das Gefühl, ihre Brüste auf seiner Brust zu spüren und ihren nackten Oberkörper zu umarmen, während er sie unablässig küsste.

Er schob die Hände in ihre Jeans und massierte ihre Pobacken, riss ihr die Hose ebenfalls auf und vom Leib, während sie seine ebenso wegzauberte wie die Fetzen ihrer Kleidung. Er warf Sam zu Boden, der zum Glück mit einem dicken, flauschigen Teppich bedeckt war, der erstaunlicherweise nach Moos und Wald roch. Ein berauscher Duft, der seine Erektion noch härter machte. Sam spreizte einladend die Schenkel. Er legte sich auf sie und drang in sie ein, stieß hemmungslos in sie, während sie sich an seine Schultern klammerte und jedem seiner Stöße leidenschaftlich entgegen kam.

Er geriet in einen Rausch, der seine Lust beinahe unerträglich steigerte, und schaffte es mit großer Willenskraft, sich unmittelbar vor seinem Höhepunkt aus ihr zurückzuziehen, um sie auf den Bauch zu drehen und von hinten in sie einzudringen. Er fasste sie an den Hüften, presste sie an sich und sich in sie und brachte sie beide mit wenigen weiteren Stößen zum erlösenden Höhepunkt, den er mit einem Schrei begleitete, der einem Heulen sehr ähnlich war.

Auch als er sich in sie ergossen hatte, zog er sich noch nicht zurück, sondern beugte sich über sie, schmiegte seine Brust an ihren Rücken und küsste ihren Nacken. Zärtlich diesmal. Er streichelte ihre Brüste und ihren Bauch und bekam eine neue Erektion. Sam seufzte zufrieden und übernahm die Initiative. Mit unglaublicher Gelenkigkeit zog sie ein Bein an und schwang es rückwärts über seinen Kopf, während sie sich an ihn klammerte

und sich herumdrehte, ohne dass er vollständig aus ihr herausglitt. Statt sich auf den Rücken zu legen, wie er erwartet hatte, drückte sie ihn rücklings zu Boden und setzte sich auf ihn, streichelte seine Brust und seinen Bauch, küsste ihn, leckte seine Haut und ritt ihn zu einem neuen Höhepunkt, der ihn endlich vollständig entspannte.

Anschließend blieb sie noch eine Weile auf ihm hocken und streichelte seine Brust, während er völlig stilllag und mit geschlossenen Augen diesen kostbaren Moment von Ruhe und Sicherheit genoss. Als Sam schließlich aufstand, kicherte sie.

»Wie es aussieht, enden alle unsere ungeplanten Begegnungen mit zerrissenen Klamotten.«

Er errötete und lachte verlegen. Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Bei ihrer ersten Begegnung in Carlsbad war er auch ohne Vorwarnung in ihrem Auto über sie hergefallen, so heftig, dass er ihr T-Shirt zerrissen hatte. Nicht dass sie was dagegen gehabt hätte.

»Du musst mich für einen furchtbaren Lustmolch halten.«

Sie grinste. »Schlimmer. Ich halte dich für einen lüsternen Werwolf. Das Wolfsein bekommt dir aber sehr gut. Deine Energie schmeckt jetzt richtig lecker.«

Da er nicht wusste, was er darauf antworten sollte, richtete er sich auf und sah sich um.

Sam deutete auf eine Tür. »Gästebad.«

Er ging hinein und duschte ausgiebig. Sein Geruchssinn sagte ihm, dass Nick Roscoe das Bad zuletzt benutzt hatte. Brian und die anderen waren ebenfalls hier gewesen. Als er die Duschkabine verließ, lag seine Kleidung ordentlich zusammengefaltet auf dem Badezimmertisch, wahrscheinlich von Sam mit einem Zauber dorthin befördert. Er föhnte sich die Haare, zog sich an und ging ins Wohnzimmer. Sam hatte in der Zwischenzeit ebenfalls geduscht und trug dieselbe Kleidung wie vorhin – unbeschädigt.

Er seufzte und empfand einen Anflug von Neid. »Zaubern müsste man können.«

Sie grinste und lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich zu

ihr zu setzen. »Es hat seine Vorteile. Wasser oder Tee?«

»Wasser bitte.«

Im nächsten Moment stand ein Glas Wasser auf dem Tisch. Er nahm im Sessel neben Sam Platz und trank einen Schluck. Erstaut stellte er fest, dass weder das Wasser nach Metall oder Plastik schmeckte noch das Glas nach Spülmittel roch. Während er sich darüber wunderte, überlegte er, wie er beginnen sollte zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag.

»Warum bist du nicht noch mal nach Carlsbad gekommen?«, platzte er schließlich heraus. »Als du sagtest, wir würden uns wiedersehen, hatte ich das so verstanden, dass du mich noch mal besuchen würdest.«

Sie nickte. »Vielleicht erinnerst du dich auch noch an den Wortlaut dessen, was ich gesagt hatte. Ich sagte, dass wir uns wiedersehen, wenn du eines Tages so weit bist und das Trauma bewältigt hast, dass ein Kynokephalos deine Eltern getötet hat. Ich habe Bryce Connlin gebeten, mir Bescheid zu geben, wenn er glaubt, dass du in der Lage bist, die Wahrheit über mich zu verkraften. Dann wäre ich zurückgekommen und hätte dir alles erklärt. Aber du konntest ja die Zeit nicht abwarten und musstest unbedingt herkommen. Nicht nur zu einem Besuch, sondern hast dich gleich permanent hierher versetzen lassen.« Sie beugte sich vor und legte ihm die Hand auf den Arm. »Ich hätte mein Wort gehalten, Vin.«

Noch jemand, der ihn plötzlich Vin nannte. Er glaubte ihr. Nicht nur weil er ihr glauben wollte, sondern auch, weil Dr. Connlin – der Therapeut in Denver, den sie ihm empfohlen hatte und den er an jedem freien Wochenende und im Urlaub aufgesucht hatte und der Sam gut kannte – ihm versichert hatte, dass auf Sam Verlass war. Alle Ressentiments, die er bis zu diesem Moment noch gegen sie gehegt hatte, fielen von ihm ab. Er streichelte ihre Hand. »Sieht so aus, als wäre ich selbst schuld an dem, was mir passiert ist.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann dir aus Erfahrung und aus dem fundierten Wissen über solche Dinge sagen, dass das die

Hand des Schicksals war. Das hört sich jetzt vielleicht zynisch an, aber so meine ich das ganz und gar nicht. Vergiss nicht, dass ich als Sukkubus über eine extrem ausgeprägte Empathie verfüge. Ich nehme die innersten Bedürfnisse der Leute um mich herum so intensiv wahr, als würden sie sie mir ins Gesicht brüllen. Sogar die, die ihnen selbst gar nicht bewusst sind.«

Sie ergriff seine Hand und sah ihm in die Augen. »Ein Werwolf zu sein entspricht deiner innersten Natur so sehr, dass du dieses Dasein genießen wirst, sobald du dich daran gewöhnt hast. Die unfreiwillige Verwandlung einschließlich aller damit einhergehenden Veränderungen nicht nur deines Körpers, sondern deiner gesamten Lebensweise, ist natürlich ein Trauma, aber das wirst du überwinden. In deinem Herzen bist du ein Jäger; warst es schon immer. Deshalb bist du Cop geworden und hattest von Anfang an Freude am Jagen. Du liebst den Wald und fühlst dich darin zu Hause; sehr viel mehr als in jeder noch so toll nach deinen Bedürfnissen eingerichteten Wohnung. Du bist ein ausgesprochener Familienmensch, obwohl dir das bis jetzt nicht bewusst ist. Deshalb kommt das Leben im Rudel auch in diesem Punkt deinen Bedürfnissen entgegen. Und zu guter Letzt trägst du eine Wildheit in dir, die du als Wolf endlich ausleben kannst in einer Weise, wie du das als Mensch nie gekonnt hättest.« Sie drückte seine Hand fest. »Es wird dauern, bis du dich vollständig an deine neue Existenz gewöhnt hast. Vielleicht Jahre. Aber du wirst dich daran gewöhnen und sie vollständig annehmen. Und wenn es so weit ist, wirst du wirklich glücklich werden. Glaub mir.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube dir, Sam, aber es fällt mir trotzdem schwer, mir das vorzustellen. Vor allem, da diese Jäger hinter uns her sind und uns möglicherweise umbringen werden.«

»Nicht, solange ich lebe.« Sie klang zum Äußersten entschlossen. »Ich bin immer für euch da. Und ich helfe euch, wo ich kann.« Sie sah ihm in die Augen. »Sind wir noch Freunde?«

Er lachte leise. »Na klar.« Er nahm sie in die Arme und drückte

sie an sich. »Danke, Sam.« Er löste sich von ihr. »Ich hoffe, du behältst recht mit deiner Prognose.«

Sie grinste. »Worauf du wetten kannst.« Aufmerksam blickte sie ihn an. »Was hast du noch auf dem Herzen?«

Unheimlich, wie sie beinahe schon seine Gedanken las. Andererseits war er nicht gekommen, um mit ihr Sex zu haben. Na ja, nicht nur. »Ich hatte eine Narbe von einer Schussverletzung, die in meiner Akte dokumentiert ist. Und in der Akte des Falls damals, weil der Typ, der mich angeschossen hat, unter anderem wegen des Mordversuchs an mir verurteilt wurde. Seit ich ein Werwolf bin, ist sie verschwunden. Kannst du irgendwas machen, dass sie zumindest äußerlich wieder da ist?«

Sie nickte. »Kein Problem.«

Sie sah ihn an, als würde sie durch ihn hindurchblicken. Sekunden später fühlte er seine Haut heiß werden an der Stelle, wo die Narbe gesessen hatte, dann war es vorbei. Als er sein Hemd hochschob, sah er, dass die Narbe wieder da war. Er atmete auf.

»Danke, Sam.« Er wollte noch etwas sagen, wusste aber nicht was. Was hätte er auch sagen können? In ihm waren zwar eine Menge Emotionen, bei denen er das Bedürfnis hatte, sie rauszulassen, aber er konnte sie weder in Worte fassen noch vor sich selbst benennen. Ihm war danach zumute, einfach zu schreien und den Schrei artikulieren zu lassen, was Worte nicht vermochten. Aber nicht einmal dazu fühlte er sich in der Lage.

Sam nahm ihn in die Arme und drückte seinen Kopf an ihre Schulter, hielt ihn, strich ihm über das Haar und küsste ihn auf die Wange. Er hatte das Gefühl, wieder ein kleiner Junge zu sein und von seiner Mutter getröstet zu werden. Es tat unglaublich gut, auch wenn es ihn verlegen machte. Er war ein gestandener Mann, und Sam – sah zwar aus wie Mitte zwanzig, höchstens dreißig, aber wenn er sich bewusst machte, wie alt sie wahrscheinlich tatsächlich war, könnte sie mindestens seine Großmutter oder Urgroßmutter sein, wenn sie nicht noch viel älter war. Also überließ er sich ihrem Trost, bis er sich besser fühlte.

»Gern geschehen«, wehrte sie ab, als er sich noch einmal be-

danken wollte. »Und jederzeit wieder gerne, wann immer du das brauchst, Vin.«

Vin. Seltsam, dass sich dieser Name bei ihm zu etablieren schien, ohne dass er etwas dazu tat.

»Ich komme darauf zurück.«

Sam brachte ihn zur Tür und verabschiedete ihn mit einem verheißungsvollen Kuss. Er ging zu seinem Wagen und machte sich auf den Heimweg. Ein Teil von ihm konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass Sams Vermutung zutreffen und er sein Werwolfdasein irgendwann genießen könnte. Erst recht konnte er sich nicht vorstellen, dass er jemals glücklich sein würde. Schließlich war er seit dem Tod seiner Eltern nicht mehr glücklich gewesen. Es hatte heitere Phasen gegeben, Phasen der Zufriedenheit – aber Glück? Nein.

Selbst wenn Sam recht behielt – und ein anderer Teil von ihm war davon überzeugt –, dass er diesen paradiesischen Zustand eines Tages erreichen würde, so galt das bedauerlicherweise nicht für die restlichen Mitglieder seines Rudels. Patrick würde sich wohl am schnellsten mit den neuen Gegebenheiten arrangieren; aber würde der Junge auch glücklich sein? Bei den anderen war er sich nahezu sicher, dass sie das nicht schaffen würden. Oder allenfalls in ein Paarhundert Jahren. Vielleicht würden sie sogar für immer dem nachtrauern, was sie verloren hatten.

Schlagartig begriff er, dass seine Verantwortung für sein Rudel sich auch auf diesen Bereich erstreckte. Natürlich konnte er niemandem zu seinem Glück verhelfen, aber sie orientierten sich alle an ihm, auch wenn ihnen das nicht bewusst war, weil er ihr Alphawolf war. Wenn er mit seiner neuen Existenz glücklich wurde – oder vorgab, damit glücklich zu sein –, zeigte er ihnen, dass das möglich war. Immer vorausgesetzt, er brachte das glaubhaft rüber. Dadurch würde er ihnen Hoffnung geben und ihnen Mut machen.

Eine Sisyphusaufgabe. Wieder einmal fühlte er sich mit der Stellung als Rudelführer überfordert. Aber er musste durchhalten und das Beste daraus machen. Nicht nur um seiner selbst

willen.

Zu allererst mussten sie aber das Todeskommando der Jäger überleben.

»Da kommt er.«

Bradley schreckte von Hanks Stimme aus dem Schlummer hoch, den er sich gegönnt hatte. Der Jetlag steckte ihm noch gewaltig in den Knochen. Er sah zu dem Haus hinüber, in dem Bennett verschwunden war und sah auf die Uhr. Der Typ war eine gute Stunde geblieben und verabschiedete sich mit einem hingebungsvollen Kuss von Sam Tyler.

Hank griff zum Handy. »Team Zwei. Bennett fährt los und kommt in eure Richtung. Dunkelblauer Crown Vic⁵. Müsste gleich bei euch sein. – Okay. Meldet euch, wenn ihr das Nest gefunden habt.« Er unterbrach die Verbindung.

Bradley fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht und die Haare. »Lag im Handschuhfach nicht ein Stadtplan?«

Hank holte den Plan heraus. Er war reichlich alt und abgegriffen und wahrscheinlich längst nicht mehr aktuell, da heutzutage fast alle Mietwagen mit Navigationssystemen ausgestattet waren. Bradley nahm ihm den aus der Hand, faltete ihn auf und stieg aus.

»Halte deine Waffe bereit, falls wir sie brauchen.«

»Alles klar, Boss.«

Bradley ging auf das Haus zu und empfand es wieder mal als ungerecht, dass sich die Kreaturen und ihre Helfershelfer solche Residenzen leisten konnten, während hart arbeitende Menschen mit ehrlicher Arbeit nicht annähernd soviel erreichten. Das Haus war immerhin zweigeschossig und hatte alles in allem mindestens zwölf Zimmer. Wahrscheinlich auch eine großzügige Terrasse hinter dem Haus und ein riesiges Grundstück bis hinunter

5 Ford Crown Victoria, ein Standardmodell der US-Polizei-Flotte

zum See.

Bradley klingelte an der Tür. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis die Frau ihnen öffnete. Sie war wunderschön und besaß einen perfekten Körper, der durch die hautenge Jeans und die rote Seidenbluse in chinesischem Design, die sie trug, betont wurde. Auch der beinahe militärisch kurze Haarschnitt tat dem keinen Abbruch. Dennoch hätte Bradley sie am liebsten sofort getötet. Er war nicht umsonst der Leiter der auf Dämonen spezialisierten PROTECTOR-Zweigstelle, denn er besaß ein untrügliches Gespür dafür, wenn er einem Dämon in Menschengestalt gegenüberstand.

Diese Frau war kein Mensch, sondern ein Dämon, ohne jeden Zweifel.

»Hi Sam!«

Der Ruf einer Frauenstimme vom Nachbargrundstück hielt ihn davon ab, das Geschöpf sofort zu vernichten. Dort verließ die Nachbarin mit ihrem Mann das Haus. Beide winkten der Dämonin zu. Sie winkte zurück.

»Hi Melissa, hi Ed!« Sie wandte sich an Bradley und Hank.
»Was kann ich für Sie tun, Gentlemen?«

»Unser Navi streikt, Miss, und wir suchen mit wachsender Verzweiflung die Crestwood Road.« Bradley zwang sich zu einem Lächeln. »Wir sind aus New Orleans und wollen unsere Freunde besuchen. Das blöde Navi im Mietwagen hat uns hierher gelotst, und dieser Plan«, er schwenkte den Stadtplan, »hilft uns auch nicht viel weiter.«

Sie blickte ihn lächelnd an. Das Lächeln erreichte jedoch nicht ihre grünen Augen, die etwas Katzenhaftes besaßen; nicht nur weil sie von intensivem Grün waren.

»Das ist nicht schwer zu finden.« Sie deutete nach links. »Sie fahren bis ans Ende der Straße und biegen an der Ecke nach rechts auf den Lakeshore Boulevard ein. Dann die zweite Straße links und folgen der Ausschilderung zum Lakeland Freeway. Den nehmen Sie Richtung Euclid und schwenken am ersten Kreuz links auf die Interstate 90 bis zum nächsten Kreuz, wo sie

nach rechts auf die Interstate 271 wechseln. Der folgen Sie bis zum Kreuz Mayfield Heights, nehmen die Abfahrt nach rechts auf den Highway 322; das ist die Mayfield Road. Ein paar Straßen weiter geht der Mayfield Park Boulevard links ab, von dem ein paar Hundert Yards rechts die Crestwood Road abzweigt.«

»Wow! Sie kennen sich aus«, meinte Hank.

Sie schenkte ihm ein hinreißendes Lächeln. »Ja, ich kenne die Stadt sehr gut. Also erst auf den Lakeland Freeway, dann die Interstate 90, Interstate 271, Abfahrt Mayfield Heights. Notfalls fragen Sie ab da noch mal nach dem Weg.«

»Vielen Dank, Miss.« Bradley faltete die Karte zusammen und ging zum Wagen zurück.

Hank folgte ihm. »Was war das gerade, Brad? Das war nicht unser übliches Vorgehen in solchen Fällen.«

»Sie ist ein Dämon.« Er schüttelte den Kopf. »Mein Gott, das hier ist schlimmer als erwartet. Werwölfe, die sich mit einer Dämonin verbündet haben. Gott steh uns bei!«

»Wie gehen wir vor?«

»Das besprechen wir mit der ganzen Gruppe. Erst mal fahren wir in die Richtung, die sie uns gewiesen hat, damit sie keinen Verdacht schöpft, falls sie uns hinter der Gardine beobachtet. Da wir jetzt wissen, wo sie wohnt, werden wir sie uns zu gegebener Zeit greifen.«

Kevin merkte schon an der vierten Abzweigung, die er nahm, dass er verfolgt wurde. Zwar gaben sich die Verfolger, die in einem hellen Nissan saßen, große Mühe, nicht bemerkt zu werden und machten ihre Sache auch wirklich gut, aber ihnen unterlief ein entscheidender Fehler. Eigentlich unterlief der Fehler ihm. Da er sich noch nicht allzu gut in der Stadt auskannte, wollte er eine falsche Straße nehmen. Er hatte den Blinker schon gesetzt und merkte erst, als er die Ecke fast erreicht hatte und das Straßenschild las, dass es die falsche Straße war und fuhr geradeaus

weiter. Zufällig sah er im Seitenspiegel, dass der helle Wagen, der an fünfter Stelle hinter ihm fuhr und ebenfalls geblinkt hatte, den Blinker ausschaltete und wie er geradeaus weiterfuhr.

Das konnte Zufall sein, aber er machte sicherheitshalber die Probe aufs Exempel. Er fuhr dreimal kurz hintereinander in Straßen, die nicht auf seinem Heimweg lagen. Der Nissan folgte ihm. Natürlich blieb immer noch die Möglichkeit, dass das Zufall war, aber daran glaubte er nicht. Er hielt an der Seite, blickte sich demonstrativ um, als müsste er sich orientieren und griff zum Funkgerät, da der Crown Vic, den er fuhr, ein ziviler Dienstwagen war. Er tat, als ließ er sich von der Zentrale eine Wegbeschreibung geben. Der Nissan fuhr an ihm vorbei und wurde langsamer. Ja, der Wagen verfolgte ihn eindeutig.

Kevin setzte das Blaulicht aufs Dach, schaltete die Sirene ein, machte mit quietschenden Reifen eine Hundertachtzig-Grad-Wende auf der Straße und raste davon. Natürlich wendete auch der Nissan und versuchte, ihm zu folgen, hatte aber keine Chance mehr. Mit Blaulicht überfuhr Kevin etliche rote Ampeln, an denen die Verfolger halten mussten, und hatte den Nissan bereits sechs Blocks weiter abgehängt. Er schaltete Blaulicht und Sirene aus und fuhr noch eine Weile ziellos in der Stadt herum, bis er sich sicher war, keine Jäger mehr auf den Fersen zu haben, ehe er nach Hause fuhr.

Er stellte fest, dass es ein unangenehmes Gefühl war, der Gejagte zu sein statt wie bisher der Jäger. Aber daran würde er sich wohl oder übel gewöhnen müssen. Vor allem mussten er und seine Leidensgenossen Strategien entwickeln, die Jäger abzuschütteln und am besten gar nicht erst auf ihrem Radar zu erscheinen.

Als er das Haus 674 Canyon View Road erreicht hatte und den Wagen auf einem der Stellplätze davor abstellte, atmete er auf. Im Haus brannte Licht, und er roch schon beim Aussteigen, dass bis auf Brian alle zu Hause waren.

Zu Hause. Würde er dieses Haus, das den verfluchten Werwölfen gehört hatte, denen er und die anderen ihre ganze Misere zu

verdanken hatten, jemals als Zuhause empfinden? Vielleicht wenn seine Möbel von Carlsbad eingetroffen waren, die er dort eingelagert hatte, bis er sich hier eine Wohnung gesucht hätte. Seine vertrauten Sachen um sich zu haben, würde ihm helfen. Hoffentlich.

Er ging ins Haus. Die drei Hunkpapa saßen im Wohnzimmer und sahen fern. Alle drei lächelten ihm zu. Gleichzeitig hatte die Art, wie sie ihn ansahen, etwas Abwartendes. Als rechneten sie damit, dass er etwas tun würde. Oder tun sollte. Er hatte keine Ahnung, was das sein könnte. Bestimmt handelte es sich um irgendwas, das ein Rudelführer zu tun hatte. Kevin hatte aber nicht die geringste Lust, irgendwas zu tun. Er wollte seine Ruhe haben. Wollte sich verkriechen und allein sein und idealerweise erst wieder aus seinem Versteck kommen, wenn er sich an die Situation gewöhnt hatte und in der Lage war, damit klarzukommen.

Aber er trug Verantwortung. Und die Jäger bedrohten nicht nur ihn, sondern auch sein Rudel. Seine »Familie«.

»Rudelversammlung!«, rief er laut und wusste, dass alle ihn hörten, obwohl sie die Türen zu ihren Apartments geschlossen hatten. »Für alle! Sofort.«

Sheila kam als Erste, Chris folgte, nach ihm die anderen Frauen. Patrick ließ sich Zeit.

»Patrick, du bewegst sofort deinen Arsch hierher! Wenn ich dich mal wieder holen muss, wirst du es bereuen.«

Der junge Mann kam mit mürrischer Miene, nachdem er die Tür seines Zimmers demonstrativ zugeknallt hatte, und pflanzte sich mürrisch in seinen bevorzugten Sessel. Verschränkte die Arme vor der Brust und sah desinteressiert zur Seite.

Kevin blickte in die Runde. »Wie ist es euch heute ergangen an eurem ersten Tag unter Menschen?«

»Ich durfte nicht tanzen, weil ich eine Woche ›krank‹ gewesen bin.« Ally klang bitter. »Erst als ich Mrs. Wentworth gezeigt habe, dass ich so fit bin wie immer, durfte ich zwar mitmachen, aber die Rolle, die ich in dem Ballett tanzen sollte, das wir ein-

studieren, hat sie der Zweitbesetzung gegeben.« Sie ballte die Faust. »Ob ich die Rolle in diesem Semester noch mal zurückkriege, steht in den Sternen. Scheiße ist das!«

Kevin stimmte ihr uneingeschränkt zu. Aber wenn er das zugab, würde die Moral noch tiefer sinken. »Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, Ally. Ich drücke dir die Daumen, dass es trotzdem klappt.« Er blickte in die Runde. »Auch wenn es für uns für die nächste Zeit noch schwer sein wird, das bleibt nicht so. Wir werden uns an unsere neue Art zu leben gewöhnen und mit der Zeit die schönen Seiten genießen können. Auch wenn uns das im Moment unvorstellbar erscheint, aber so wird es sein. Schließlich sind wir nicht die ersten Menschen, die diese Situation durchstehen müssen. Wir schaffen das. Bestimmt.«

»Ja, vor allem du«, höhnte Patrick. »Du hast dich ja offensichtlich amüsiert.« Er schnüffelte vernehmlich in seine Richtung. »War der Sex wenigstens gut?«

Kevin fühlte, dass er errötete. »Mein Privatleben geht dich nichts an, Patrick. So wenig wie deins mich.«

»Und es steht einem Betawolf nicht zu, dazu einen Kommentar abzugeben«, ergänzte Tom mit kalter Stimme. »Solange sich innerhalb des Rudels keine Paare gebildet haben, ist jeder frei in der Wahl seiner Sexpartner.«

»Soll das heißen, dass von uns absolute Treue erwartet wird, wenn wir innerhalb des, eh, Rudels eine Partnerin oder einen Partner wählen?« Chris blickte die drei Hunkpapa entsetzt an.

Annie lächelte. »Das wird zwar von niemandem *erwartet*, aber es wird ganz von selbst so kommen. Und zwar völlig unabhängig davon, ob ihr innerhalb oder außerhalb des Rudels jemanden wählt. Wir sind Wölfe. Monogamie ist ein elementarer Teil unseres Wesens. Haben wir einmal einen Partner erwählt, den wir lieben«, sie lächelte Tom liebevoll zu, »bleiben wir mit ihm zusammen bis ans Ende unserer Tage. Es geschieht jedenfalls sehr selten, dass ein Werwolfpaar sich eines Tages wieder trennt.«

Für Kevin war das ein Grund mehr, sich nicht mit Sheila einzulassen. Er wollte die junge Frau nicht an sich binden und da-

durch in eine Rolle zwingen, die sie vielleicht gar nicht wollte. »Jedenfalls, Patrick«, sagte er streng, »wirst du deine vorlaute Klappe über mein Liebesleben halten. Sonst lernst du mich kennen. Erzähl lieber, wie es bei dir war.«

Patrick schnaubte. »Geht dich nichts an.«

»Doch, das geht mich etwas an. Ich trage nicht nur für euch die Verantwortung, wir müssen als Rudel zusammenhalten. Und wenn es einem von euch schlecht geht, betrifft das uns alle.«

»Es geht uns allen schlecht, Vin.« Sheila klang traurig. »Ich habe den Tag zwar überstanden, aber es gibt eine Menge, was ich umstellen muss. Zum Beispiel das Essen in der Kantine. Das stinkt nicht nur«, sie rümpfte die Nase, »es ist auch ungenießbar. Natürlich ist aufgefallen, dass ich nichts gegessen habe außer ein paar Stücken frisches Obst. Und selbst in dem habe ich die Pestizide geschmeckt, mit denen es behandelt wurde. Deshalb habe ich behauptet, mein Arzt hätte mir eine strenge Diät verordnet.«

Er lächelte ihr ermutigend zu. »Sehr gut, Sheila. Das wird schon. Für uns alle.« Er blickte Patrick an. »Du hast noch nicht erzählt, wie es bei dir war.«

Der junge Mann zuckte mit den Schultern. »Dasselbe wie bei Ally. Der Coach hat mich auf die Ersatzbank geschickt. Und der da«, er nickte zu Tom hin, »hat die ganze Zeit aus der Ferne aufgepasst wie ein Schießhund, dass ich mich anständig benehme.«

»Das ist bei dir auch erforderlich«, bestätigte Kevin, ehe er die anderen ermutigte, von ihren Erlebnissen zu sprechen. Die waren nicht so schlimm, wie er befürchtet hatte, was ihm die Zuversicht gab, dass sie es schaffen konnten; schaffen würden mit der Zeit.

»Wie war es bei dir?«, wollte Sheila wissen.

»Ähnlich wie bei euch. Und der Besuch im Leichenschauhaus, den ich absolvieren musste, war alles andere als angenehm. Das Schlimmste war, dass sich die Jäger auf die Lauer gelegt und mich verfolgt haben. Ich konnte sie abschütteln, aber das hält sie natürlich nicht dauerhaft auf.« Er blickte alle eindringlich an. »Wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein und ständig darauf ach-

ten, ob irgendwo Leute sind, die es auf uns abgesehen haben könnten. Die haben inzwischen bestimmt nicht nur meinen Namen rausgefunden, sondern auch eure. Sie werden versuchen, euch bis hierher zu folgen, um uns alle zu erwischen. Und die kennen wirklich keine Gnade.«

Eine Weile schwiegen alle.

»Scheiße«, sagte Chris schließlich und blickte Kevin unglücklich an. »Haben wir denn überhaupt eine Chance, denen zu entkommen?« Das klang verzagt und verzweifelt.

»Ja.« Kevin nickte nachdrücklich. »Wir haben nicht nur Feinde, sondern auch mindestens zwei Freunde. Von unseren Mentoren ganz zu schweigen.« Er nickte den Hunkpapa zu. »Ronan Kerry deckt uns, und Sam Tyler versucht alles, was sie kann, um uns vom Radar der Jäger runter zu kriegen. Bis sie das geschafft hat, müssen wir durchhalten.«

»Falls sie es schafft«, meinte Fiona düster.

»Wenn es jemand schafft, dann Sam«, war Tom überzeugt. »Dämonin oder nicht, man kann ihr vertrauen.«

Kevin stellte fest, dass er das bereits tat. Er löste die Versammlung auf, nachdem jeder von seinem Tag berichtet hatte, und verließ das Haus. Ein bisschen frische Luft und die Geräusche und Düfte des Waldes würden ihm gut tun. Obwohl er die Geräusche der Leute in den Häusern hören konnte, die ein paar Hundert Yards entfernt standen, empfand er das nicht mehr als eine so starke Beeinträchtigung wie noch vor ein paar Tagen. Er konzentrierte sich auf den Wald, lauschte dessen Geräuschen und roch seine Düfte nach Moos, Erde, Holz, Gras und stellte fest, dass jeder einzelne Baum eine eigene Duftnote besaß. Er zog die Schuhe aus und lief barfuß über den Boden. Ein angenehmes Gefühl. Er ertappte sich sogar bei dem Gedanken, dass er sich auf den nächsten Vollmond freute, an dem er sich verwandeln und dann als ein Teil der Natur durch den Wald laufen konnte. Sam hatte recht. In ihm steckte nicht nur ein Jäger in mehr als einer Hinsicht, er liebte den Wald und fühlte sich darin zu Hause. Wenigstens dieses Gute hatte ihm die Verwandlung beschert.

Er hörte Schritte, die sich näherten, und fuhr verteidigungsbereit herum.

»Ich bin es nur«, sagte Sheila und lächelte ihn zaghaft an. »Störe ich dich? Dann gehe ich woanders spazieren.«

»Nein.« Dabei störte sie ihn tatsächlich. Aber sie hätte wohl nicht seine Gesellschaft gesucht, wenn sie die nicht bräuchte. Er ging ein paar Schritte zu einem Baum, zwischen dessen Wurzeln ein dickes Moosbett wucherte, und setzte sich darauf, wobei er genug Platz ließ, dass Sheila sich neben ihn setzen konnte.

Sie ließ sich an seiner Seite nieder und starrte in den dunklen Wald. »Erstaunlich, wie gut wir im Dunkeln sehen können. Die ganze Welt hat sich verändert.«

Er schüttelte den Kopf, zog die Knie an und umschlang sie mit den Armen. »Nicht die Welt. Nur unsere Wahrnehmung von ihr. Zumindest hier im Wald finde ich das ausgesprochen faszinierend.«

Sie nickte und imitierte seine Geste.

»Was hast du auf dem Herzen, Sheila, das du vor den anderen nicht sagen wolltest?«

Sie blickte ihn von der Seite an. »Merkt man mir das an?«

»Ich bin Cop. Ich merke meistens, wenn jemand was verbirgt. Was kann ich für dich tun?«

»Das, was Tom und Annie vorhin sagten. Und was sie neulich schon gesagt haben. Ich meine die Sache mit den Partnerschaften im ... zwischen den Mitgliedern unserer, hm, Wohngemeinschaft.«

»Oh Sheila, du musst dich mir in keiner Weise verpflichtet fühlen«, sagte er hastig. »Auch wenn wir nicht mehr vollständig Menschen sind, zu einem Teil bleiben wir das doch. Und ich weigere mich, irgendwelchen Instinkten nachzugeben, nur weil das angeblich unausweichlich ist. Also ich erhebe bestimmt keine Ansprüche auf dich oder eine der anderen Frauen, nur weil ich der, eh, Anführer bin. Also wenn du einen Freund hast, mit dem du zusammen sein willst, bitte. Keine Einwände.«

Sie starrte traurig vor sich hin. »Jimmy war mein Freund. Und

sie haben ihn umgebracht.« Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. »Der Typ hat ihn einfach totgebissen, nur weil er mich als seine ... seine Gefährtin haben wollte.«

Er legte den Arm um ihre Schultern und drückte sie sanft an sich. Verdammt, er hatte vor lauter eigenen Sorgen vergessen, dass keiner der jungen Leute bis jetzt hatte verarbeiten können, dass ihre Kommilitonen vor ihren Augen grausam ermordet worden waren.

»Warum haben die ausgerechnet uns ausgesucht, Vin?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich glaube, wir waren alle nur zur falschen Zeit am falschen Ort.« Zumindest auf ihn traf das zu, denn es war tatsächlich Zufall gewesen, dass er mit Sam ausgerechnet an der Stelle im Wald Sex gehabt hatte, in deren Nähe das verfluchte Rudel Jagd auf Nick Roscoe gemacht hatte. »Falls es dir hilft, glaub einfach daran, dass es Schicksal war. Sam ist jedenfalls davon überzeugt. Sie meint außerdem, dass wir eben deshalb in absehbarer Zeit mit unserer neuen Existenz sehr gut klarkommen werden.«

Sheila blickte ihn aus tränenden Augen an. »Glaubst du das auch?«

Er nickte. »Zumindest für mich selbst kann ich sagen, dass ich diese Verwandlung nie gewollt habe und sie vehement abgelehnt hätte, wenn man sie mir angeboten hätte. Aber ich beginne bereits, die Vorteile zu sehen. Brian hat heute nur aufgrund seiner wölfischen Fähigkeiten einen vierfachen Mörder ausfindig gemacht, den wir ohne seine Spürnase nie so schnell gefunden hätten. Jetzt bewacht er ihn buchstäblich unermüdlich, bis wir legal was finden, was wir ihm ans Zeug flicken können, um ihn zu verhaften. In absehbarer Zeit werde ich das auch können und dadurch und durch andere Fähigkeiten meiner neuen Natur als Cop sehr viel effektiver sein als jemals zuvor. Ich bin mir sicher, dass ich damit eines Tages sogar richtig glücklich sein werde. Sobald wir die Jäger los sind.«

Sie forschte in seinem Gesicht, ob er das ernst meinte. Er hielt ihrem Blick ruhig stand.

»Bestimmt hast du auch Eigenschaften oder Sehnsüchte, die du erst durch das entwickeln oder ausleben kannst, was du jetzt bist. Vielleicht auf dem Gebiet der biologischen Forschung. Irgendwas. Ich bin mir sicher, dass es da etwas gibt.« Zumindest hoffte er das für sie.

Sie nickte langsam und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Vielleicht hast du recht.« Sie blickte wieder in den Wald. »Ich habe zumindest keine Angst mehr vor der Dunkelheit. Und erst recht nicht mehr davor, allein in einem Wald zu sein.«

Er grinste. »Du bist nicht allein. Und du hast keine Ahnung, welche unlauteren Absichten ich vielleicht hege. Ich könnte Alphawolfgelüste bekommen.«

Sie lachte, wurde aber sofort ernst. »Du bist wirklich nett, Vin.«

Er hatte keine Ahnung, was sie damit meinte. Da er seinen Arm immer noch um ihre Schultern liegen hatte, zog er ihn zurück. Sie brauchte keinen Trost mehr. Zumindest nicht im Moment. Er stand auf, hielt ihr die Hand hin und zog sie auf die Beine, als sie die ergriff.

»Wir schaffen das, Sheila. Gemeinsam schaffen wir das. Daran darfst du niemals zweifeln.«

Sie nickte und ging an seiner Seite zum Haus zurück. Erst als sie schon ein paar Schritte gegangen waren, wurde ihm bewusst, dass sie dieses ›gemeinsam‹ möglicherweise nicht auf das ganze Rudel bezog, wie er es gemeint hatte, sondern auf sie beide. Hoffentlich nicht. Denn das wäre eine weitere Komplikation, die er nicht gebrauchen konnte.

7. Tag nach Vollmond

Bradley, Hank, Kelly Lane und Georgina Jefferson schlichen im Schutz der Dunkelheit von der Seeseite her an das Haus 198 Cresthaven Drive heran. Sie hatten gewartet, bis das Licht darin erlosch und auch in den umliegenden Häusern kein Licht mehr

brannte. Drei Uhr dreißig erschien ihnen als die perfekte Zeit, den Dämon zu vernichten.

Natürlich war ihnen klar, dass ein enormes Risiko blieb. Auch wenn der Dämon sich als Mensch tarnte und zu einer Zeit, in der Menschen normalerweise schlafen gingen beziehungsweise sich generell zur Ruhe begaben, das Licht ausschaltete, bedeutete das noch lange nicht, dass die Kreatur wirklich schlief. Dämonen brauchten keinen Schlaf; oder wenn doch, dann höchst selten. Vor allem konnten sie, nach allem, was Bradley und seine Leute herausgefunden hatten, im Dunkeln sehen. »Sam Tyler« konnte also durchaus putzmunter sein und im Haus irgendeiner Beschäftigung nachgehen, obwohl drinnen alles dunkel war.

Es gab noch eine andere Möglichkeit. Sie konnte das Haus verlassen haben, ohne dass die Jäger es bemerkt hatten. Immerhin gab es verschiedene Arten von Dämonen. Eine Art existierte körperlos und fuhr in einen Menschen, um dessen Körper zu benutzen, war aber in gewisser Weise dessen Beschränkungen unterworfen. Andere Arten konnten die Gestalt wandeln und sich als Fliege aus dem Staub machen. Und hochrangige Dämonen beherrschten die Teleportation. Falls diese Kreatur zu Letzteren gehörte, konnte die Mission für sie Vier tödlich enden.

Zum Glück stattete PROTECTOR seine Jäger mit dem besten technischen Equipment aus, das es auf dem Markt gab. In der Londoner Zentrale gab es sogar eine eigene Forschungsabteilung, die sich den lieben langen Tag mit nichts anderem beschäftigte, als mit der Entwicklung effektiverer Waffen und Detektoren, um nichtmenschliche Kreaturen aufzuspüren und zu töten.

Zur Standardausrüstung der Jäger gehörten auch tragbare Wärmebildkameras. Hank schaltete das mitgebrachte Gerät ein und nickte, als er darauf erkannte, dass der Dämon in einem Zimmer im Obergeschoss in einem Bett lag und offensichtlich schlief. Zumindest rührte die Kreatur sich nicht. Hervorragend. Wenn sie sich so sehr als Mensch tarnte, dass sie deren Wach- und Schlafrythmus imitierte, gehörte sie wahrscheinlich zu den Dämonen, die einen menschlichen Körper übernommen hatten.

Gerade solche Körper benötigten besonders viel Ruhe, da die Besserenheit durch einen Dämon sie auszehrte.

Bradley gab seinen Begleitern ein Zeichen. Sie schlichen näher. Die Terrassentür sah nicht so aus, als wäre sie mit einer Alarmanlage gesichert. Mit etwas Glück war das Eindringen ins Haus leicht. Außerdem schirmten bis ans Haus wachsende hohe Hecken die Terrasse gegen Sicht zu den Nachbarhäusern ab. Wenn sie nicht allzu viel Lärm veranstalteten, mussten sie Erfolg haben.

Bradley stieg als Erster die Terrassenstufen hoch, nachdem er sich bei Hank rückversichert hatte, dass die Dämonin immer noch regungslos im Bett lag. Er hatte die letzte Stufe noch nicht erklommen, als eine unsichtbare Kraft ihn traf und mit solcher Wucht zurückschleuderte, dass er mehrere Yards weit durch die Luft flog und äußerst schmerzhaft auf dem Boden aufprallte. Zum Glück bestand der aus einem ungemähten Teppich weichen Grases, das seinen Aufprall dämpfte; andernfalls hätte er sich wohl ein paar Knochen gebrochen.

Die anderen waren sofort bei ihm und halfen ihm, sich wieder aufzurichten. Es dauerte eine Weile, bis er wieder Luft bekam.

»Was zum Teufel war das?«, flüsterte Kelly und warf einen Blick zur Terrasse. Dort war jedoch nichts zu sehen. »Hank?«

Hank nahm ein paar Schaltungen an der Wärmebildaufzeichnung vor und schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Offensichtlich ein magisches Kraftfeld oder so was. Die Kamera zeigt nichts an.«

»Was ist mit dem Dämon?«

»Liegt noch schlafend im Bett und hat nichts gemerkt.« Er hielt den Bildschirm so, dass Bradley ihn sehen konnte. Deutlich war darauf der menschliche Körper des Dämons zu sehen.

»Ihr Menschen seid so dumm.«

Nicht nur Bradley fuhr beim Klang der Frauenstimme hinter ihnen herum. Dort stand die Dämonin. Ihre Augen funkelten rot, und ihre Hände glühten weiß mit dämonischer – tödlicher – Magie. Sie lächelte kalt und so böse, dass Bradley das Gefühl

hatte, sein Herz würde stehen bleiben.

Trotzdem reagierten er und seine Kollegen mit oft trainierten Reflexen. Sie rissen ihre Waffen hoch und schossen. Doch die Geschosse verschwanden, kaum dass sie abgefeuert worden waren. Im nächsten Moment waren auch die Waffen aus den Händen der Jäger verschwunden. Die Dämonin fletschte die Zähne.

»Überraschung!«

Im nächsten Moment warf sie die magischen Blitze auf die Jäger.

Sam hatte in den beiden Männern, die nach dem Weg zur Crestwood Road gefragt hatten, auf Anhieb Jäger erkannt. Sie besaß zwar nicht die feine Nase eines Werwolfs, aber ihr Geruchssinn war erheblich ausgeprägter als der eines Menschen. Deshalb hatte sie das Silber an ihnen gerochen, das an Stellen saß, wo sie garantiert keinen Schmuck unter der Kleidung verborgen trugen, sondern Waffen, die mit Silbermunition geladen waren oder aus Silber bestanden.

Dadurch wusste sie, dass sie kommen und versuchen würden, sie zu töten. Wahrscheinlich in der Nacht, da sie kaum riskieren konnten, dass die Nachbarn am hellen Tag bemerkten, was die finsternen Gestalten taten oder planten und die Cops riefen.

Sie hatte Luftelementare beauftragt – unsichtbare Elementargeister – die beiden zu beobachten und ihr zu melden, was sie taten. Deshalb war sie ständig darüber informiert, was sie trieben. Zunächst hatten sie sich mit anderen Jägern getroffen und beraten, wie sie vorgehen sollten. Danach hatten sich vier auf den Weg zu ihrem Haus gemacht und gewartet, bis Sam vermeintlich schlief, ehe sie zur Tat schritten.

Für Sam war es ein Leichtes, die Sensoren ihrer Wärmebildkamera zu täuschen und vorzugeben, sie läge schlafend im Bett, während sie in Wahrheit unsichtbar hinter ihnen stand. Mit grimmiger Befriedigung sah sie, dass der Anführer gegen den

magischen Schild prallte, der so modifiziert war, dass nichts Böses ihn durchdringen konnte. Hätten die Jäger keine Mordabsichten gehegt, hätten sie ihn problemlos durchschreiten können. Nachdem der Kerl sich wieder aufgerappelt hatte und immer noch glaubte, Sam läge im Bett, handelte sie.

Sie hätte vielleicht noch Nachsicht mit den Jägern gehabt, wenn die sie nicht zu töten versucht hätten. Aber genau das taten sie. Sie schossen auf sie, kaum dass sie sich von der Schrecksekunde erholt hatten.

Sam ließ erst die Munition, dann die Waffen verschwinden. Danach feuerte sie die magischen Levinpfeile auf sie ab. Die Jäger wurden von der Energie eingehüllt, die für sie schmerzhaft wie Stromstöße waren. Sie schrien, aber Sam nahm ihnen die Stimmen, damit sie nicht die ganze Nachbarschaft aufweckten. Die schallgedämpften Schüsse hatte sowieso niemand gehört.

Sam empfand einen solchen Hass auf die Jäger, dass sie enorme Kraft aufwenden musste, um sich zu beherrschen und sie weder zu töten, noch sie genüsslich zu foltern; am liebsten beides und sie auf die qualvollste Weise zu Tode zu quälen, die sie sich ausdenken konnte. In ihrer Fantasie sah sie bereits ein paar einschlägige Szenen, die in die Tat umzusetzen ihr einen mörderischen Spaß bereitet hätte.

Leider war sie an das Wort gebunden, dass sie ihrem dämonischen Freund Axaryn *bei Thorluks Schädel und Kallas Blut* geschworen hatte, sich niemals direkt oder indirekt an Menschen für den Tod ihres Verlobten Scott zu rächen. Ein solches Wort zu brechen hätte fatale Folgen gehabt, die nicht einmal Luzifer riskieren würde.

Sie nagelte sie mit einem Zauber am Boden fest und genoss die Todesangst, die sie in den Gesichtern der vier Jäger sah, während sie überlegte, was sie mit ihnen tun sollte – tun durfte, ohne den entsetzlichen Fluch auszulösen, den ein Bruch ihres Eides unweigerlich zur Folge gehabt hätte.

Wäre Scott noch am Leben, hätte sie ihre »Rache« an den Jägern damit bewenden lassen, dass sie Sams Existenz vergaßen

und sich nie wieder an sie erinnern würden. Deshalb konnte sie jetzt nichts anderes tun als das. Auch wenn ein so intensiver Vergessenszauber Nebenwirkungen hatte, nahm sie ihnen die Erinnerung daran, dass Sam überhaupt existierte. Der Zauber würde seine Wirkung entfalten, sobald sie zu ihrer Schwadron zurückgekehrt waren und berichtet hatten, dass sie den Dämon erledigt hätten, den zu töten sie ausgerückt waren. Danach würden zumindest diese vier sie nicht einmal mehr bewusst wahrnehmen, wenn sie ihr jemals wieder begegneten. Nicht einmal dann, wenn Sam frontal mit ihnen zusammenstieß, was sie natürlich vermeiden würde.

Sie etablierte den Zauber und beobachtete, wie die Jäger sich zufrieden zur Vernichtung des Dämons beglückwünschten, der in 198 Cresthaven Drive gewohnt hatte, und abzogen. Sie fühlte sich immer noch versucht, sie so restlos zu vernichten, wie die das mit ihr geplant hatten.

»Sei verflucht, Axaryn, dass du mir diesen Eid abgetrotzt hast«, knurrte sie und fühlte sich versucht, ihn wieder einmal heimzusuchen, um ihre Wut an ihm auszutoben. Doch sie wusste genau, wie das ausgehen würde. Erst würden sie sich prügeln und irgendwann mittendrin nahtlos zum Sex übergehen. Und den Spaß gönnte sie ihm heute nicht.

Davon abgesehen hatte ihr die Sache mit den Jägern gezeigt, dass das Problem größer war, als sie geglaubt hatte. Verdammt, sie sollte langsam wieder ihre Prioritäten auf die Reihe bringen. Kallas Blut, sie war Dämonin und ließ sich doch nicht von dem Verlust eines Menschen dermaßen durcheinanderbringen, dass sie notwendige Vorsichtsmaßnahmen vernachlässigte; und in dem Zug Schaden für die Leute riskierte, die zwar nicht unbedingt ihre Freunde waren – Kevin Bennetts Rudel –, die es aber werden konnten. Nicht zu vergessen, dass die Jäger auch eine Gefahr für Ron Kerry und seine Familie darstellten, und der *war* ihr Freund. Ihr bester Freund sogar.

Aber sie hatte Scott geliebt, und dass sie ihn verloren hatte, nagte an ihr. Vielmehr die Tatsache, dass ihre damals noch kom-

plett vorhandene immense magische Macht nicht ausgereicht hatte, sein Leben zu retten. Dass sie ausgerechnet bei dem Menschen versagt hatte, der ihr der und das Wichtigste in ihrem Leben war; gewesen war.

Egal. Sie war Dämonin und wurde damit fertig. Basta!

Sie ging in ihr Arbeitszimmer, zauberte einen Stadtplan von Cleveland darauf und ließ einen Suchzauber anzeigen, wo sich die Jäger aufhielten.

»Kallas Blut!«

Es war schlimmer, als sie gedacht hatte. Achtundzwanzig Jäger waren eine kleine Armee, die definitiv ausreichte, um das Rudel zu töten. Sie saßen im Hilton Garden Inn, wo sie sich offenbar einquartiert hatten. Zumindest ein Teil von ihnen hielt sich dort auf. Von dem Rest patrouillierte der größte Teil durch die Stadt, aber je zwei hatten sich vor dem Homicide Department und vor Ronans Haus postiert. Ganz offensichtlich lauerten sie darauf, dass er sie zu Kevins Rudel führen würde oder dass Kevin selbst zum Revier kam und sie ihm vor dort aus folgen konnten. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die Katastrophe geschah und die Jäger sie gefunden hatten.

Und in dem Zug vielleicht auch noch die fünf Feuervögel, die in der Stone Road in Valley View wohnten, was in unmittelbarer Nähe des Rudels war. Nah genug, dass die Jäger sie bei der Suche nach den Werwölfen aufspüren könnten. Zwar sorgte Yannik Valance, der Patriarch der Familie, dafür, dass sie nicht auffielen; aber man konnte nie wissen, ob nicht einer oder mehrere der Jäger wie Ron über die Fähigkeit verfügten, Anderswesen zu erkennen. In dem Fall half auch die beste Tarnung nichts. Der fünfte Feuervogel, Shane Dancer, arbeitete die meiste Zeit in New York und war nicht zu Hause.

Wie dem auch sei, die Bedrohung durch die Jäger hatte ein Ausmaß erreicht, das es dringend erforderlich machte, sie ein für alle Mal zu beseitigen. *Ohne* sie zu töten, wozu es Sam immer noch in den Fingern juckte. Ein Vergessenzauber schied aus. Zumindest einer der herkömmlichen Art. Dazu wussten welt-

weit einfach zu viele Jäger von den Ereignissen in Cleveland. Die Gefahr, dass sie einen übersah oder dass ein paar Leute Dinge vergaßen, die sie nicht vergessen durften, was andere misstrauisch und die Jäger am Ende wieder auf Cleveland aufmerksam machten, war einfach zu groß. Sie grollte frustriert. Hätte sie ihre magischen Kräfte noch in vollem Umfang, wäre das kein Problem. Aber so ...

Aber so sollte sie ihren Stolz überwinden und die dämonische Prämisse, dass kein Dämon jemals irgendwen um Hilfe bat, im Interesse ihrer Freunde in die Wüste schicken und sich Hilfe bei jemandem holen, die keiner Beschränkung unterworfen war: Lady Sybilla Oliphant, Chefin der Wächter der magischen Gemeinschaft in Denver und die mächtigste Hexe, die die Menschheit bisher hervorgebracht hatte. Gemeinsam könnten sie es schaffen, die Katastrophe abzuwenden.

Sie würde sich gleich morgen nach Denver begeben, um sich mit Sybilla zu beraten, sobald die Hexe Zeit für sie hatte.

Kevin ging zum wiederholten Mal ans Fenster seines Büros und blickte nach draußen unter dem Vorwand, die Pflanzen optimal ins Licht zu rücken, die Sarah Kerry liebevoll arrangierte. Er wusste nicht, ob Ronan seiner Frau gesagt hatte, dass sein neuer Partner ein Werwolf war. Er genoss, dass Sarah ungezwungen mit ihm umging und mit ihm plauderte, wie mit einem ganz normalen Menschen.

Vom Fenster aus konnte er den Parkstreifen vor dem Gebäude überblicken, auf dem er heute Morgen seinen Wagen abgestellt hatte. Etwas schräg versetzt auf der anderen Seite parkte ein dunkelroter Dodge mit zwei Insassen, die den Haupteingang des Gebäudes und Kevins Wagen nicht aus den Augen ließen. Der Dodge stand erst seit einer halben Stunde dort und hatte einen dunkelgrünen Ford Focus abgelöst, der vorher ein paar Parkbuchten weiter hinten gelauert hatte. Die Schlinge zog sich um

ihn herum zu.

Er half Sarah, ein großblättriges Monstrum in einem riesigen Topf vor das Fenster zu schieben. Obwohl das Ding für einen Menschen reichlich schwer war, fiel es ihm leicht, es zu tragen. Sarah strahlte ihn an, ehe sie ihren Mann anblickte.

»Vielleicht solltest du auch mal etwas mehr trainieren, mein Lieber. Sonst könnte ich versucht sein, ab sofort Kevin als Mann fürs Grobe immer dann ins Haus zu holen, wenn du angeblich einen Schwächeanfall hast, um dich vor der Arbeit zu drücken.«

Ronan grinste. »Gute Idee. Dann brauche ich die Schwächeanfalle nicht mehr vorzutäuschen.«

Sarah drohte ihm mit dem Finger. »Die Idee findest du spätestens dann nicht mehr gut, wenn ich anfangs, Kevin auch andere Aufgaben zu übertragen. Zum Beispiel solche, die sich im Schlafzimmer abspielen.«

Kevin hüstelte verlegen, doch Ronan lachte nur und nahm seine Frau in die Arme. »Gib es zu, *mo carán*⁶, mein Liebling, schon bei der ersten Berührung eines fremden Mannes würdest du dich nach mir sehnen und den armen Kerl in die Wüste schicken. Und so eine Grausamkeit willst du doch keinem Mann antun. Am allerwenigsten einem so netten wie Kevin.«

Sarah lachte und gab ihm einen innigen Kuss. »Ronan Kerry, du bist in diesem Punkt viel zu sehr von dir selbst überzeugt. Leider zu Recht«, ergänzte sie gespielt betrübt. Sie löste sich von ihm und gab ihm noch einen Kuss auf die Wange. »Ich muss zum Dienst. Wir sehen uns heute Abend. Wiedersehen, Kevin.«

»Wiedersehen, Sarah. Und vielen Dank für die Pflanzen. Ich verspreche, gut für sie zu sorgen.«

Sie winkte ihm zu und verließ das Büro.

Kevin stellte zwei Pflanzentöpfe in der Fensterbank um und schielte zu dem roten Dodge. Natürlich stand er noch an Ort und Stelle. Er seufzte und setzte sich an seinen Schreibtisch.

»Du bist dir, was deine Frau betrifft, wirklich ziemlich sicher,

6 Gälisch = mein Liebling (gesprochen: mo karaan)

Ronan.«

Ronan nickte lächelnd. »Sie ist die Liebe meines Lebens und ich bin ihre. Ich verrate dir ein Geheimnis, Vin. Wenn beide Partner miteinander glücklich sind, dann sind sie absolut immun gegen jegliche Versuchung fremdzugehen. Dann kann sich nicht mal der attraktivste Mann, die verführerischste Frau dazwischendrängen.« Er grinste. »Ob du es glaubst oder nicht, meine Liebe zu Sarah macht mich sogar gegenüber Sams virtuosen Verführungskünsten immun. Nicht dass sie die noch mal bei mir angewendet hätte, seit Sarah und ich zusammen sind. Aber im Falle des Falles hätte sie nicht die geringste Chance. Sarah und ich überlegen sogar, ob wir noch ein zweites Kind bekommen wollen. Ich denke ja.« Er lächelte glücklich.

Kevin verspürte einen Stich. Zu sehen, dass sein Partner glücklich war, machte ihm seine eigene gegenwärtig freudlose Situation nur umso bewusster. »Ich wünsch euch alles Glück der Welt.«

Er konzentrierte sich auf die Arbeit. Nachdem sie gestern die Klinik besucht hatten, in der Dr. Bonner gearbeitet hatte und Ronan es tatsächlich fertiggebracht hatte, den Klinikleiter zu überzeugen, sie einen Blick auf die Namensliste ihrer Patienten werfen zu lassen, stand die Verbindung zwischen den von Caleb Paxton begangenen Verbrechen offiziell fest genug, um den Mann zur Vernehmung zu holen. Leider war er ausgeflogen, als sie ihn hatten abholen wollen, und seitdem nicht mehr in seiner Wohnung aufgetaucht und heute Morgen auch nicht zur Arbeit erschienen. Ein Anruf bei Brian, der ihm immer noch folgte, hatte ergeben, dass Paxton wieder im Zoo bei den Wölfen hockte. Da die Polizei das aber offiziell nicht wissen konnte, lief die Fahndung.

Ronan und Kevin warteten gegenwärtig auf einen richterlichen Beschluss, der ihnen aufgrund hinreichender Verdachtsmomente gestattete, Paxtons Wohnung in seiner Abwesenheit zu durchsuchen. Wie es aussah, hatte Paxton, der wegen einer schweren Psychose behandelt worden war, einen Rückfall erlitten und wohl nur die beiden Frauen umbringen wollen. An seiner Exfrau

wollte er sich wahrscheinlich rächen, weil sie ihn verlassen hatte, und seine Ärztin war wohl aus anderen Gründen ein rotes Tuch für ihn gewesen. Die Ehemänner waren nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Am schlimmsten für Kevin und sein Rudel war die Diagnose für Paxton: Lykanthropie. Schon seine Mutter hatte darunter gelitten und diese Krankheit auf ihren Sohn vererbt.

Sein Handy klingelte. »Bennett.«

»Vin, du musst sofort kommen!«

Sheila. Und sie klang total panisch. Er sprang auf. »Was ist passiert?«

»Patrick. Er hat einen seiner Teamkameraden krankenhausreif geschlagen in einer Weise, die kein Mensch fertigbringt. Er sitzt jetzt beim Dekan, und den Jungen, den er verprügelt hat, haben sie gerade ins Fairview Hospital gebracht. Ich habe keine Ahnung, ob die Polizei schon eingeschaltet wurde, aber ich kenne den Dekan. Der versteht keinen Spaß.«

Kevin hätte am liebsten lautstark geflücht. Noch lieber hätte er Patrick vor sich gehabt und diesen bornierten Vollidioten kräftig in den Arsch getreten und Schlimmeres mit ihm getan.

»Ich komme, so schnell ich kann, Sheila. Und keine Panik, Mädchen. Wir kriegen das schon wieder hin.« Auch wenn er nicht die leiseste Ahnung hatte, wie. Verdammst! Er blickte Ronan an.

Der machte eine Kopfbewegung zur Tür hin. »Geh nur. Ich gebe dir beim Alten Rückendeckung.« Er schwenkte eine Akte. »Sollte er fragen, wo du steckst, habe ich dich im Jameson-Fall nach Euclid geschickt, um einen potenziellen Zeugen aufzutreiben. Den du natürlich nicht gefunden hast, wenn du zurückkommst, weil sich der Tipp, den wir erhielten, als falsch erwiesen hat.«

»Danke, Ronan. Was täte ich nur ohne dich?« Er nahm seine Jacke.

Ronan grinste. »Sam nerven.«

Kevin lachte.

Ronan winkte ab. »Das solltest du sowieso tun. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie einen Trick kennt oder mehrere, um das Problem zu lösen. Übrigens auch für den Fall, dass du doch mal zu einem Einsatz befohlen wirst, während du bei Vollmond als Wolf im Wald herumheulst.«

Keine schlechte Idee. Aber darüber konnte er später nachdenken. Jetzt musste er erst mal eine Katastrophe abwenden. Er stoppte an der Tür. »Die Jäger werden mir folgen.«

Ronan griff zum Telefon und rief an der Pforte an. »Leute, auf der anderen Straßenseite parkt ein verdächtiger Dodge, dessen Insassen das Revier nicht aus den Augen lassen. Könnte sein, dass die Teil eines Teams sind, die was ausbaldowern wegen des Gefangenentransports heute Nachmittag. Nehmt sie mal unter die Lupe.« Er gab das Kennzeichen durch.

Da das Cuyahoga County Jail gleich um die Ecke in der West 3rd Street lag, war Ronans Behauptung plausibel. Natürlich hatten die Jäger garantiert eine nicht minder plausible Erklärung parat, warum sie dort parkten, aber die Kollegen würden sie in jedem Fall lange genug aufhalten, dass Kevin ihnen entkommen konnte, ohne dass sie in der Lage wären zu erraten, wohin er fuhr.

Kevin ging zur Pforte und wartete, bis ein paar Kollegen den verdächtigen Wagen umzingelt hatten und die Jäger mit vorgehaltenen Waffen zum Aussteigen zwangen und sie nach Waffen abtasteten. Erst dann stieg er in seinen Wagen und fuhr zur Universität. Patrick konnte sich auf was gefasst machen.

Als er den Campus erreichte, warteten Sheila, Mandy, Kayla und Tom bereits am Parkplatz auf ihn. Tom wirkte zutiefst zerknirscht.

»Ich habe ihn nur eine einzige Minute aus den Augen gelassen«, versicherte er. »Wirklich nur eine Minute.« Er senkte die Stimme. »Auch Werwölfe müssen mal pinkeln. Und ausgerechnet diese Zeit nutzt der Kerl, um so eine Scheiße abzuziehen, mit der er uns alle in Gefahr bringt.«

Kevin nickte grimmig. »Wenn er dafür nicht eine verdammte gute Entschuldigung hat, darf Brian ihn meinetwegen hinrichten. Verdammt, damit bringt er die Jäger noch schneller auf unsere Spur.« Er riss sich zusammen, als er Sheilas und Mandys besorgte und entsetzte Gesichter sah. Zumindest Mandy sah aus, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. Er legte jeder eine Hand auf die Schulter und tätschelte sie leicht. »Ich regele das, keine Sorge.« Er hatte nur noch keine Ahnung wie. »Könnt ihr euch freinehmen? Krankmelden? Irgendwas, damit ihr und die anderen umgehend nach Hause könnt? Ich halte es nicht für klug, dass wir uns nach diesem Vorfall in der Stadt aufhalten.«

»Das habe ich auch schon vorgeschlagen«, sagte Kayla. »Aber du entscheidest, Kevin. Du bist der Anführer dieses Rudels.«

Er nickte. »Sheila, trommele die anderen zusammen und fahrt nach Hause. Aber getrennt. Und vergewissert euch, dass euch niemand folgt.«

»Dafür passen wir schon auf«, versicherte Tom. Bitter fügte er hinzu: »Wir haben Erfahrung im Erkennen und Abschütteln von Verfolgern.«

Kevin nickte ihnen zu und ging ins Gebäude. Von einem Studenten ließ er sich den Weg zum Büro des Dekans beschreiben. Er ignorierte den Versuch der Sekretärin, ihn aufzuhalten oder anzumelden, sondern betrat das Büro. Der Dekan saß hinter seinem Schreibtisch. Ein Mann in Sportdress, der wohl der Coach der Footballmannschaft war, stand mit verschränkten Armen daneben, und Patrick, ebenfalls im Sportdress, saß in der ihm eigenen trotzigten Haltung vor dem Schreibtisch und hatte die Arme ebenfalls vor der Brust verschränkt.

»... unentschuldigbar«, sagte der Dekan. »Und ich will wissen, was in Sie gefahren ist, Mr. Connolly.« Er blickte irritiert auf, als Kevin eintrat. »Wer sind Sie denn?«

Er zückte seine Dienstmarke. »Detective Kevin Bennett, Cleveland Police, Homicide Department.«

Dekan und Coach wurden gleichermaßen blass.

»Also so schlimm, dass gleich das Homicide Department er-

mitteln muss, ist es nun wirklich nicht.« Der Dekan war sichtlich verlegen, bestürzt und wütend auf Patrick, weil der ihm das eingebrockt hatte. Kevin roch auch seine Angst, dass der Vorfall ein schlechtes Licht auf die Universität werfen würde. Für seine Nase ein widerlicher Geruch. Er versuchte, sie nicht zu rümpfen.

»Ich bin nicht nur Detective beim Cleveland PD, sondern auch Patricks Onkel. Und bevor das Ganze zu einem offiziellen Ermittlungsfall wird, für den ich meine Kollegen benachrichtigen muss, will ich erst mal hören, was mein sauberer Neffe zu seiner Verteidigung vorzubringen hat.«

Dekan und Coach schöpften spürbar Hoffnung und blickten Patrick ebenso erwartungsvoll an wie Kevin.

»Ich höre, Patrick«, verlangte er eisig, als der junge Mann schwieg.

»Ich wollte Cole nichts tun«, brachte der schließlich heraus. »Wirklich nicht. Ich weiß auch nicht, was los war. Wir haben gerangelt, und ich habe ihn nur freundschaftlich geschubst. Aber dann lag er plötzlich da.«

Der Coach schnaubte. »Freundschaftlich geschubst? Cole liegt mit Knochenbrüchen in der Klinik. Verdammst, Junge, das war doch nicht nur freundschaftliches Schubsen.«

Patrick schüttelte den Kopf. »Ich schwöre es, Coach. Sie wissen doch, dass Cole mein bester Freund ist. Welchen Grund sollte ich denn haben, ihm was anzutun?«

Der Coach stutzte und blickte Patrick argwöhnisch an. »Sieh mich mal an, Connolly. Hast du etwa Drogen genommen?«

Patrick blickte zu Boden. Kevin roch, dass er keine Drogen genommen hatte. Aber er begriff plötzlich die Zusammenhänge. Trotzdem hätte sich der Junge keinen ungünstigeren Zeitpunkt für das Manöver aussuchen können.

»Antworte ihm, Patrick. Hast du Drogen genommen?«

Schweigen.

Der Dekan seufzte. »Unter diesen Umständen werden wir einen Drogentest machen müssen.« Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, Mr. Connolly, ich hoffe für Sie, dass der Test negativ

ausfällt. Wenn nicht, ist nicht nur Ihre angestrebte Profikarriere vorbei, sondern sehen wir uns gezwungen, Ihr Stipendium zu streichen und Sie in Anbetracht des Angriffs auf einen Kommilitonen mit schweren Verletzungen als Folge von der Universität zu verweisen.« Er sah Patrick an und wartete auf eine Antwort. Als er keine erhielt, nickte er dem Coach zu. »Drogentest also.«

»Nicht nötig«, gab Patrick nach. »Ja, ich habe was eingeworfen. Aber ich dachte doch nicht, dass das solche Folgen für Cole oder irgendjemand anderen haben könnte. Ich wollte mich einfach nur nach den Vorkommnissen beim Grillfest mal wieder etwas besser fühlen«, fügte er kleinlaut hinzu.

Wenigstens das entsprach der Wahrheit, wie Kevin fühlte. In diesem Moment begriff er, dass Patrick zwar ein wilder Bursche war, der noch eine Menge charakterlicher Reifung brauchte, dass er aber tief im Innern verletzlicher war, als er jemals zugeben würde. Und dass er die jüngsten Ereignisse längst nicht so gut wegsteckte, wie er nach außen hin tat.

Der Dekan seufzte und schüttelte den Kopf. Beides schienen gegenwärtig seine Standardgesten zu sein. »Es tut mir aufrichtig leid, Mr. Connolly, was Ihnen und Ihren Kommilitonen widerfahren ist. Aber so sehr ich auch verstehe, dass Sie das völlig aus der Bahn geworfen hat, so rechtfertigt das doch nicht den Gebrauch von Drogen. Sie hätten die Hilfe des Campuspsychologen in Anspruch nehmen sollen wie andere Opfer, die überlebt haben.«

Er blickte Patrick streng an, der verbissen zur Seite sah. »Sie kennen die Regeln, Mr. Connolly. Ich kann und darf trotz der Umstände auch bei Ihnen keine Ausnahme machen. Sie sind mit sofortiger Wirkung vom Unterricht suspendiert. Ich erteile Ihnen hiermit außerdem Campusverbot. Räumen Sie bitte Ihren Spind aus, und dann verlassen Sie das Gelände.« Er warf Kevin einen um Verständnis heischenden Blick zu. »In Anbetracht der Umstände verzichte ich darauf, das Sicherheitspersonal zu rufen, damit die Sie hinaus eskortieren. Ihr Onkel genügt mir als Sicherheit.«

»Vielen Dank, Dekan«, sagte Kevin, als Patrick nur wortlos aufstand und zur Tür ging.

»Die Universität wird den Fall nicht weiter verfolgen«, versicherte der Dekan. »Wenn Ihr Neffe sich bei Mr. Duggan entschuldigt, verzichtet der vielleicht auf eine Anzeige. Falls nicht ...« Er seufzte zum dritten Mal und zuckte mit den Schultern.

Kevin nickte. »Mein Neffe wird sich vor der Verantwortung für sein Fehlverhalten nicht drücken. Guten Tag, Gentlemen.« Er nickte dem Coach und dem Dekan zu und folgte Patrick.

Er holte ihn im Eingangsbereich ein, wo er den Code in das Zahlenschloss seines Spinds eingab. »Quatsch mich bloß nicht von der Seite an, *Onkel* Kevin.«

Kevin lehnte sich mit der Schulter gegen den Nachbarspind und schlug die Arme unter. »Hier nicht, keine Sorge.«

»Und zu Hause gefälligst auch nicht.«

»Träum weiter, Patrick. Ich verstehe zwar, was das Manöver sollte, aber du hättest das vorher mit mir absprechen müssen.« Er winkte ab. »Darüber reden wir zu Hause. Und sobald dein Freund Cole ansprechbar ist, wirst du zu ihm gehen und dich entschuldigen.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, wir fahren sofort ins Krankenhaus und schaffen die Sache aus der Welt, bevor er oder seine Eltern dich anzeigen. Und du solltest beten, dass er dir verzeiht und nicht auf einer Anzeige besteht.«

Er hatte erwartet, dass Patrick auch dem widersprechen würde, aber er tat es nicht. Wortlos warf er seine Sachen aus dem Spind in seinen Rucksack, zog den Reißverschluss zu und verließ das Gebäude und den Campus, ohne sich umzusehen. Er warf den Rucksack in den Wagen und stieg ein.

»Fairview Hospital«, teilte Kevin ihm mit und ging zu seinem eigenen Wagen.

Patrick parkte mit quietschenden Reifen aus und brauste davon. Kevin folgte ihm kopfschüttelnd.

Sie trafen keinen Moment zu früh in der Klinik ein. Cole Duggan lag bereits in einem Krankenzimmer und hatte seine mehr als besorgten Eltern neben seinem Bett stehen, die verdammt wütend waren und mit Händen und Füßen auf ihn einredeten. Cole hatte ein eingegipstes Bein, einen eingegipsten Arm und trug eine Halskrause sowie ein Pflaster auf der Stirn. Als er Patrick sah, lächelte er.

»Hey, Kumpel.«

Coles Vater trat aggressiv auf Patrick zu. »Verdammt, Patrick, diesmal bist du zu weit gegangen!«

»Ruhe!« Eine Schwester baute sich zwischen ihnen auf und sah sie alle strafend an. »Wenn Sie nicht ruhig sind, verlassen Sie das Zimmer auf der Stelle. Draußen vorm Haus können Sie sich meinetwegen anbrüllen, soviel Sie wollen.«

Kevin setzte sein gewinnendstes Lächeln auf und zückte seine Dienstmarke. »Ich Sorge dafür, dass es hier ruhig zugeht, Schwester. Wenn Sie uns bitte allein lassen würden.«

Die Frau warf noch einen Blick in die Runde und verließ das Zimmer. Kevin zeigte seine Marke auch den Eltern. »Detective Bennett, Homicide Department.«

»Hey, Mann, Pat wollte mich bestimmt nicht umbringen«, protestierte Cole. »Das war alles ein Missverständnis.«

Kevin lächelte beruhigend. »Ich bin außerdem Patricks Onkel und hoffe, dass wir die Sache unter uns bereinigen können, ohne dass ich meine Kollegen einschalten muss. Patrick, vielmehr unsere Familie kommt natürlich für die Behandlung auf.«

Patrick trat an Coles Bett und reichte ihm die Hand. »Tut mir echt leid, Kumpel. Ich ... ich war auf Droge. Sonst wäre das nicht passiert.«

Cole sah ihn ungläubig an. »Drogen? Du?« Er versuchte, den Kopf zu schütteln, wurde aber von der Halskrause daran gehindert. »Mann, Kumpel, du doch nicht.«

»Wenn ich das erklären dürfte«, wandte Kevin ein und griff Patricks Begründung auf, die er gegenüber dem Dekan gebraucht hatte. »Sie haben bestimmt in der Zeitung von den Stu-

dentem gelesen, die von wilden Hunden zerfleischt wurden. Patrick war dabei und hat seine Kommilitonen sterben gesehen. Er ist selbst nur knapp entkommen und hat dummerweise versucht, seine Alpträume mit Drogen zu betäuben, ohne sich über deren Nebenwirkungen im Klaren zu sein.«

»Oh Mann, warum hast du mir das nicht gesagt?« Cole war voller Mitgefühl.

Patrick sah zu Boden. »Kennst mich doch. So was mache ich mit mir allein aus.«

»In diesem Fall nicht ganz allein«, fuhr Kevin fort, bevor die Eltern was sagen konnten, »denn der Dekan hat ihn von der Uni geworfen und ihm Campusverbot erteilt.«

Cole stöhnte. »Oh Scheiße!«

Kevin wandte sich an die Eltern. »Patrick hat einen großen Fehler begangen, Ma'am, Sir. Trotzdem wären wir Ihnen sehr dankbar«, er nickte Cole zu, »wenn wir uns darauf einigen könnten, dass er in Anbetracht der Umstände genug gestraft ist. Er hat durch diesen Fehler sein Stipendium verloren und seinen Studienplatz dazu, und ich gebe Ihnen mein Wort, dass die Familie dafür sorgen wird, dass er sich ab sofort von Drogen fernhält. Wie gesagt, wir kommen für alle Behandlungskosten auf.«

»Kein Thema«, versicherte Cole. »Hey, wir sind doch Kumpel. Ich zeige dich bestimmt nicht an, Pat.«

»Aber ...«, begann sein Vater.

»Nein, Dad«, unterbrach Cole ihn. »Ich will das nicht. Mensch, wenn ich hätte sehen müssen, wie ...« Er schluckte. »Ich glaube, ich hätte mir auch den Kopf zgedröhnt.« Er sah Patrick an. »Hey, Kumpel, was machst du denn jetzt?«

Patrick schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

»Erst mal macht er eine Therapie«, sagte Kevin. »Danach sehen wir weiter.« Er blickte die Duggans abwartend an.

»Sie kommen für die Kosten auf?«, vergewisserte sich Coles Vater.

»Bis zum letzten Cent, Sir.«

Er nickte. »Also, in Anbetracht der Umstände, und dass Cole

und Patrick schon ewig beste Freunde sind, verzichten wir darauf, die Sache juristisch zu verfolgen.«

»Vielen Dank, Sir.« Kevin blickte Patrick auffordernd an.

»Danke, Cole. Ihnen auch, Mr. und Mrs. Duggan. Kommt echt nicht wieder vor, so was.« Er reichte Cole die Hand. »Gute Besserung, Kumpel. Und wenn ich irgendwas für dich tun kann, sag Bescheid.«

»Mach ich. Du kommst mich doch besuchen?«

»Klar.« Er schüttelte den Kopf. »Mann, das tut mir wirklich wahnsinnig leid.«

Cole grinste. »Schon gut. Ich werde es überleben. Und da du jetzt weg vom Fenster bist – so leid mir das für dich tut – werde ich bester Quarterback sein, sobald ich wieder gesund bin. Also müsste ich dir genau genommen dankbar sein.« Er wurde ernst. »Mensch, das tut mir so leid, dass du von der Uni geflogen bist. Ich ...«

»Ich komme klar«, wehrte Patrick Coles weitere Mitgeföhlbezeugungen ab. »Man sieht sich.«

Patrick verließ das Zimmer. Kevin folgte ihm. Auf dem Flur begegneten ihnen zwei Männer, die sich nach Cole Duggans Zimmer erkundigten. Kevins Instinkt sagte ihm augenblicklich, dass sie Jäger waren. Verdamm! Wieso waren die so schnell hier? Wie hatten sie von der Geschichte erfahren können, ohne dass die Polizei eingeschaltet worden war? Offenbar waren die Jäger cleverer oder verfügten über weitreichendere Möglichkeiten, Werwölfe aufzuspüren, als er bisher geglaubt hatte.

Er und vor allem Patrick konnten von Glück sagen, dass die Duggans ihn seit Jahren kannten und den Köder mit der Droge geschluckt hatten. Andererseits würde es die Jäger misstrauisch machen, wenn die Duggans ihnen als Entschuldigung für Patricks Verhalten das Trauma nannten, das er durch den Angriff der »wilden Hunde« erlitten hatte. Sie würden ihn akribisch überprüfen. Nur gut, dass er sein Zimmer im Wohnheim schon vor Tagen geräumt hatte und jetzt nicht noch einmal in die Uni zurückkehren musste, um seinen Spind zu räumen.

»Ich nehme an, dir sind die Jäger aufgefallen, denen wir gerade begegnet sind«, sagte er, als sie auf dem Parkplatz der Klinik ankamen.

»Und? Cole verpfeift mich schon nicht. Nicht mal, wenn er wüsste ...«

Kevin packte ihn am Arm und riss ihn zu sich herum. »Dir scheint nicht klar zu sein, in welche Gefahr du uns gebracht hast. Sobald dein Freund Cole denen was von deinem Trauma wegen der wilden Hunde erzählt, sind die sich sicher, dass du rechtmäßige Beute für sie bist. Sie werden alles daransetzen, dich zu finden. Hast du irgendwem deine neue Adresse mitgeteilt?«

»Klar, meinem Vater.«

Kevin stöhnte und fühlte sich versucht, Patrick zu verprügeln, in der Hoffnung, dass er ihm dadurch auch Verstand und vor allem gebotene Vorsicht einbläuen konnte. Leider brachte das nichts.

»Und dann gehst du hin, verprügelst deinen Freund und lenkst so die Aufmerksamkeit nicht nur der Jäger auf dich und damit auf uns. Verdammst, dein Leichtsinn ist nicht mehr zu überbieten.« Er packte ihn an der Kehle. »Ich habe schon mitbekommen, dass du die Gefahr und den Nervenkitzel liebst. Das wäre grundsätzlich deine Privatangelegenheit, wenn du nicht mit jeder deiner Eskapaden uns alle in Gefahr bringen würdest. Aber das werde ich nicht zulassen.«

Patrick befreite sich wütend aus seinem Griff. »Du bist ein verdammter Arsch, Bennett. Ich habe die Sache mit meinem Studium auf die einzig mögliche Weise gelöst. Glaubst du, ich hätte mir nicht das Gehirn zermartert, um eine glaubhafte Begründung zu finden, warum ich das Studium so kurz vor dem Abschluss aufgeben? Trotz Stipendium und mit einem Profivertrag von den Cleveland Browns fast schon in der Tasche. Mir ist keine eingefallen, die auch nur annähernd glaubhaft gewesen wäre und nicht jeden misstrauisch gemacht hätte. Also musste ich irgendwas tun, um komplett rauszufliegen.«

»Und deswegen schlägst du deinen Freund beinahe zum Krüpp-

pel.«

Patrick presste die Lippen zusammen. »Cole ist der Einzige, bei dem ich mir sicher war, dass er mir fast alles verzeiht. Besonders wenn ich behauptete, Drogen genommen zu haben. Hat ja auch fantastisch nach Plan geklappt. Ich bin mein Studium los für immer und ewig, und keiner stellt dumme Fragen, warum ich es ›aufgegeben‹ habe. Du ahnst ja gar nicht, was ich tatsächlich damit aufgeben habe.« Patricks Augen wurden feucht. »Und du Arschloch hast nichts Besseres zu tun, als mich anzupflaumen.«

»Mit Recht, verdammt! Deine Eigenmächtigkeit bricht uns möglicherweise das Genick. Das Manöver als solches war brilliant, keine Frage. Aber der Zeitpunkt war falscheste, den du nur wählen konntest. Du hättest unbedingt warten müssen, bis wir das Problem mit den Jägern gelöst haben.«

Patrick schnaubte nur und wandte sich ab. Kevin packte ihn am Arm. Er riss sich los. In diesem Moment kamen die Jäger aus der Klinik.

»Steig ins Auto, Patrick. Sofort. Da sind die Jäger. Ich lenke sie ab. Du fährst nach Hause und wartest dort auf mich.«

Zur Abwechslung gehorchte Patrick, ohne zu argumentieren. Kevin wartete, bis er weggefahren war – manierlich diesmal –, ehe er in seinen Wagen stieg und ebenfalls losfuhr. Er tat das langsam genug, um im Rückspiegel die Jäger beobachten zu können, aber nicht so langsam, dass es ihre Aufmerksamkeit erregt hätte. Als er auf der Straße war, parkte er den Wagen in der nächsten erreichbaren Parklücke und wartete, bis die Jäger ebenfalls vom Parkplatz fuhren, ehe er ihnen in sicherem Abstand folgte.

Immerhin folgten sie Patrick nicht. Stattdessen fuhren sie nach East Cleveland und hielten vor einem alten Mietshaus 14692 Elderwood Avenue. Während die Jäger die Namen auf den Briefkästen studierten, fuhr Kevin an ihnen vorbei und rief über Funk die Zentrale an. Er ließ sich die Namen der Bewohner des Hauses herausuchen und fand seine schlimmste Befürchtung bestätigt. In einer der Wohnungen lebte John Connolly, Patricks Va-

ter.

Er rief Ronan an und meldete sich für den Rest des Tages bei ihm ab. Anschließend rief er Sam an, ehe er sich auf den Weg nach Hause machte.

»Sam, wir haben ein Riesenproblem.«

Als Kevin zu Hause eintraf, hörte er schon von Weitem den Streit, der im Haus im Gange war. Sheila brüllte Patrick an, der brüllte zurück. Dazwischen Chris' Stimme, der zu schlichten versuchte. Mandys Schluchzen, Allys giftige Bemerkungen, Fionas Anklagen gegen Patrick, und Kim schluchzte ebenfalls. Lediglich Tom, Kayla und Annie mischten sich nicht ein.

Er betrat das Haus. »Ruhe! Sofort!« Augenblicklich stoppte der Streit. Er blickte in die Runde. »Egal was passiert ist – oder warum oder durch wen es passiert ist – wir müssen zusammenhalten. Falls ihr es vergessen haben solltet: Davon hängt unser Leben ab.«

Ally fuhr auf. »Aber Patrick hat ...«

Kevin brachte sie mit einem eisigen Blick zum Schweigen. »Patrick hat das Richtige getan, nur das Timing war das falscheste nur mögliche.« Er warf dem jungen Mann einen verweisenden Blick zu. »Und darüber sprechen wir noch. Unter vier Augen. Jetzt müssen wir erst mal zusehen, dass wir am Leben bleiben.« Er nickte Patrick zu. »Durch dein Husarenstück sind die Jäger zu deinem Vater gefahren. Und ich wette, sie haben sich von ihm deine neue Adresse geben lassen. Diese hier.«

»Oh Gott!«, Fiona starrte Patrick hasserfüllt an. »Du verdammter Scheißkerl denkst doch immer nur an dich allein.«

»Fiona.« Kevin brachte auch sie zum Schweigen. »Schuldzuweisungen nützen nichts. Wir brauchen eine Strategie. Vor allem müssen wir in Erfahrung bringen, wie die Jäger rausgefunden haben, was Patrick getan hat, noch bevor irgendeine offizielle Meldung irgendwo aufgetaucht ist. Dass sie den Polizeifunk ille-

gal abhören, ist klar. Aber sie müssen in der Uni noch eine Quelle haben.« Er blickte die jungen Leute der Reihe nach an. »Hat einer von euch irgendwas bemerkt? Hat jemand telefoniert und irgendwem von dem Vorfall berichtet?«

Alle schüttelten den Kopf.

»Nach unseren Informationen hören die Jäger grundsätzlich auch den Funk der Krankenwagen ab«, sagte Annie.

Sheila schüttelte den Kopf. »Selbst wenn, dann können sie von denen nichts erfahren haben. Ich war nahe genug, um zu hören, was die durchgegeben haben, als das Opfer«, sie schoss einen giftigen Blick auf Patrick ab, »verarztet wurde. In dem, was sie sagten, deutete nichts darauf hin, dass es sich um etwas anderes handeln könnte als um einen ganz normalen Trainingsunfall, der nur ziemlich übel verlaufen ist.«

Kevin schüttelte den Kopf. »Egal. Nachdem die Jäger jetzt garantiert wissen, wo wir wohnen, können wir hier nicht bleiben.«

Alle stöhnten.

»Nicht schon wieder umziehen.« Mandy kamen erneut die Tränen.

»Nur vorübergehend«, beruhigte Kevin sie. »Wir müssen uns etwas einfallen lassen, wo wir unterkommen können. Denn zu euren Eltern könnt ihr nicht, weil sie euch dort zuerst vermuten.«

Bevor er noch etwas sagen konnte, tauchte Sam auf.

»Sam, können wir bei dir wohnen, bis die Sache vorbei ist?«, fragte Kevin, bevor sie etwas sagen konnte.

Die Dämonin schüttelte den Kopf. »Das ist nicht ratsam. Ich hatte in der Nacht Besuch von einem Dämonenkillerkommando der Jäger. Diese Bande kann sich zwar nicht mehr daran erinnern, aber ich weiß nicht, wer von der verfluchten Jägerbrut wie viel weiß. Die ganze Sache hat inzwischen so weite Kreise gezogen, dass ...« Sie winkte ab. »Packt ein paar Sachen zusammen, die ihr für die nächsten Tage braucht. Ich finde schon eine sichere Unterkunft für euch.«

Kevin nickte den anderen zu, als sie zögerten und ihn ansahen,

um auf seine Entscheidung zu warten. Dadurch wurde ihm wieder einmal bewusst, dass er die Verantwortung trug. Aber auch, dass sie langsam begannen, als Rudel mit entsprechenden Strukturen zusammenzuwachsen, das seine Autorität anerkannte.

»Sam, kannst du rausfinden, woher die Jäger so schnell von der Sache mit Patrick gewusst haben?«, bat Kevin, als die anderen in ihre Zimmer gegangen waren.

Sam streckte die Hand aus und hielt im nächsten Moment eine polierte schwarze Steinscheibe darin mit einem goldgefassten Rand, auf dem Symbole graviert waren. Sie hauchte auf die Oberfläche und sprach ein Wort, dessen Macht er in einer Weise fühlte, dass ihm die Nackenhaare zu Berge standen. Er reckte den Hals, um zu sehen, was passierte. Der Stein – oder woraus das Ding bestand – waberte wie Nebel, ehe er sich klärte und die Fläche hell wurde wie ein Fernschirmschirm. Doch was immer dort zu sehen war, es offenbarte sich nur Sam.

Sie fletschte die Zähne, grollte und fluchte, ehe sie den magischen Spiegel verschwinden ließ. »Einer der Jäger hat seinen Charme eingesetzt und die Sekretärin des Dekans der Uni bezirzt. Sie hat ihm alle Namen der Überlebenden des Angriffs der ›wilden Hunde‹ genannt und sich auch bereit erklärt, ihm alle Auffälligkeiten zu melden, die sich bei einem von ihnen ereignen. Sie hat ihm auch die Adressen der Eltern genannt. Das heißt, zuerst hat sie ihm gesagt, in welchen Wohnheimzimmern die sieben untergebracht waren. Zum Glück waren sie da schon ausgezogen.«

Das Bewusstsein, dass sich die Schlingen der Jäger nicht nur immer enger um ihre Hälse zusammenschlangen, sondern dass sie wahrscheinlich schon längst tot wären, wenn sie sich nicht entschlossen hätten, in dieses Haus zu ziehen, verursachte ihm einen Klumpen kalter Furcht im Magen. Und jetzt war dieses Haus, das ihnen als sichere Zuflucht erschienen war, auch verraten worden und konnte schnell zu einer Falle werden. Die Sorge um sein Rudel schlug über ihm zusammen.

»Verdammt, Sam, hättest du das nicht mit deiner Magie raus-

finden und verhindern oder ungeschehen machen oder sie vergessen lassen können?« Kaum war ihm das entschlüpft, bereute er es. Sam hatte ihnen schon so viel geholfen. Ohne sie wären sie wahrscheinlich alle schon tot. Dieser Vorwurf war ungerecht.

Das sah Sam genauso. Sie explodierte. »Oh ja, das hätte ich gekonnt. Aber, verdammt noch mal, ich habe auch noch anderes zu tun, als eure Ärsche immer wieder zu retten. Und ich habe eine verdamnte Menge eigene Probleme, von denen ich das Gravierendste einem Menschen zu verdanken habe! Ich wurde mit menschlichen Gefühlen gestraft und habe keine Ahnung, wie ich damit umgehen soll. Wie ich das ganze damit verbundene Chaos bewältigen soll. Wie ich damit fertig werden soll, dass ich die Liebe meines Lebens verloren habe. Dass ich überhaupt lieben kann! Obendrein hat mir jemand – möglicherweise mein größter Todfeind – einen Teil meiner magischen Kräfte gestohlen, und ich weiß nicht wie und ob ich sie je zurückbekommen kann oder ob er sie dazu benutzen wird, mich zu töten. Ich bin dadurch verdammt angreifbar und verkrüppelt! Und dank Ronans Schlamperei mit den falschen Journalisten bin ich durch die Jäger genauso in Gefahr wie ihr. Also entschuldige, dass ich nicht alles voraussehen und mich nicht um die ganze Welt kümmern kann!«

Sie brüllte unartikuliert und verschwand. Kevin hatte schon so manchen Wutschrei gehört, auch so manches Gebrüll puren Hasses. Sams Schrei stellte das alles in den Schatten. Ihn schauderte.

Er merkte, dass Tom in der Tür stand, der offenbar von Sams Tobsuchtsanfall angelockt worden war.

»Falls ich noch nicht erwähnt haben sollte, dass es höchst unklug ist, Sam zu verärgern oder sie sich gar zur Feindin zu machen, dann tue ich es jetzt. Seit dem Tod ihres Verlobten ist sie unberechenbar, und das macht sie gefährlich. In diesem Zustand kann niemand voraussagen, wie sie reagiert.«

Kevin schluckte. »Du meinst, sie würde uns – mich angreifen?«

Tom zuckte mit den Schultern. »Kommt darauf an, wie viel du ihr bedeutest. Ich weiß von Brian, dass sie durch gewisse Um-

stände, die preiszugeben mir nicht zusteht, nicht in der Lage ist, ihre negativen Gefühle über den Tod ihres Verlobten direkt oder indirekt an Menschen auszulassen.« Er blickte Kevin bedeutsam an. »Das Problem ist: Du bist kein Mensch mehr.«

»Oh Gott.« Kevin fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

»Versuche Sam zu verstehen, junger Bruder. Sie ist Dämonin. Sie hat zwar nach meinen Informationen eine Seele, was unter Dämonen eine Seltenheit ist, aber auch solche Dämonen sind nicht dazu geschaffen, menschliche Gefühle zu haben. Sam hat sie erst vor gut einem Jahr oder so von dem Geist einer Menschenfrau erhalten. Aber im Gegensatz zu uns, die wir mit diesen Gefühlen geboren wurden und im Laufe des Lebens gelernt haben, mit ihnen umzugehen und vor allem sie zu beherrschen – weitgehend zumindest –, wurde Sam mitten in sie hineingeworfen. Von einer Sekunde zur anderen konnte sie Liebe und Hass empfinden, Mitgefühl, Leid und alles andere. Aber niemand hat ihr beigebracht, wie man mit diesen Gefühlen umgeht.«

»Oh Gott«, wiederholte Kevin.

Tom nickte. »Der Verlust einer geliebten Person wirft selbst den psychisch stabilsten Menschen aus der Bahn. Sam hat er ins komplette Chaos gestürzt. Zähle dazu noch das Chaos ihrer dämonischen Natur plus dem, das durch den Verlust eines Teils ihrer magischen Kräfte verursacht wurde, und du wirst mir zustimmen, dass man gut beraten ist, sie mit Samthandschuhen oder in diesem Sinn am besten gar nicht anzufassen, bis sie die Krise überwunden hat.«

»Voll und ganz.« Kevin nickte und stieß hörbar die Luft aus. »Es tut mir leid. Ich habe überreagiert. Aber ich habe einfach eine Scheißangst. Nicht unbedingt um mich, aber um die anderen. Ich bin erwachsen und durch meinen Job Kummer gewöhnt, wie man so schön sagt. Die anderen hatten ein weitgehend behütetes Leben und wissen doch gar nicht, wie ihnen geschieht. Wenn ich könnte, ich würde sie vor all dem beschützen.«

Tom lächelte und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Genau diese Einstellung kennzeichnet einen guten Rudelführer.«

»Dem muss ich wohl oder übel zustimmen.«

Sam war so plötzlich wieder aufgetaucht, wie sie verschwunden war. Zu Kevins Erleichterung wirkte sie wieder ganz normal. Ihre Wut war offensichtlich verraucht.

»Sam, was ich gesagt habe, tut mir leid. Ich habe es wirklich nicht so gemeint. Ich ...«

Sie verschloss seinen Mund mit einem tiefen Kuss. »Schon gut. Nach meinen Informationen ist so ein verbaler Rundumschlag typisch für Menschen, die sich große Sorgen machen und nach einem Verantwortlichen für ihre Sorgen suchen.«

»Stimmt.« Tom grinste. »Du warst darin vorhin auch schon ganz gut.«

Sie schnitt eine Grimasse und zeigte ihm den Stinkefinger, ehe sie abwinkte. »Ich muss zu meiner Schande gestehen – und wehe einer von euch lässt darüber auch nur eine Silbe zu irgendwem verlauten! –, dass ich mit meiner Weisheit am Ende bin und keine Ahnung habe, wie wir die Jäger loswerden können, ohne sie zu töten. Ich werde mir also bei jemandem«, sie räusperte sich und senkte die Stimme zu einem Flüstern, »Rat holen.« Sie grollte. »Wenn das jemand erfährt, bin ich erledigt.«

»Wieso?«, fragte Kevin verständnislos.

Sam warf die Arme hoch. »Ich bin *Dämonin*. Ein Dämon, der jemanden um Rat oder gar Hilfe bittet, ist das Gespött seiner ganzen Art für mindestens tausend Jahre.« Sie winkte ab. »Aber das bin ich ja sowieso schon, weil ich, ein sich vom Sex ernährender Sukkubus, mit einem Menschen gelebt habe und ihn auch noch heiraten wollte. Der Spott kann also nicht mehr schlimmer werden. Ich werde Lady Sybilla fragen, ob sie eine Idee hat, wie wir diesen Schlamassel beseitigen können. Sie oder irgendjemand im Lotos Institut findet bestimmt eine Möglichkeit. Und falls nicht, nimmt sie euch garantiert vorübergehend auf, bis die Krise vorbei ist. Im Institut seid ihr sicherer als irgendwo sonst auf der Welt. Aber vielleicht ist eure Umsiedlung gar nicht nötig. Ich bin heute Abend wieder zurück, rechtzeitig, bevor die bevorzugte Jagdzeit der Jäger beginnt.« Sie verschwand.

Kevin fuhr sich mit der Hand durch das Haar und versuchte, die heftige Lust unter Kontrolle zu bringen, die Sams Kuss in ihm ausgelöst hatte. »Was genau ist eigentlich dieses Lotos Institut?«, fragte er, um sich abzulenken.

»Die Zentrale der Wächter der magischen Gemeinschaft. Nach außen hin ist die Lotos Foundation ein Institut für angewandte Philosophie, Metaphysik und Naturwissenschaft. Dort wird entsprechend geforscht und gelehrt. Ihm angeschlossen ist die Lotos School of the Arts, ein Internat, in dem magisch begabte Menschenkinder und junge Anderswesen zusätzlich zu normalem Schulunterricht im Gebrauch ihrer magischen Kräfte unterwiesen werden. Oder wo sie einfach nur in Ruhe zur Schule gehen können, ohne von Menschen verfolgt und belästigt zu werden. Wir schicken unsere Kinder auch für ein Jahr hin, damit sie lernen, dass es auch Menschen gibt, die sie als Werwölfe akzeptieren. Lady Sybilla Oliphant ist die Chefin des Ganzen und die mächtigste Hexe, die es momentan auf der Welt gibt. Sie und Sam finden gemeinsam garantiert eine Lösung für diese Krise.«

Das hoffte Kevin. Vor allem hoffte er, dass sie schnell eine fanden.

»Wir haben sie!« Sarges Stimme klang triumphierend. Er hatte alle im Konferenzraum des Hilton Garden Inns versammelt und einen Stadtplan auf die Wand projiziert. Er deutete mit einem Laserpointer auf eine kleine Straße am Rand des Cuyahoga Valley National Parks. »Nach unseren Informationen wohnt zumindest einer unserer Verdächtigen – ein Patrick Connolly – hier: 674 Canyon View Road. Nach den Unterlagen, die wir über das Grundbuchamt abgefishcht haben, ist Kevin Bennett Eigentümer des Hauses, und zwar seit gut einer Woche. Der Zeitpunkt des angeblichen Hauskaufs fällt mit dem Abschlachten der Studenten durch die angeblichen wilden Hunde zusammen.« Er nickte nachdrücklich. »Wir haben sie.«

Die Anwesenden atmeten hörbar auf.

»Wie gehen wir vor?«, fragte Colm O'Brennan.

»Nach unseren Recherchen«, übernahm Hank Cooper das Wort, »haben die verdächtigen Studentinnen und Studenten fluchtartig den Campus verlassen, nachdem ihr Kumpel Connolly ein Mitglied des Footballteams fast totgeschlagen hat.«

»Was unsere Einschätzung bestätigt, dass es sich um ein gefährliches Rudel handelt, das aus extrem brutalen Individuen besteht«, ergänzte Lucy Huang. »Dass sie hier ein Haus auf den Namen ihres Anführers haben eintragen lassen, zeigt nach unseren Erfahrungen, dass sie geplant haben, für mindestens fünf bis zehn Jahre zu bleiben.« Sie ballte die Faust. »Gott, ich darf gar nicht daran denken, wie viele Menschen sie in dieser Zeit zerfleischen würden, wenn wir sie nicht aufgespürt hätten.«

»Um das zu verhindern, sind wir hier.« Sarge nickte. »Nachdem zumindest diejenigen Mitglieder des Rudels, die an der Uni studieren, vom Campus verschwunden sind, können wir davon ausgehen, dass sie sich im Haus aufhalten. Die wissen, dass wir hier sind, nachdem die Cops heute Morgen unser Beobachtungsteam vor dem Homicide Department, für das Bennett arbeitet, daran gehindert haben, ihn zu verfolgen. Der Kerl dünkt sich schlau genug, uns immer wieder abhängen zu können. Die anderen werden darauf vertrauen, dass wir nicht wissen, wo sie sich verkrochen haben und in ihrem Bau bleiben, bis sie glauben, dass wir aufgegeben haben und abgezogen sind. Wir werden sie also alle in ihrem Haus erwischen.«

Er verzog geringschätzig das Gesicht. Werwölfe dünkten sich zwar ungemein schlau, waren aber in manchen Dingen arrogant bis zur Dummheit – zum Vorteil der Jäger.

»Was ich mich schon die ganze Zeit frage«, warf Jacintha Hyatt ein. »Wir gehen doch davon aus, dass durch den Angriff der angeblichen wilden Hunde kurz vor Vollmond diese jungen Studenten erst verwandelt worden sind.«

Sarge nickte. »Nach unseren Recherchen waren sie bis dahin ganz normale Teenager und Twens. Jetzt sind sie nichts anderes

als mordende Bestien.« Er blickte sie auffordernd an. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Darauf, dass wir nur von diesen sieben Leuten und Bennett wissen. Ich kenne mich zwar mit Werwölfen nicht aus, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Bennett, der ja wohl der Anführer ist, es geschafft haben soll, an nur zwei Abenden insgesamt elf Menschen abzuschlachten und sieben zu verwandeln. Okay, das mit dem Verwandeln geht schnell, er musste sie ja nur beißen, um sie zu infizieren. Aber elf Morde von einem einzigen Werwolf begangen? Ist das möglich?«

Sarge nickte. »Wenn ein Werwolf in einen Bluttausch gerät, ist das für einen einzigen von denen ein Leichtes. Bedauerlicherweise. Da sie mit herkömmlichen Waffen nicht getötet werden können, dürfen wir davon ausgehen, dass jede Gegenwehr seiner Opfer von vornherein sinnlos war.«

Hyatt zuckte mit den Schultern. »Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, dass die Möglichkeit besteht, dass wir es mit noch ein paar Werwölfen mehr zu tun haben könnten, als mit den acht, von denen wir wissen.«

»Damit rechnen wir Werwolfjäger immer«, warf Lucy ein. Es klang spitz. »Nach allem, was wir wissen, ist es eine gängige Praktik unter den Biestern, dass ein Individuum oder einige wenige, die sich von einem Rudel getrennt haben, weil es zu viele wurden, irgendwo ein eigenes Rudel erschaffen, indem sie Leute beißen und sie dann zwingen, mit ihnen zu leben und ihnen zu gehorchen. Ist so ähnlich wie mit den Meistervampiren.« Sie nickte Winston Shepherd, dem Chef der Vampirjäger zu. »Wer einen Werwolf erschaffen hat, hat Macht über ihn.«

Sarge übernahm wieder das Wort. »Nach allem, was wir rausgefunden haben, wurde Bennett erst vor zehn Tagen von Carlsbad nach Cleveland versetzt. Aus Carlsbad gab es bisher keinen einzigen Werwolfverdacht. Deshalb vermuten wir, dass der Anführer des dort residierenden Rudels, aus dem Bennett wahrscheinlich stammt, ihn bis dahin im Zaum gehalten hat. Dann hat er ihn wohl rausgeworfen, weil der entweder ein Unruhestif-

ter war, oder Bennett ist von selbst gegangen, weil er die Gängelung durch den Rudelführer nicht mehr ertrug. Möglicherweise sind noch ein paar andere Rudelmitglieder mit ihm gegangen. Und kaum war er hier, hat er begonnen, sich so richtig auszutoben.« Er winkte ab. »Wie dem auch sei, wir werden uns das Haus der Biester vorher ganz genau ansehen und uns vergewissern, mit wie vielen Monstren wir es tatsächlich zu tun haben und dass sich hier in der Gegend nicht noch mehr verstecken. – Zu unserem Vorgehen.«

Er zoomte den Stadtplan heran und schaltete ihn auf Satellitenaufnahme. »Wir haben den Vorteil, dass das Haus an drei Seiten von Wald umgeben ist. Auch die Auffahrt von der Hauptstraße aus ist von Bäumen gesäumt, dass die Nachbarn, die zum Glück sowieso weit genug weg wohnen, nichts bemerken werden. Zumindest uns werden sie nicht bemerken. Wir schleichen uns von den drei Waldseiten her an, nachdem wir uns mit der Wärmebildkamera versichert haben, dass sie drin sind. Dann machen wir auch noch die vierte Seite – die Straße – dicht und lassen die Falle zuschnappen.«

»Wozu wir was genau tun?«, wollte Shepherd wissen.

»Brand- und Rauchbomben«, erklärte Sarge. »Wir werfen sie an jeder Seite durch die Fenster und treiben sie auf die Weise ins Freie. Von den Rauchbomben sind sie blind genug, dass sie uns nicht sehen können. Und dann schießen wir in aller Ruhe jeden Werwolf ab, der aus dem Haus kommt. Glauben Sie mir, Ladies und Gentlemen, die Methode wirkt immer. Hundertprozentig.«

Caleb wartete ab, bis die tägliche Schaufütterung seiner Wolfswestern vorüber war. Er empfand das Schauspiel als demütigend. Aber seine Schwestern hatten keine Wahl, als sich darauf einzulassen, wollten sie nicht verhungern. Zu sehen, wie sie sich vor den Augen der Zuschauer um die Fleischstücke zankten und denen damit genau das boten, was die sehen wollten, tat ihm in

der Seele weh. Doch das würde heute ein Ende haben.

Er wartete, bis die Tierpfleger wieder gegangen waren und sich die Schaulustigen zu zerstreuen begannen. Wie bei seinem ersten, leider gescheiterten Befreiungsversuch, nutzte er den Menschenandrang, um ungesehen in der Kammer zu verschwinden, in der die Reinigungsgeräte für das Gehege gelagert wurden. Er kannte die Routine im Zoo schon lange auswendig und wusste, dass diese Kammer heute nicht mehr aufgesucht werden würde.

In einer Stunde wurde die gesamte Anlage für Besucher geschlossen. Die Tierpfleger würden die Runde machen und sich vergewissern, dass kein Besucher mehr im Zoo weilte. Danach würden sie die Gehwege mit Kehrmaschinen reinigen, die Tiere füttern, die im Rahmen von Schaufütterungen noch nichts zu fressen bekommen hatten und anschließend nach Hause gehen. Nur eine kleine Gruppe von Wachpersonal würde bleiben und alle zwei Stunden die Runden machen.

Davon abgesehen gab es Überwachungskameras. Doch die waren kein Hindernis, da sie auf die Gehwege und die Zooeingänge gerichtet waren. In den Gebäuden, die nur dem Personal zugänglich waren, gab es keine. Caleb würde warten, bis alles ruhig war. Danach würde er das Wolfsgehege öffnen – er hatte beobachtet, wie der Pfleger den nur für das Personal zugänglichen Teil des Geheges mit den elektronischen Mechanismen geöffnet hatte – und seine Schwestern befreien. Dann würde er sich verwandeln und mit ihnen in die Freiheit laufen. Diesmal würde ihn niemand aufhalten.

Caleb hockte sich in eine Ecke zwischen einem Regal mit Putzmitteln und der Wand und kauerte sich zusammen, damit er nicht auf den ersten Blick gesehen wurde, falls ein Angestellter entgegen der üblichen Routine heute doch diesen Raum aufsuchte. Er nahm das Fell seiner Mutter aus der mitgebrachten Tasche, legte es sich um die Schultern und streichelte es. Ein letztes Mal würde es ihm helfen, sich zu verwandeln. Danach würde er es nicht mehr brauchen, denn von der heutigen Nacht an würde er

für immer ein Wolf bleiben und mit seinen sechs Schwestern frei im Wald leben.

Er hatte die Route, die sie nehmen mussten, genau ausgekundschaftet. Als Erstes würden sie, sobald er seine Schwestern aus dem Gehege befreit hatte, den Zaun überwinden, der das Zoogelände umgab. Er hatte dafür eine Stelle ausgesucht, die niedrig genug war, dass ein Wolf sie ohne Probleme überspringen konnte. Von dort aus würden sie zum Ufer des Baches laufen, der vom Cuyahoga aus in den Zoo floss. Den Bach entlang zum Cuyahoga und an dessen Ufer bis in den Cuyahoga Valley National Park. Dort würden sie sich ein sicheres Fleckchen im Wald suchen und den Tag verschlafen, ehe sie sich morgen Nacht nach Westen aufmachten und im Schutze der Dunkelheit entlang der Highways, aber außerhalb deren Sichtweite die nächste Etappe anpeilten, den Pymatuning State Park. Von dort war es nur noch ein Katzensprung schnurgerade nach Westen bis zum Allegheny National Forest in Pennsylvania. Alles in allem ungefähr hundertfünfzig Meilen Luftlinie und gute zweihundert zu laufen, weil sie Umwege machen und in Deckung bleiben mussten, um den Fängern zu entgehen, die man ihnen hinterherhetzen würde. Aber unter seiner Führung würden sie es schaffen und dort endlich und für immer frei sein.

Caleb schloss die Augen und träumte von dem freien Leben, das zum Greifen nahe war. Er kehrte erst wieder in die Wirklichkeit zurück, als die Stille, die im Zoo eingekehrt war, durch die Fantasie in sein Bewusstsein drang. Er ging zur Tür und lauschte. Als er nichts Verdächtiges hörte, öffnete er sie einen Spalt und spähte nach draußen. Im Raum davor war es dunkel, ebenso außerhalb des Gebäudes. Die Zeit war gekommen.

Kevin hatte sich in »seinen« Sessel im Wohnzimmer gesetzt und las die Zeitung, äußerlich ein Bild der Ruhe. Er hoffte, dass man die Nervosität, die er empfand, nicht ebenso riechen konnte

wie Angst. Sam war seit Stunden weg und ließ nichts mehr von sich hören. Dafür hatten er und die anderen ihrer Anweisung gemäß ein paar Sachen zusammengepackt und warteten auf ihre - Rückkehr und darauf, dass sie sie alle irgendwohin in Sicherheit bringen würde.

Er musste zugeben, dass ihm das nicht sonderlich gefiel. Das Warten nicht und erst recht nicht die Tatsache, dass jemand anderes für den Schutz seines Rudels sorgte. *Er* war der Rudelführer, und es war *seine* Aufgabe, das Rudel zu schützen. Diese Regelung war so intensiv, dass er über sein Unvermögen, diese Aufgabe zu erfüllen, heftige Wut empfand. Und eine schon an Hass grenzende Abneigung gegen die Jäger, die sie alle in diese Situation gebracht hatten.

Er zuckte zusammen, als er Toms Hand auf der Schulter fühlte. Der Hunkpapa lächelte beruhigend. »Du erfüllst deine Aufgaben ausgezeichnet, Vin. Du schaffst das.«

Er schüttelte den Kopf. Woher wusste Tom, was er gedacht hatte?

Doch Tom ließ seinen nonverbalen Protest nicht gelten. »Manchmal, mein junger Bruder, müssen wir fremde Hilfe annehmen, um das Rudel zu schützen. Denn das ist das Einzige, was zählt: dass das Rudel in Sicherheit ist. Und wenn diejenigen, die uns dazu verhelfen, Freunde sind, auch wenn sie nicht zum Rudel gehören, akzeptieren wir ihre Hilfe umso lieber. Wenn wir sie denn schon brauchen.« Er grinste flüchtig. »Aber das lernst du noch mit der Zeit.«

»Wie lange hast du gebraucht, bis du es gelernt hattest?«

Tom setzte sich ihm gegenüber. »Ziemlich lange. Ich habe es erst begriffen, als mein Stolz, alles allein zu schaffen, meine Schwester beinahe das Leben gekostet hätte, weil ich die Hilfe eines Rudelfremden nicht annehmen wollte. Mach nicht denselben Fehler, Vin. Gerade nicht in dieser Situation. Sich helfen zu lassen, ist kein Zeichen von Schwäche, sondern eins von Fürsorge und Vernunft.«

»Danke, das tröstet mich ungemein.«

Tom lächelte. »Das sollte es.«

Er schüttelte den Kopf. »Sorry, Tom. Die Situation geht mir einfach tierisch an die Nieren.« Er blickte den Hunkpapa nachdenklich an. »Wie alt bist du eigentlich, wenn ich fragen darf?«

»Du darfst. Ich bin fast vierhundert Jahre alt. So genau weiß ich das nicht, weil mein Volk keine Geburtstage oder Jahre im herkömmlichen Sinn gezählt hat, bevor die *washitshu*⁷ kamen und uns ihre Lebensweise aufzwangen. Ich wurde geboren im Jahr der Zwei Weißen Büffel, als eine Büffelkuh Zwillingeskälber gebar, die beide die heilige weiße Farbe besaßen. Wann immer das nach der *Washitshu*-Zeitrechnung gewesen ist.« Er seufzte und blickte versonnen aus dem Fenster. »Ich habe noch die Zeiten erlebt, als mein Volk Wölfe als heilige Tiere betrachtete und uns Werwölfe als direkte Kinder von Tunkashila Wakan⁸, als göttliche Wesen verehrte; obwohl unsere Ahnin definitiv eine Göttin ist. Zeiten, in denen niemand auf den Gedanken gekommen wäre, uns zu jagen oder einem von uns auch nur ein Haar zu krümmen.« Er seufzte erneut. »Das waren glückliche Zeiten. Sehr glückliche Zeiten. Damals wäre zumindest von meinem Volk kein Werwolf auf den Gedanken gekommen, einen Menschen anzugreifen oder ihn gar gegen seinen Willen zu verwandeln.« Er blickte Kevin wieder an. »Aber wir haben, neben anderen, eine wichtige Fähigkeit mit unseren tierischen Geschwistern gemeinsam. Wir schaffen es immer, uns an unsere Umwelt anzupassen und zu überleben.«

Bevor Kevin darauf antworten konnte, klingelte sein Handy. »Bennett.«

Der Anruf kam von Brian, der immer noch Caleb Paxton im Auge behielt. »Paxton hat sich im Zoo einschließen lassen. Ich habe keine Ahnung, was genau er vorhat, aber ich fürchte, es

7 Lakota-Wort für »Weiße«

8 Lakota-Wort für Gott, das höchste Wesen, den Schöpfer; wörtlich: »heiliger Großvater«. Beide Wörter werden auf der zweiten Silbe betont.

wird eine Dummheit sein. Er hat das Wolfsfell dabei. Es wäre gut, wenn du mit Ronan bereitstehen könntest, damit wir das Schlimmste verhindern können.«

Er schloss die Augen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. »Wo bist du?«

»Auch im Zoo. Ich habe mich ebenfalls einschließen lassen und sitze momentan gemütlich in einem Bambusdickicht am Wegesrand, unsichtbar für *Washitshu*-Augen und ihre Überwachungskameras.«

Tom nickte ihm zu. »Geh nur. Wir werden dein Rudel beschützen. Mit unserem Leben, wenn es sein muss. Auch wenn wir nicht zum selben Rudel gehören, so sind wir doch alle Brüder und Schwestern. Wir lassen einander niemals im Stich.«

»Das weiß ich, Tom. Danke.« Zu Brian sagte er: »Ich informiere Ronan und komme mit ihm zum Zoo.«

»Ihr könnt euch Zeit lassen. Solange das Personal bei der Arbeit ist, wird Paxton nichts unternehmen. Erst wenn alle außer dem Wachpersonal weg sind und es dunkel ist, wird er tun, was immer er vorhat.«

»Du hast nicht zufällig eine Ahnung, was das sein könnte?«

»Doch. So wie er sich die ganze Zeit verhalten hat, fürchte ich, dass er versuchen wird, zu den Wölfen ins Gehege zu gehen, weil er glaubt, einer von ihnen zu sein. Du kannst dir denken, was dann passiert.«

»Wir kommen.«

Er unterbrach die Verbindung und eilte zur Tür. Auf dem Weg zum Wagen rief er Ronan an und informierte ihn über das, was Brian gesagt hatte. Sein Partner versprach, schnellstens zum Zoo zu fahren. Bevor Kevin sich ins Auto setzte, vergewisserte er sich, dass die Jäger nicht schon auf der Lauer lagen; denn bis sie kamen, war es nur noch eine Frage der Zeit.

Er hoffte, dass Sam schneller hier sein würde.

Sarge blickte gespannt auf das Bild, das die Wärmebildkamera lieferte. Er und seine Leute hatten des Haus der Werwölfe umzingelt, weit genug entfernt, dass die das nicht mitbekommen hatten. Sie alle waren schwarz gekleidet, um in der Dunkelheit nicht gesehen zu werden. Hank Cooper, der sich mit der Kamera bestens auskannte, scannte das ganze Haus.

»Es sind zehn Kreaturen drin«, wisperte er. »Hyatt hatte recht. Es sind mehr als die acht, von denen wir bisher wussten.«

»Kann sein, dass die anderen beiden gerade erst von den Bestien infiziert wurden.«

Cooper zuckte mit den Schultern. »Bennett ist aber nicht da.«

»Was? Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe mir Wärmebilder inzwischen so oft angesehen, dass ich auch bei denen Individuen unterscheiden kann. Ich habe Bennett mehr als einmal gesehen.« Er tippte auf den Bildschirm. »Keiner von den drei Männern im Haus hat seine Statur. Der hier«, er zeigte auf eine Figur, die abseits der anderen saß, »ist zu schmal gebaut. Der hier ist zu muskulös. Das ist wahrscheinlich Connolly, der Quarterback aus dem Footballteam der Uni. Und der hier hat lange Haare. Bennett trägt sie kurz.«

»Verdammt!« Sarge ballte die Faust.

Das hatte ihnen noch gefehlt, dass ausgerechnet der Anführer nicht zu Hause war. Und vielleicht gab es tatsächlich noch andere Werwölfe in Cleveland, die ebenfalls nicht da waren. Andererseits waren nur wenige Rudel größer als zehn Mitglieder. Zu viele Werwölfe an einem Ort fielen früher oder später auf. Doch sie mussten mit allem rechnen.

»Bennett fehlt«, gab er flüsternd über das Headset durch, mit dem sie alle verbunden waren. »Und wir haben es mit zehn Kreaturen zu tun. Wir fahren trotzdem fort wie besprochen. Lucy, John, Dave, ihr fahrt zurück in die Stadt und greift euch Ronan Kerry. Zwingt ihn, euch Bennett zu liefern, egal wie. Und seht zu, dass der auch den Rest seines Rudels mitbringt, falls er nicht allein unterwegs ist.«

Die drei bestätigten. Sarge wartete ab, bis sie meldeten, dass sie

ihren Wagen erreicht hatten und abfuhr. Dann gab er den Marschbefehl.

»Vorrücken!«

Die fünfundzwanzig Jäger setzten sich in Bewegung.

»Granatenwerfer: Feuer frei!«

Die vier Jäger mit den Granatpistolen, die sich an jeder Seite des Hauses postiert hatten, feuerten ihre Brand- und Rauchgranaten durch alle Fenster ins Haus.

»Im Laufschrift vorrücken und Stellung beziehen!«

Da alle Jäger mit Nachtsichtgeräten ausgestattet waren, würden sie jeden Werwolf sehen, der das Haus verließ, bevor er sie sah. Die Nachtsichtigkeit der Monstren hatten sie durch die Blendgranaten eliminiert. Sarge ging in Stellung mit angeschlagenem Gewehr und zielte auf die Haustür. Jeden Moment musste der erste Werwolf herausgestolpert kommen. Drinnen ertönten Schreie, die ihm wie Musik in den Ohren klang. Seinetwegen könnten die verfluchten Bestien gar nicht genug Schmerzen erleiden. Erst recht nicht nach allem, was sie unschuldigen Menschen angetan hatten. Am liebsten hätte er ihre Leiden so weit wie möglich verlängert. Aber Werwölfe besaßen leider phänomenale Selbstheilungskräfte. Jede Minute, die sie lebten, barg die Gefahr, dass sie entkamen. Und das durfte er auf keinen Fall zulassen.

Er packte das Gewehr fester. Nur noch Sekunden, bis der erste Werwolf durch die Tür kam oder aus einem Fenster sprang. Nur noch Sekunden ...

Doch die Sekunden verstrichen, ohne dass einer kam. Sarge hörte immer noch angstvolle Schreie, die in wölfisches Heulen übergingen, während die Flammen im Haus um sich griffen. Aber keiner kam heraus.

»Cooper, was sagen die Wärmebilder?«

»Die Biester haben sich im Flur in der Mitte des Hauses zusammengedrängt, wo sie am weitesten von den Flammen entfernt sind. Keine Ahnung, worauf die warten. Ich ...«

Er fiel um, wie von einer Axt gefällt. Bevor Sarge reagieren

konnte, traf ihn etwas, das wie ein Blitz in sein Gehirn fuhr, so schmerzhaft, dass er nicht einmal hätte schreien können, wenn er nicht augenblicklich das Bewusstsein verloren hätte.

Sheila tigerte unruhig im Wohnzimmer auf und ab und lauschte nach draußen, ob sie Vins Wagen nicht endlich zurückkommen hörte. Sie fühlte sich einfach sicherer, wenn er im Haus war. Die Ruhe, die er ausstrahlte, gab ihr Halt und ein Gefühl von Schutz. Was vielleicht auch daran lag, dass er ein Cop war und ihre Eltern ihr beigebracht hatten, dass Cops die freundlichen Helfer und die Retter in der Not waren.

»Verdammt, Sheila, setz dich«, verlangte Ally. »Du machst mich nervös.«

Sheila setzte sich zwar nicht, aber sie blieb stehen und blickte Tom Shadowchaser an. »Wo bleibt denn Sam? Wollte sie nicht längst hier sein?«

Patrick schnaubte verächtlich. »Das ist eine Dämonin. Was erwartest du von so einer? Dass sie pünktlich ist oder gar ihr Wort hält?«

»Sam ist absolut vertrauenswürdig und zuverlässig«, antwortete Tom, bevor Sheila etwas sagen konnte. »Obwohl sie eine Dämonin ist. Auch unter Dämonen gibt es welche, die charakterlich nicht besser oder schlechter sind als jeder normale Durchschnittsmensch. Sam gehört dazu. Sie wird kommen, sobald sie kann.«

Ein Knall vor dem Haus, dem weitere folgten, und pfeifende Geräusche ließen sie alle zusammenzucken. Im nächsten Moment flogen Granaten durch die zersplitternden Fenster und explodierten. Rauch und Feuer breiteten sich nicht nur im Wohnzimmer aus, sondern auch in allen anderen Räumen mit Fenstern. Annie schrie auf, als das Feuer einer Granate ihre Kleidung erfasste. Sie verwandelte sich in Sekunden in ihre Wolfsgestalt und kam dadurch schneller aus dem brennenden Stoff heraus,

als wenn sie versucht hätte, ihn auszuziehen. Kayla warf eine Decke von der Couch über sie und erstickte die Flammen, die bereits auf ihr Fell übergegriffen hatten. Annie heulte vor Schmerzen.

Mandy schrie entsetzt, hustete, würgte und rannte zur Tür. Ally und Chris folgten ihr.

»Nein!« Tom vertrat ihnen den Weg. Auch er hustete, und seine Augen tränten. »Die Jäger sind draußen. Sobald wir rausgehen, knallen sie uns ab. Und ihre Waffen sind mit Silberkugeln geladen.«

»Wir verbrennen!« schrillte Kim und japste nach Luft.

»In den Flur! Dort sind wir für eine Weile sicher.« Tom drängte sie vorwärts.

»Ich will hier raus!« Patrick rannte zur Tür.

Tom hatte ihn eingeholt, ehe er sie erreicht hatte, und zerrte ihn mit aller Gewalt in die hinterste Ecke des Flurs, wo das Feuer noch nicht hingelangt war und der Rauch sich noch in Grenzen hielt. Patrick wehrte sich nach Leibeskräften, schlug um sich, trat und brüllte in Todesangst. Doch auch Tom war mal Polizist gewesen, nahm ihn in den Haltegriff und hinderte ihn daran, sein Verderben zu rennen.

»Was sollen wir tun, Tom?« Sheila fühlte eine so starke Angst, wie sie zuletzt empfunden hatte, als der Wolf sie zu Boden geworfen hatte, nachdem er Jimmy getötet hatte. Wieder sehnte sie Vin herbei. Aber in seiner Abwesenheit musste sie einen klaren Kopf zu behalten versuchen, da Patrick offenbar durchdrehte.

Tom donnerte Patrick, der sich immer noch wehrte, gegen die Wand. »Sekunde!« keuchte er, zog sein Handy aus der Tasche und tippte eine Kurzwahl ein. »Sam! Die Jäger haben das Haus angezündet und wollen uns verbrennen!«

Eine neue Flammengranate explodierte in der Tür zum Wohnzimmer, eine weitere flog durchs Küchenfenster und steckte den Holztisch in Brand. Die Rauchwolken nahm ihnen allen den Atem – die schlagartig verschwanden. Ebenso das Feuer. Im nächsten Moment waren sie umgeben von reiner, klarer Luft, die

sie tief in die Lungen sogen.

»Euch kann man nicht mal ein paar Stunden allein lassen, ohne dass ihr in Schwierigkeiten geratet.« Sam stand in der Tür zum Wohnzimmer und grinste.

»Die Jäger!« Sheilas Stimme zitterte.

Die Dämonin winkte ab. »Die schlafen. Und wenn sie aufwachen, werden sie mordsmäßige Kopfschmerzen haben. Ich glaube, ich werde ihnen noch ebenso mordsmäßige Übelkeit dazu verpassen, dass sie sich drei Tage lang die Eingeweide aus dem Leib kotzen. *Mindestens* drei Tage lang.«

Alle atmeten hörbar auf.

»Es wäre von Vorteil, wenn sie nicht wieder aufwachen, solange sie noch hier sind«, betonte Tom.

»Natürlich nicht. Für wie dämlich hältst du mich?« Sie winkte ab. »Sybilla und ich haben die Lösung für das Problem gefunden. Den richtigen Zauber zu entwickeln, war nur etwas kompliziert und hat gedauert. Aber er müsste funktionieren. Ich muss noch mal zurück nach Denver. Wir müssen einen letzten Test machen. Danach kann die magische Gehirnwäsche für die Jäger starten. Ihr braucht also euer Heim nicht zu verlassen.« Sie sah alle der Reihen nach an. »Ihr seid ab sofort hier absolut sicher. Darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Und warum?« Sheila war nicht bereit, das so einfach zu glauben.

Sam verzog das Gesicht. »Weil ich das Haus mit sofortiger Wirkung vom Radar der Jäger getilgt habe. Solange ihr sie nicht noch mal mit der Nase darauf stoßt, ist diese Adresse für sie ab jetzt ein weißer Fleck auf dem Stadtplan.«

Sie schnippte mit den Fingern. Im nächsten Moment waren sämtliche Brandspuren im und am Haus sowie der penetrante Gestank nach Rauch verschwunden. Alles sah wieder aus wie vorher, als hätte er nie einen Angriff gegeben. Sam verschwand.

Sheila eilte zum nächstbesten Fenster, das auch wieder unverseht war, und blickte nach draußen. Von den Jägern war ebenfalls nichts mehr zu sehen. Sie hoffte inständig, dass sie in ihrem

ganzen Leben nie wieder einen Jäger sehen musste.

»Ich habe euch doch gesagt, dass auf Sam Verlass ist.« Tom lächelte in die Runde. »Packen wir also unsere Sachen wieder aus.« Er blickte Patrick an, der sich die Schulter rieb, mit der Tom ihn gegen die Wand geworfen hatte. Er war kreidebleich und machte den Eindruck, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. »Alles in Ordnung?«

»Fick dich!«

Patrick rannte nach oben und schlug vernehmlich die Tür seines Apartments zu.

Sheila grollte. »Der Kerl ist unausstehlich. Warum musste ausgerechnet der auch verwandelt werden?«

Kim brach in Tränen aus. Chris, der neben ihr stand, legte ein wenig ungeschickt den Arm um ihre Schultern. Sie lehnte sich an ihn und weinte an seiner Schulter. Auch Mandy weinte und flüchtete sich in Sheilas Arme. Sheila war ebenfalls zum Heulen zumute. Aber sie hatte das Gefühl, dass sie stark sein musste, damit die anderen sich nicht noch schlechter fühlten und den illusorischen Eindruck bekamen, dass alles nicht so schlimm wäre.

Aber es war schlimm, und Sheila hatte mindestens so viel Angst wie die anderen. Doch sie war die Alphawölfin und trug die Verantwortung für die anderen, solange Vin nicht da war. Einmal mehr wünschte sie, er wäre hier, damit sie diese Aufgabe an ihn delegieren könnte. Gleich darauf schämte sie sich dieser Anwandlung. Er war zwar der Rudelführer, aber kein Übermensch – Überwerwolf und litt genau wie sie alle unter der Situation. Auch wenn er für das Rudel die Verantwortung freiwillig übernommen hatte, war es doch ihrer aller Aufgabe, als Rudel, als Familie zusammenzuhalten und ihn zu entlasten. Er hatte schließlich einen Job, der ihn stark beanspruchte, und er konnte sich nicht um alles kümmern. Sheila beschloss, dass er sich in jedem Fall zumindest auf sie immer verlassen können sollte.

Langsam beruhigten sich alle wieder.

»I-ist es wirklich vorbei?«, fragte Fiona, die sich mit Ally gegenseitigen Trost gespendet hatte und sich energisch die Tränen

aus dem Gesicht wischte.

Tom nickte. »Das hat Sam gesagt, und wenn sie das sagt, dann ist das so. Ich schlage vor, wir gönnen uns alle ein heißes Bad oder eine heiße Dusche. Nach so einem Erlebnis brauchen wir eine Reinigung von unserer Angst. Wir Hunkpapa machen das mit einer Schwitzhüttenzeremonie, da dieses Haus aber keine Sauna hat, tut es ein heißes Bad auch.«

»Gute Idee«, fand Sheila. »Ich habe das Gefühl, dass die Rückstände von dem Qualm regelrecht an mir kleben.«

Als wäre das das Stichwort, spurteten die Frauen ins Obergeschoss zu ihren Apartments. Chris folgte ihnen langsamer. Bevor Sheila ebenfalls nach oben ging, wandte sie sich an die drei Hunkpapa. »Danke. Vielen Dank! Ohne euch wären wir den Jägern in die Falle gelaufen und alle gestorben. Ermordet worden.« Oh Gott, darüber durfte sie gar nicht nachdenken.

Die drei lächelten.

»Unsere Aufgabe als eure Mentoren ist es, eben solche Dinge zu verhindern. Ihr könnt euch später mal revanchieren, indem ihr anderen Neuverwandelten, die es bedauerlicherweise immer wieder gibt, mit der Erfahrung zur Seite steht, die ihr bis dahin gewonnen habt und sie als Mentoren betreut.« Tom zwinkerte ihr zu. »Das ist übrigens ein probates Mittel für Schattenwölfe, um von der Gemeinschaft als vollwertige Mitglieder akzeptiert zu werden.«

Sheila lächelte und ging ebenfalls nach oben, um in einem heißen Bad ihre Nerven zu beruhigen. Danach sah die Welt hoffentlich wieder ein bisschen besser aus.

Caleb schlich in den Raum, in dem sich die Schaltanlage für die Türen befand, die das Wolfsgehege öffneten. Zu seinem Glück hing daneben ein Schaltplan, auf dem genau angegeben war, welcher Knopf welche Tür öffnete. Caleb leuchtete mit der Taschenlampe auf den Plan und drückte der Reihe nach die Knöp-

fe. Die erste Tür, die sich in der Wand befand, glitt zur Seite. Sekunden später taten das auch die beiden anderen. Caleb lächelte. Er öffnete die Außentür des Gebäudes. Der Weg war frei.

Anschließend hängte er sich das Wolfsfell um und ging in das Gehege hinein. Diesmal klappte die Verwandlung ohne Schwierigkeiten. Er hatte gewusst, dass die Probleme nur an den Medikamenten gelegen hatten, mit denen man ihn vollgestopft hatte. Jetzt, da er seinen Schwestern nahe war, ging alles ganz leicht.

Er lief ein Stück ins Gehege hinein, damit sie ihn sehen konnten, warf den Kopf zurück und heulte. *Kommt, Schwestern! Die Zeit der Befreiung ist da! Lasst uns diesen unwürdigen Käfig verlassen und in die Freiheit laufen. Für immer. Kommt!*

Sie kamen auf ihn zu. Aber nicht, wie er erwartet hatte, freudig und schnell, sondern vorsichtig, als würden sie ihm nicht trauen.

Schwestern, ich bin es, euer Bruder! Sarita, du kennst mich doch. Catori, Aprecia, Mitzi, Una, Nancita, ich bin es, Caleb! Verschwinden wir, bevor irgendjemand merkt, dass die Türen des Geheges offen sind.

Una knurrte. Es klang alles andere als freundlich. Auch die anderen Wölfinnen knurrten. Caleb schüttelte den Kopf. Was war nur los mit ihnen? Vor allem, was war mit *ihm* los? Er hörte das Knurren, aber er verstand nicht, was sie sagten. Zum ersten Mal verstand er nicht, was sie sagten. Wahrscheinlich war das der Grund, warum die Wölfinnen jetzt das Fell sträubten und sich ihm näherten, als wäre er ein Fremder, ein Eindringling in ihr Territorium.

Gut, seine Körpersprache würden sie verstehen. Er drehte sich um und ging ein paar Schritte zum Ausgang. *Kommt, Schwestern! Dort wartet die Freiheit.* Sie würden ihm folgen, wenn er voranging. Er lief ein paar Schritte im Wolfstrab und blickte sich um. Ja, sie folgten ihm. *Auf in die Freiheit!* Er rannte weiter.

Hinter sich hörte er das Tappen von vierundzwanzig Wolfspfoten, die ihm folgten, hörte Knurren, das lauter wurde. Im nächsten Moment prallte ein schwerer Wolfskörper gegen ihn und riss ihn zu Boden. Ein scharfer Schmerz fuhr durch seinen Körper, als eine Wölfin ihn wütend knurrend in den Nacken

biss. Eine andere verbiss sich in einen Arm, eine dritte in sein Bein. Sarita biss ihn in die Taille, und eine andere Wölfin fetzte ein Stück Fleisch aus seinem Gefäß.

Der Schmerz nahm ihm den Atem. Er versuchte, sich aus den Fängen der Wölfinnen zu befreien, und schaffte es nicht. Begriff nicht, was passierte, warum sie über ihn herfielen. Er war doch einer von ihnen, ihr Bruder, der ... Nancita zerrte an seinem Arm. Er sah seine Hand – seine *menschliche* Hand, keine Wolfspfote. Menschlich. Er hörte Dr. Bonners Stimme schreien: »Sie sind ein Mensch, Caleb! Ein *Mensch!*«

Er hatte ihr nicht geglaubt. Jetzt erkannte er, dass sie recht hatte. Er war ein Mensch. Und die Wölfe töteten ihn gerade.

Er schrie. Ein menschlicher Schrei abgrundtiefen Entsetzens und kalter Todesangst.

Kevin traf zusammen mit Ronan auf dem Parkplatz vor dem Haupteingang des Zoos ein. Aus dem Schatten eines Baumes löste sich Brian und gesellte sich zu ihnen.

»Bis jetzt hockt Paxton immer noch in seinem Versteck«, berichtete er. »Aber wir sollten uns beeilen. Das Personal ist vor ein paar Minuten gegangen. Er wird bald zur Tat schreiten.«

Ronan nickte. »Der Leiter der Wachschicht erwartet uns am Tor. Ich habe uns telefonisch angekündigt.«

»Und was hast du ihm gesagt, was wir um diese Zeit hier wollen?« Kevin blickte ihn fragend an und versuchte, die Gerüche auszublenden, die vom Zoo herüber wehten, indem er an den Duft von Moos und Blumen dachte.

»Dass wir einen anonymen Hinweis erhalten haben, dass ein gesuchter Mörder sich im Zoo versteckt hat, dass er gefährlich ist und niemand sich ihm nähern soll, falls man ihn sieht.«

Sie hatten den Eingang erreicht, den ein Wachmann in diesem Moment aufschloss. »Ich habe soeben über Sprechfunk die Meldung erhalten, dass jemand das Wolfsgehege geöffnet hat«, sagte

er, ohne sich mit einer Begrüßung aufzuhalten.

»Das ist unser Mann. Er hat ein Faible für Wölfe und hält sich in seinem Wahn für unangreifbar.« Ronan gab dem Mann im Vorbeigehen die Hand. »Wie schnell können wir hinkommen?«

»Ich habe einen Futtertransporter mitgebracht.« Er deutete auf einen Lastwagen mit offener Ladefläche.

Brian sprang, ohne zu zögern, auf die Ladefläche, während Kevin und Ronan in die Fahrerkabine stiegen. Der Wachmann setzte sich ans Steuer und fuhr los. Sein Walkie-Talkie knackte.

»Danny, hörst du mich? Der Kerl ist komplett verrückt geworden. Er hat sich ein Wolfsfell umgehängt und ist ins Gehege gegangen! Die Wölfe werden ihn in Stücke reißen!«

Kevin hörte Brians Stimme von der Ladefläche. »Die sollen die Wölfe mit Wasser zurücktreiben. Spritzschläuche.«

»Haben Ihre Leute Wasserschläuche in greifbarer Nähe?«, leitete er den Vorschlag weiter. »Bespritzen Sie damit die Wölfe, um sie zurückzuhalten.«

Danny gab das weiter und drückte das Gaspedal durch. »Verdammt, was für ein Freak ist das?«

»Er ist aus der Psychiatrie ausgebrochen«, antwortete Ronan.

»Das erklärt alles.«

Danny fuhr, so schnell es die gewundenen Wege und die Dunkelheit erlaubten, und erreichte fünf Minuten später das Wolfsgehege. Sie kamen zu spät. Zwar hatten die Wachleute und einige Tierpfleger, die noch länger gearbeitet hatten, die Wölfe mit Wasserstrahlen aus den Spritzschläuchen zurückgetrieben, aber Paxton lag am Boden, eine blutige zerfleischte Masse.

»Er ist tot«, wisperte Brian Ronan zu. »Ich höre seinen Herzschlag nicht mehr.«

»Holen wir ihn da raus«, entschied Ronan.

Auf die Idee waren auch die Wachleute gekommen. Während drei Leute die wütenden Wölfe mit dem Wasser in Schach hielten, hatten andere bereits eine Trage organisiert und machten sich daran, den Leichnam zu bergen.

Kevin stellte fest, dass der Geruch von frischem Blut ihn erreg-

te und seinen Hunger weckte. Eine Regung, für die er sich augenblicklich schämte, weil es sich um Menschenblut handelte. Noch mehr schämte er sich, als er sah, dass Brian das bemerkt hatte. Der Hunkpapa legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Das ist ganz normal, Vin«, flüsterte er so leise, dass nur Kevin es hören konnte. »Ich fühle dasselbe. Solange wir solchen Gelüsten nicht nachgeben, wenn sie sich auf Menschen beziehen, ist das völlig in Ordnung. Das ist nun mal unsere Natur.«

Eine Natur, die ihm immer unsympathischer wurde. Erst die Jäger, die ihn und die anderen töten wollten, nur weil sie Werwölfe waren, dazu die ganzen körperlichen Beeinträchtigungen – und obendrein noch solche Gelüste. Er wünschte, er könnte die Zeit zurückdrehen und seine Begegnung mit der Werwölfin, die ihn gebissen hatte, ungeschehen machen. Da das nicht möglich war, musste er mit den Folgen leben.

Die Wachleute brachten Paxtons Leiche. Diejenigen, die die Wölfe in Schach hielten, die sich sowieso vor dem Wasser in den hintersten Winkel ihres Geheges verkochen hatten, zogen sich zurück. Danny verriegelte die Türen zum Gehege.

»Am Schaltkasten sollte man ein Sicherheitsschloss anbringen, damit künftig nur noch autorisiertes Personal die Gehege öffnen kann. Das habe ich schon so oft gesagt. Aber es muss erst einen Toten geben, bevor man diesmal – hoffentlich – auf mich hört.« Er warf einen Blick auf Paxtons übel zugerichtete Leiche. »Also, was immer der Kerl getan hat, so einen Tod hat er nicht verdient.«

Kevin stimmte ihm zu.

Ronan nahm das Wolfsfell, das immer noch an Paxtons Körper hing. Es war zwar größtenteils zerrissen und blutgetränkt, aber Klauen und Schädel waren noch intakt. Er betrachtete das Wolfsfell eingehend und schüttelte den Kopf. Er schob die Finger in die unter den Krallen angebrachten Schlaufen und ballte die Faust. Dadurch standen die Krallen steif hervor. Durch eine metallene Verstrebung über den Schlaufen, die wie ein Armschild den Unterarm hinauf reichte, gewannen die Krallen genug Stabi-

lität, dass sie zu einer gefährlichen Waffe wurden, mit der man bei entsprechendem Kräfteinsatz Muskeln und Sehnen eines menschlichen Körpers zerreißen konnte.

Noch raffinierter und tödlicher war der Mechanismus, den Paxton am Gebiss des Wolfskopfes angebracht hatte. Mit Sprungfedern und einem Spreizmechanismus, den er mit den Fingern einer Hand bedienen konnte, hatte er die Kiefer wie eine Tellereisenfalle präpariert. Der Druck, den die Kiefer dadurch ausübten, wenn der Mechanismus zuschnappte, genügte, um einem Menschen den Arm abzutrennen, wie er das bei Janet Bonner getan hatte.

Die Toten waren nicht von einem Werwolf umgebracht worden, sondern von einem Lykanthropen, der sich eingebildet hatte, ein Wolf zu sein. Bis dieser Wahn ihn am Ende selbst das Leben gekostet hatte.

Kevin atmete auf und hoffte, dass das niemandem auffiel. Oder dass man sein Aufatmen nicht Paxtons Tod zuschreiben würde.

»Mann, der Kerl muss echt krank gewesen sein, dass der sich so was ausgedacht hat«, fand Danny.

»Das war er in der Tat«, stimmte Ronan zu. »Er saß nicht umsonst in der Psychiatrie.«

Aus der man ihn Kevins Meinung nach niemals hätte entlassen dürfen. Doch Paxton war beileibe nicht der einzige Fall, bei dem sein Therapeut oder irgendein Gutachter zu dem Schluss gekommen war, dass er geheilt und künftig harmlos wäre, und der dann doch wieder gewalttätig wurde mit tödlichen Folgen. Er würde auch nicht der letzte Fall sein. Bedauerlicherweise.

Ronan rief die Kollegen von der Tatortermittlung und von der Nachtschicht, damit sie die Zeugenaussagen vor Ort aufnehmen. Anschließend nahm er Kevin beiseite außer Hörweite der anderen.

»Dir ist natürlich klar, dass wir das schnellstmöglich an die Öffentlichkeit bringen müssen, damit die Jäger diese Morde nicht auch noch auf euer Konto buchen.«

Kevin schnaubte. »Ich fürchte, das tun die sowieso. Die sind Fanatiker in einem Ausmaß, das jedem Terroristen alle Ehre macht. Die glauben nichts, was ihren Vorurteilen widerspricht.« Er nickte. »Trotzdem stimme ich dir zu. Wenn die Gerüchte über Werwölfe nicht endlich aufhören, werden wir niemals Ruhe haben.«

Ronan nickte und griff zum Smartphone. Er wählte die Nummer der Redaktion des *Plain Dealers* und ließ sich mit Amos Kumara verbinden, dem Starreporter des Blattes. Wie er erwartet hatte, saß Kumara an seinem Arbeitsplatz und schrieb einen Artikel für die morgige Ausgabe.

»Mr. Kumara, ich bin Lieutenant Ronan Kerry vom Homicide Department. Wenn Sie ein Exklusivinterview haben wollen in Sachen ›Werwolfmorde‹, kommen Sie morgen früh ins Homicide Department, 1300 Ontario Street. Danach können Sie einen Artikel schreiben, der die besorgten Bürger beruhigt und beweist, dass es definitiv keine Werwölfe gibt. Vergessen Sie Ihren Fotoapparat nicht.«

Ronan ließ ihm keine Gelegenheit zu antworten, sondern unterbrach die Verbindung.

Kevin blickte ihn dankbar an. »Du bist ein wirklich guter – Freund, Ronan. Danke.«

Ronan lächelte. »Keine Ursache. Ich weiß nur allzu gut, wie es ist, wenn man ein Geheimnis wie deins hüten und sich als ganz normaler Mensch tarnen muss. Obwohl mein Geheimnis nicht ganz so gravierend ist wie deins. Ich bleibe schließlich äußerlich immer, was ich bin. Das macht es leichter. Aber wenn ich in deiner Situation wäre, würde ich mich über jede Hilfe freuen, die ich kriegen kann. Und auch in meiner Haut bin ich dankbar für jeden, der mich als das akzeptiert, was ich bin.« Er grinste. »Meine Sarah zum Beispiel.« Er wurde ernst. »Deshalb helfe ich jedem von Herzen gern, der *anders* ist, sofern er keine Menschen bedroht. Davon abgesehen bist du mein Partner. Ich werde dich immer decken, solange du nichts Gesetzwidriges tust. Und vielen Dank dafür, dass du mich als deinen Freund betrachtetest. Das

bin ich gern.« Er schlug ihm auf die Schulter. »Lass uns zusehen, dass wir die losen Enden zumindest dieses Falls sauber zusammenbinden. Danach lassen wir uns mit Sams Hilfe was einfallen, wie wir die Jäger loswerden.«

Sie warteten, bis die Kollegen vor Ort eintrafen und übernahmen, und fuhren anschließend nach Hause. Kevin hoffte, dass Sam eine sichere Unterkunft für das Rudel gefunden hatte und dass die Jäger nicht schon unterwegs waren.

Brian nahm ihm die Sorge ab, indem er Tom anrief. Kevin hörte, wie Tom versicherte, dass alles in Ordnung und das Problem mit den Jägern bereits gelöst wäre. Er atmete auf.

Seine Erleichterung währte jedoch nur, bis er zu Hause ankam und von Tom aus erster Hand den Bericht über den perfiden Angriff der Jäger erfuhr. Die jungen Leute entspannten sich gegenwärtig fast alle in ihren Badewannen, wie er riechen konnte und am Plätschern des Wassers aus dem Obergeschoss hörte. Tom versicherte ihm, dass sie sich alle recht gut hielten.

Ihm wurde nachträglich übel bei dem Gedanken, dass nicht viel gefehlt hätte und er der einzige Überlebende gewesen wäre. Und mit Sicherheit wäre er bei seiner Rückkehr auch in die Falle der Jäger getappt. Falls nicht ...

»Und ich bin nicht bei ihnen gewesen, als sie mich gebraucht haben. Verdammt!«

Brian legte ihm die Hand auf die Schulter.

Er schüttelte sie ab und hob mahrend einen Finger. »Sag jetzt nicht, dass das nicht so schlimm wäre. Mein Rudel war in Gefahr, und ich, ihr Anführer, war nicht da.«

Brian zuckte mit den Schultern. »Du kannst dich nicht zerteilen, Vin. Du hast einen verantwortungsvollen Job, mit dem du das Leben vieler Menschen sicherer machst. Und du hast Stellvertreter, denen du in deiner Abwesenheit die Führung anvertrauen kannst.«

»Ja, vor allen Dingen«, er senkte die Stimme zu einem Flüstern, damit Patrick ihn nicht hören konnte, »überlasse ich sie Patrick, der alles wahrscheinlich nur noch schlimmer gemacht hätte.«

»Das stimmt zwar, aber du hast auch noch eine Alphawölfin als Stellvertreterin. Im Zweifelsfall entscheidet das Rudel, ob sie dem Betawolf oder der Alphawölfin folgt. Und ich glaube, du weißt ebenso gut wie ich, wie diese Entscheidung deines Rudels ausgesehen hätte.«

Das konnte er nicht leugnen.

»Davon abgesehen, was hättest du denn getan, wenn du hier gewesen wärest?«, fragte Tom.

Sein erster Impuls wäre wohl gewesen, das Haus zu evakuieren, um dem Feuer zu entkommen. Womit er den Jägern direkt in die Arme gelaufen wäre und seine Rudelmitglieder dem sicheren Tod ausgeliefert hätte. Er hoffte, dass er deren Manöver noch rechtzeitig durchschaut hätte. In dem Fall hätte er die Seinen im Keller in vorläufige Sicherheit gebracht und – Sam angerufen.

Die Seinen. Er schüttelte den Kopf. Er war erst eine Woche ein Werwolf und kannte die jungen Leute erst ein paar Tage, aber er fühlte zu ihnen ein so starkes Gefühl von Zugehörigkeit, wie er es noch nie zuvor empfunden hatte. Wahrscheinlich hatte er sich so als Kind bei seinen Eltern gefühlt, aber das hatte er bewusst nicht wahrgenommen und erinnerte sich nicht daran. Dieses buchstäbliche Rudelgefühl empfand er jedoch als angenehm.

»Ich hoffe – ich denke, ich hätte dasselbe getan.«

Tom nickte. »Also macht es keinen Unterschied, dass du nicht da warst, denn wir waren hier.«

»Danke, Tom. Ohne euch wären sie wahrscheinlich alle tot.«

»Ja.« Tom sah keine Veranlassung, die Sache zu beschönigen. »Ihr seid noch sehr jung und habt noch viel zu lernen. Aber ihr habt auch einen Vorteil. Ihr habt bereits eine der schlimmsten Bewährungsproben überstanden, denen ein Rudel ausgesetzt sein kann: Ihr habt die Jäger überlebt. Und dass sie sich gleich zu so vielen zusammenrotten, um ein einziges Rudel zu töten«, er schüttelte den Kopf, »von so einer Aktion haben wir noch nie gehört. Und wir haben unsere Ohren ganz besonders auch bei den Aktivitäten der Jäger. Also wage ich zu behaupten, dass ihr das

Schlimmste schon überstanden habt. Und alles andere kommt mit der Zeit.«

Davon war er überzeugt. »Ich fürchte nur, dass die Jäger wiederkommen. Nicht heute oder in nächster Zeit, aber irgendwann.«

Brian nickte. »Damit müssen wir grundsätzlich immer rechnen. Aber auch in diesem Punkt kann ich dich beruhigen. Sam wird sie euch vom Hals halten, soweit das möglich ist. Wenn ihr nicht irgendetwas tut, das sie wieder auf euch aufmerksam macht, dürftet ihr Ruhe haben, zumindest solange ihr in Cleveland wohnt. Wie ich Sam kenne, auch noch darüber hinaus. Und bevor wir euch für flügge erklären und euch verlassen, studieren wir mit euch noch einen Verhaltenskatalog ein, der verhindern wird, dass ihr noch mal die Aufmerksamkeit der Jäger erregt, wenn ihr alle Regeln befolgt.«

Kevin seufzte. »Hört sich gut an. Dann bleibt uns nur noch die Sisyphusarbeit zu erledigen, die, hm, die Gemeinschaft davon zu überzeugen, dass wir kein Schwarzes Rudel sind und auch als Schattenwölfe so viel wert sind wie jeder Einzelne von ihnen.«

Brian grinste und schlug ihm auf die Schulter. »Ich habe nicht die geringsten Zweifel daran, dass ihr auch das schafft. Unter deiner Führung, Vin, schafft ihr das.«

Daran begann auch er langsam zu glauben.

Ronan schloss die Garagentür, vergewisserte sich, dass sie gut verriegelt war, und freute sich auf einen gemütlichen Abend mit Sarah. Zwei oder drei Stunden blieben ihnen noch, ehe sie beide schlafen mussten, um für den morgigen Dienst fit zu sein. Sarah arbeitete halbtags als Krankenschwester in der Kinderabteilung der Cleveland Clinic in der Euclid Avenue. Siobhan wurde dort während ihrer Arbeitszeit im klinikeigenen Kindergarten betreut. Die Kleine lag schon lange im Bett, und so hätten sie beide den Abend für sich.

Er ging durch die Verbindungstür in die Diele und schloss auch diese Tür sorgfältig ab, ehe er seine Jacke an die Garderobe hängte.

»Sarah, ich bin da!«

Sie antwortete ihm nicht. Dann telefonierte sie entweder mit jemandem, oder sie war oben in Siobhans Zimmer, weil die Kleine nicht einschlafen konnte.

Er öffnete die Tür zum Wohnzimmer und blieb wie angewurzelt stehen. Sarah saß mit schreckgeweiteten Augen auf der Couch, Siobhan auf dem Schoß, hielt das Kind an sich gedrückt und hatte eine blutende Wunde auf der Stirn.

»Was ...«

Die kalte Mündung einer Pistole wurde ihm ins Genick gedrückt. »Keine falsche Bewegung«, verlangte eine Männerstimme.

Ronan hob langsam die Hände. Der Mann zog ihm seine Waffe aus dem Halfter, ehe er in sein Blickfeld trat. Hinter der Couch erhob sich ein zweiter Mann, und eine Frau trat aus der Küche. Alle hielten Waffen in den Händen. Beim Anblick seiner verängstigten Familie empfand Ronan eine heiße Wut. Trotzdem blieb er ruhig.

»Was soll das?«

»Hinsetzen.« Der Mann, der ihm die Waffe abgenommen hatte, deutete auf die Couch.

Ronan gehorchte. »Wenn Sie Geld wollen ...«

»Sie wissen genau, dass wir nicht an Geld interessiert sind. Ihr Partner, Detective Bennett, ist ein Werwolf. Und Sie wissen das.«

Sarah wimmerte. »Sie sind ja wahnsinnig!«

Die Frau drückte ihr die Pistolenmündung an die Schläfe. »Schnauze!«

»Aufhören!«, verlangte Ronan. Er zitterte vor Wut.

Siobhan weinte. Er legte den Arm um sie und Sarah und drückte beide an sich, wohl wissend, dass er sie in dieser Situation nicht schützen konnte. Das ließ ihn sich widerlich hilflos fühlen. Und die bescheidenen magischen Kräfte, über die er verfüg-

te, beschränkten sich auf ein paar Schutzzauber, die gerade mal ausreichten, um Albträume zu vertreiben, aber nicht stark genug waren, Fanatiker wie diese drei an ihren Mordabsichten zu hindern.

»Meine Frau hat recht. Sie *sind* wahnsinnig.«

Der Mann, der vor der Couch stand, schlug ihm die Faust ins Gesicht. Ronans Lippen platzten auf. Das Blut lief ihm über das Kinn. Siobhan begann aus vollem Hals schrill zu schreien, so durchdringend, dass man es garantiert im Nachbarhaus hören musste. Er presste ihr die Hand auf den Mund, als der Mann die Waffe auf sein Kind richtete.

»Ruhig, *m' íseal*⁹, ganz ruhig. Es ist ja alles in Ordnung.« Aber seine kleine Tochter mit den sensiblen Sinnen einer Dryade ließ sich nicht so leicht beruhigen. Er sah die Eindringlinge in sein geheiligtes Heim an. »Was zum Teufel wollen Sie?«

»Außer dass Sie sich schämen sollten, Werwölfe zu decken? Und erst recht dafür, mit einem zusammenzuarbeiten? Verdammt, Sie sind doch ein Mensch!« Der Anführer sah ihn misstrauisch an. »Oder sind Sie gar keiner?« Er wischte Ronan brutal mit dem Finger über die blutenden Lippen. »Lucy, analysiere das.« Er hielt seiner Kollegin den Finger hin. »Ein Werwolf sind Sie nicht, ein Vampir oder Dämon nach unseren Informationen auch nicht. Aber es gibt ja noch andere Missgeburten. Vielleicht sind Sie einer von denen.«

Ronan schüttelte den Kopf.

Die Frau holte ein Gerät aus der Jackentasche, das dem Blutanalysegerät ähnelte, das Zuckerkranken verwendeten. Sie strich etwas Blut vom Finger ihres Partners auf das Analysefeld. Ronan schloss die Augen. Er wusste, dass seine DNA anders war, und konnte nur hoffen, dass das Gerät nicht in der Lage wäre, eine so genaue Analyse vorzunehmen.

Das Ding gab einen Piepton von sich. Eine Lampe daran leuchtete rot.

9 Gälisch: »mein Wicht« (gesprochen: mischel)

»Nicht menschlich«, stellte sie fest. »Aber solche Werte habe ich noch nie gesehen.« Sie richtete ihre Waffe auf Ronan. »Was für ein Biest sind Sie?«

»Ich bin Cop, verdammt. Seit fünfzehn Jahren. Ich helfe Menschen und habe den Eid geschworen, sie zu schützen und ihnen zu dienen. Das und nichts anderes habe ich immer getan.«

»Bis Sie angefangen haben, Werwölfe zu schützen.« Die Stimme des Anführers triefte vor Verachtung. Ein Unterton von Hass schwang auch darin mit. »Dafür werden Sie bezahlen. Aber vorher rufen Sie Bennett an und beordern ihn her.« Ein Wink mit der Pistole verlieh der Forderung Nachdruck. »Los!«

Ronan griff in die Hemdbrusttasche und zog vorsichtig sein Smartphone heraus. Die beiden Männer richteten ihre Pistolen auf ihn, die Frau richtete ihre auf Sarah, die Siobhan den Mund zu hielt, damit sie nicht noch einmal schreien konnte. Beiden rannen unaufhörlich Tränen über das Gesicht.

»Keine Tricks! Sonst darfst du zusehen, wie deine Familie stirbt.«

Ihm war klar, dass sie in jedem Fall nicht nur ihn, sondern auch Sarah und Siobhan töten würden. Trotzdem tippte er die Nummer ein. Sein Anruf wurde nach nur einem Freizeichen entgegengenommen.

»Kevin, Ronan hier. Tut mir leid, dich noch mal zu stören. Wir haben einen neuen Einsatz bekommen. Hol mich bitte bei mir zu Hause ab. So schnell es geht.« Er wartete eine Antwort nicht ab, sondern unterbrach die Verbindung. »Wenn er sofort losfährt, ist er in ungefähr einer halben bis Dreiviertelstunde hier. Zufrieden?«

»Herzlichen Dank. Sie dürfen sich jetzt von Ihrer Familie verabschieden.«

Sarah wimmerte. »Wir haben Ihnen doch gar nichts getan! Vor allem die Kleine nicht.«

»Still, *m' ansacht*¹⁰. Wir werden nicht vor diesen Schlächtern um

10 Gälisch = meine Liebste (gesprochen: manßacht)

unser Leben betteln. Denn wir werden es noch sehr lange behalten.«

Der Anführer richtete die Waffe auf seinen Kopf. »Träum weiter, du Missg...«

Die Waffe flog aus seiner Hand und löste sich noch im Fliegen in Luft auf. Dasselbe geschah mit den Waffen der beiden anderen Jäger. Im nächsten Moment flogen sie durch die Luft und krachten gegen die Wand. Mitten im Wohnzimmer stand eine Rachegöttin mit wutverzerrtem Gesicht und rot glühenden Augen, in ihren Händen tödliche Levinpfeile.

Ronan warf sich schützend über Siobhan und Sarah. »Nicht, Sam! Lass sie leben! Bitte!«

»Warum sollte ich?« Ihre Stimme zischte hasserfüllt und klang dermaßen dämonisch tief, dass Ronan erschauerte.

»Weil du meine Kleine zu Tode ängstigt. Weil sie Menschen sind. Und weil du zu den Guten gehörst. – Bitte, Sam. Du hast andere Möglichkeiten, uns zu schützen.«

Sam grollte tief in der Kehle. Es klang wie das Knurren eines Tigers. »Ich gehöre zu den Guten?« Ein Schnaufen. »Richtig, da war mal so was.« Ein Seufzen. »Okay, entspannt euch.« Gesprochen in ihrer normalen Stimme.

Ronan sah sich um. Die Jäger lagen bewusstlos am Boden. Er atmete auf, nahm Sarah und Siobhan in die Arme, drückte sie an sich, bedeckte ihre Gesichter mit Küssen und weinte mit ihnen vor Erleichterung. Versicherte ihnen, wie sehr er sie liebte und dass er niemals zulassen würde, dass so etwas noch einmal geschah.

Nachdem er sich eine geraume Weile später wieder beruhigt hatte, stand er auf und umarmte Sam, ignorierte, dass sie sich versteifte, und drückte ihr einen innigen Kuss auf die Wange.

»Danke, Sam.«

Sie lächelte flüchtig. »Ich wusste, dass was nicht stimmt, als du mich Kevin genannt hast. Als du mich gebeten hast, so schnell es geht zu kommen, wusste ich ungefähr, was los ist. Den Rest haben mir die Luftelementare verraten.« Sam ließ sich in einen Ses-

sel fallen, schlug in unnachahmlicher Anmut die Beine über und schenkte ihm ein hinreißendes Lächeln.

Ronan dankte stumm den unsichtbaren Elementargeistern, die in der Luft überall um sie herum existierten. »Danke«, sagte er noch mal. Er setzte sich wieder zu Sarah auf die Couch, legte den Arm um sie und half ihr, Siobhan auf andere Gedanken zu bringen, indem sie abwechselnd Grimassen schnitten und sie kitzelten, bis sie wieder lachte.

»Sam, würdest du Siobhan mit einem Schlafzauber belegen und sie bitte dieses Trauma vergessen lassen?«, bat er, als seine Tochter sich übergangslos mit einem Ärmchen um seinen Hals klammerte und den Daumen der anderen Hand in den Mund steckte und daran nuckelte.

Im nächsten Moment erschlaffte ihr Körper und sie war eingeschlafen. Er ließ es sich nicht nehmen, sie persönlich ins Kinderzimmer zu bringen und in ihr Bett zu legen und blieb mit Sarah noch eine halbe Stunde neben ihr sitzen, streichelte mit einer Hand sein Kind, mit der anderen seine Frau und dankte Gott, dass sie alle noch lebten.

Als sie wieder ins Wohnzimmer gingen, waren die Jäger verschwunden. Sam saß immer noch im Sessel und hatte sich aus der Bar ein Glas Bushmills Single Malt Whiskey geholt. Bevor er für sich und Sarah ebenfalls einen holen konnte, standen zwei gut gefüllte Gläser auf dem Wohnzimmertisch. Ronan kippte den Whiskey auf einen Zug hinunter. Sarah trank von ihrem die Hälfte.

»Wage ich zu fragen, was du mit den Typen gemacht hast?«, brach er schließlich das Schweigen.

»Ich habe sie gerädert, gevierteilt, ihnen bei lebendigem Leib die Herzen aus dem Leib gerissen und ihre Überreste den Ghouls zum Fraß vorgeworfen.« Sam winkte ab. »Keine Sorge. Ich war zwar schwer versucht, genau das zu tun – und Schlimmeres –, aber ich habe sie lediglich in ihre Betten in ihrem Hotel verfrachtet, ihre Verletzungen geheilt, die sie bei der Kollision mit der Wand erlitten haben, und sie vergessen lassen, dass sie

jemals hier waren.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich hätte euer Haus von Anfang an nicht nur gegen Anderswesen schützen sollen, die es nicht gut mit euch meinen, und herkömmliche Einbrecher, sondern auch gegen Leute wie die Jäger. Ich dachte allerdings, dass sie nicht hinter Leuten wie dir her sind.«

Er seufzte. »Das dachte ich bis heute auch.«

»Die haben so getan, als wollten sie nach dem Weg fragen. Sie standen mit einem Stadtplan vorm Haus. Nur darum habe ich überhaupt aufgemacht. Dann haben sie mich geschlagen.« Sarah schüttelte den Kopf und fasste dorthin, wo die Verletzung war – gewesen war, denn sie war verschwunden. Sam hatte sie geheilt, ohne dass sie es mitbekommen hatte. »Danke, Sam. Die wollten uns alle umbringen. Sogar Siobhan!« Sie zitterte sichtlich. »Mein Gott, was sind das für Menschen, die sich an einem *Kind* vergreifen, nur weil es von einer Dryade abstammt?« Sie schüttelte den Kopf und kippte den Rest ihres Whiskeys hinunter.

»Fanatiker«, brachte Sam es auf den Punkt. »Willkommen in meiner Welt, Sarah. Auch wenn ich dir von Herzen gewünscht hätte, dass du sie niemals kennenlernen musst. Vor allem, dass Siobhan sie niemals kennenlernt. Leider sterben die Fanatiker niemals aus.« Sie winkte ab. »Keine Sorge. Lady Sybilla und ich haben eine Möglichkeit gefunden, die Jäger die ganze Sache hier vergessen zu lassen, vielmehr sie davon zu überzeugen, dass die Vorkommnisse, von denen sie erfahren haben, ganz normale Ursachen haben und Cleveland werwolf- und anderswesenfrei ist.« Sie stand auf. »Sybilla und ich kriegen das schon hin. Jetzt tilge ich euer Haus erst mal vollständig vom Radar der Jäger, damit so was nie wieder passiert.«

Sie wartete eine Antwort nicht ab, sondern verschwand. Ronan atmete auf. Er zitterte innerlich immer noch von dem knappen Entkommen und würde eine Weile brauchen, bis er es überwunden hatte. Aber er würde es überwinden und zusammen mit Kevin wie gewohnt ihre Arbeit für die Menschen erledigen. Auch wenn es in alle Ewigkeit unter ihnen welche geben würde, die nicht zögern würden, zur Waffe zu greifen, sollten sie je erfah-

ren, welches Geheimnis sie beide verbargen.
Aber damit mussten sie nun mal leben.

9. Tag nach Vollmond

»Und wir sind wirklich sicher?« Fiona blickte Sam misstrauisch an.

Sie hatten sich alle im Wohnzimmer versammelt, um wieder einmal ihren Unterricht zu absolvieren, als Sam gekommen war, um ihnen Bericht zu erstatten. Ihre Versicherung, dass die Jäger ihr Haus niemals wieder finden würden und sie hier absolut sicher wären, klang tatsächlich zu schön, um wahr zu sein.

»Auf mein Ehrenwort.« Sam legte die Hand auf die Brust. »Und glaubt mir, auch wir Dämonen haben eine gewisse Ehre. Ganz besonders wenn es um unsere magischen Fähigkeiten geht.«

Ein Schatten huschte über ihr Gesicht, so flüchtig, dass Kevin sich nicht sicher war, ob er sich nicht getäuscht hatte.

Sam winkte ab. »Ich habe mich der Hilfe einer Freundin versichert, die sich mit solchen Zaubern sehr viel besser auskennt als ich. Schließlich haben die Jäger nicht nur euch, sondern alle Anderswesen und magisch begabten Menschen in Gefahr gebracht, die hier leben. Wir haben den normalen Vergessenszauber etwas abgewandelt und ihn um die ursprünglichen Ereignisse herum gewoben.«

»Hä?« Chris schüttelte den Kopf. »Von Weben verstehe ich nichts. Erst recht nicht von Zaubern.«

Sam lächelte und zwinkerte ihm zu. Chris errötete und räusperte sich.

»PROTECTOR wurde ursprünglich auf die Sache mit den angeblichen wilden Hunden aufmerksam. Die hatten wir aber wasserdicht gemacht. Und hätten diese beiden Jäger, die sich bei Ron als Journalisten ausgegeben haben, ihm nicht die Wanze un-

tergeschoben, wäre gar nichts passiert. Die beiden hätten die Sache geschluckt, wären abgezogen und hätten in ihrem Bericht geschrieben, dass die Sache hier ein Fehlalarm war und es tatsächlich nur wilde Hunde gewesen sind. Sybilla und ich haben einen flächendeckenden Zauber entwickelt, der selbstständig arbeitet.« Sie nickte Chris zu. »Wie ein Computerprogramm. Der Angelpunkt ist dieser Polizeibericht. An den ist der Zauber gebunden. Jeder, der von ihm erfährt oder erfahren hat – direkt oder indirekt –, dessen Bewusstsein lässt keine vom Inhalt des Berichts abweichende Überlegung, Schlussfolgerung oder einen anderslautenden Verdacht mehr zu und auch keine entsprechende Erinnerung.«

Chris schüttelte erneut den Kopf. »Darunter kann ich mir immer noch nichts vorstellen.«

Kim, die neben ihm saß, gab ihm einen Rippenstoß. »Ist doch ganz einfach, Mann. Wenn du deinen Computer auf etwas programmierst, dann kann er nur ausführen, was du programmiert hast, und nichts anderes. Wenn er ausschließlich aufs Rechnen programmiert ist, kann er keine Texte verarbeiten.« Sie nickte Sam zu. »Und dieser – Zauber lässt bei den Leuten, die mit diesem Fall zu tun haben, nur das Wissen und den Schluss zu, dass hier wilde Hunde ihr Unwesen getrieben haben und der Verdacht auf Werwölfe unbegründet war.«

Sam schmunzelte. »So ist es. Und in dieser Hinsicht wirkt der Zauber wie ein Domino-Effekt. Die beiden angeblichen Journalisten haben einen Bericht geschrieben beziehungsweise werden ihn noch schreiben, dass alles seine Richtigkeit hat. Damit haben sie aber auch alle Ereignisse vergessen, die durch ihr Misstrauen initiiert wurden. Sie erinnern sich nicht mehr daran, dass sie Ron eine Wanze untergejubelt haben und diese ein verfängliches Telefonat aufgezeichnet hat. Da sie das in ihrer Erinnerung niemals getan haben, haben sie die Aufzeichnung auch niemals nach Minneapolis übermittelt. Jeder dort, der davon wusste oder sie sogar gehört hat, hat das nachhaltig vergessen und wird sich bis an sein Lebensende nicht mehr daran erinnern können. Dasselbe

gilt für jeden Menschen, der durch einen von ihnen Kenntnis von den Vorfällen bekommen haben könnte, und sei es nur in einem kleinen unbedeutenden Nebensatz.«

»Wow«, murmelte Sheila. »Zaubern müsste man können.«

Sam grinste. »Da Sybilla und ich natürlich nicht wissen konnten, wie die Lebensumstände der einzelnen Leute sind, die in die Sache involviert wurden, haben wir den Zauber der falschen Erinnerung so verallgemeinert, dass jeder sich an etwas erinnert, das er angeblich getan hat, das in sein Umfeld passt. Wer zum Beispiel mit jemandem zusammenlebt, wird dadurch Dinge erinnern, die sich so in sein Familienleben der fraglichen Zeit eingliedern, dass die Familienmitglieder keinen Verdacht schöpfen.«

»Hä?« Chris schüttelte den Kopf.

Sam grinste. »Nehmen wir an, ein Jäger hat seiner Frau erzählt, dass er zu einem Einsatz nach Cleveland geschickt wurde. Dann wird er sich immer noch daran erinnern, dass er einen Auftrag in Cleveland ausgeführt hat, der aber ein ganz normaler Ermittlungsauftrag war und mit Werwölfen nicht das Geringste zu tun hatte.«

»Und wenn er ihr von Werwölfen erzählt hat?«, warf Fiona ein.

»In dem Fall gehört sie zu den Leuten, die indirekt mit Rons Polizeibericht zu tun haben, und wird alles vergessen, was damit zu tun hat. Sie und ihr Mann werden dann dieselbe falsche Erinnerung daran haben, dass er zu einem ganz normalen Einsatz nach Cleveland geschickt wurde.«

Chris schnitt eine Grimasse. »Das hört sich verdammt kompliziert an.«

Sam seufzte. »Oh ja. Dieser Zauber war wirklich sehr kompliziert. Aber wir haben uns davon überzeugt, dass er hundertprozentig wirkt. Sämtliche PROTECTOR-Mitarbeiter aller Zweigstellen weltweit, die über die hiesigen Vorkommnisse informiert waren, wissen davon nichts mehr und werden sich nie wieder daran erinnern. Und natürlich sind auch alle Aufzeichnungen darüber aus ihren Dateien verschwunden.

Alle atmeten auf.

Brian legte ihr die Hand auf den Arm. »Danke, Sam. Das werden wir dir – und Lady Sybilla – niemals vergessen.«

Sie winkte ab.

»Was hast du eigentlich mit den Jägern gemacht?«, wollte Kevin wissen.

Sam lächelte zufrieden. »Nachdem Sybilla und ich uns vergewissert hatten, dass der Zauber tatsächlich wirkt, habe ich sie in ihre Betten an ihrem jeweiligen Wohnort verfrachtet.« Sie grinste boshaft. »Zusammen mit dem schlimmsten Kater, den sie jemals gehabt haben. Wenn sie also einen Filmriss haben und nicht mehr wissen, wie sie in ihr Bett gekommen sind, werden sie den einer Sauftour zuschreiben, an die sie sich nicht erinnern können. Und sie dürften immer noch dabei sein, sich die Eingeweide aus dem Leib zu kotzen.« Sie grinste boshaft, ehe sie ernst wurde. »Und damit in dem Hotel alles seine Richtigkeit hat, in dem sie abgestiegen waren – die Angestellten konnten wir nicht auch noch manipulieren – haben ein paar Dienergeister ihre Gestalt angenommen und ganz normal ausgecheckt. Die Miete für die Zimmer und alles andere habe ich magisch umgebucht, sodass sie auf keiner Abrechnung eines Jägers oder als Abbuchung von einem Jägerkonto auftaucht.« Sie seufzte tief.

»Wenn ihr diese Macht besitzt«, wandte Mandy ein, »wieso lasst ihr die Jäger nicht vollständig vergessen, dass es überhaupt Werwölfe gibt? Und andere Wesen.«

»Weil die Jäger im Grunde genommen dieselbe Arbeit tun wie wir Wächter«, antwortete Brian an Sams Stelle. »Sie schützen die Menschen und verfolgen die Gesetzesbrecher in den Reihen der Anderswesen. Manchmal erwischen sie die und bringen sie zur Strecke, bevor wir Wächter überhaupt davon erfahren, dass irgendwo ein Dunkelwolf sein Unwesen treibt. Ohne sie wäre so mancher Dunkelwolf erst sehr viel später zur Strecke gebracht worden und hätte in dem Zug noch erheblich mehr Schaden angerichtet, Menschen getötet oder verwandelt. Der einzige Nachteil ist, dass sie nicht wissen und es auch nicht glauben würden, wenn es ihnen jemand erzählte, dass die Dunkelwölfe in der ab-

soluten Minderheit sind und die meisten Werwölfe ein unauffälliges und vor allem gesetzestreuendes Leben mitten unter ihnen führen. Deshalb töten sie unterschiedslos jedes Anderswesen, das sie finden.«

»Ein Grund mehr für uns alle, besonders auf der Hut zu sein und jede Anstrengung zu unternehmen, damit wir nicht auffallen«, ergänzte Tom. »Das ist unser einziger Schutz.«

Annie berührte leicht seine Hand. »Vielleicht kommt irgendwann der Tag, an dem sie die Wahrheit erkennen und aufhören, uns alle zu jagen. Wir werden jedenfalls dafür beten.«

Eine Weile schwiegen alle. Schließlich stand Brian auf und blickte in die Runde. »Wir haben uns vorhin davon überzeugt, dass ihr inzwischen genug gelernt habt, was ihr wissen müsst, um allein zurechtzukommen. Was euch noch fehlt, ist nur eine Frage der Gewöhnung und der Übung. Deshalb kehren wir wieder nach Hause zurück.«

Kevin empfand einen Anflug von Furcht, vielmehr Unsicherheit, ob sie es wirklich allein schaffen würden. Doch der verschwand so schnell, wie er gekommen war. Natürlich würden sie es schaffen. Sie hatten bereits in ihrer ersten Woche als Werwölfe eine gefährliche Krise überstanden. Das hatte sie zusammengescheißt. Solange sie weiterhin zusammenhielten, würden sie alles andere auch bewältigen.

»Wir sind nicht aus der Welt«, sagte Tom. »Ihr habt unsere Handynummern. Scheut euch bitte niemals, uns anzurufen, wenn ihr Rat braucht oder ein Problem auftritt. Gerade am Anfang, bis ihr eure Mitte gefunden habt – als Rudel und jeder für sich – ruft uns lieber einmal zu viel an als einmal zu wenig.«

Sam hob die Hand. »Nicht zu vergessen, dass ich auch noch da bin. Was die werwolfsspezifischen Dinge betrifft, bin ich nicht kompetent, aber ich kann in jedem Notfall einspringen und eure Ärsche aus dem Feuer holen. Und wenn ihr mal Ärger mit der Polizei bekommen solltet, wendet euch an Ron Kerry, wenn Kevin nicht greifbar sein sollte. Ihr schafft das schon.«

Der Überzeugung war Kevin auch. Als er in die Gesichter sei-

ner jungen Rudelmitglieder blickte, sah er dort dieselbe verhaltene Zuversicht, die er selbst empfand.

»Bringst du uns nach Hause, Sam?«

»Aber klar.«

Sie stand auf. Das tat auch Kevin. Er reichte Brian die Hand. »Danke Brian. Für alles. Und euch dreien auch.«

Brian umarmte ihn. Das war das Signal dafür, dass sich alle umarmten und verabschiedeten. Bis auf Patrick. Er verschwand wortlos in seinem Zimmer und schloss die Tür.

Schließlich fassten Sam und die vier Hunkpapa sich an den Händen und waren im nächsten Moment verschwunden.

Eine Weile blickten alle auf die Stelle, an der sie gestanden hatten.

»Ich würde mal sagen«, brach Chris das Schweigen, »wir haben gerade unser Reifezeugnis erhalten.«

Kevin schlug sich auf die Schenkel. »Genau. Und das werden wir jetzt feiern.«

»Du meinst eine Party?«, vergewisserte sich Ally.

Er nickte. »Wenn ihr Lust dazu habt. Ich denke, nach all dem Schrecken der letzten zehn Tage haben wir uns ein bisschen Erholung verdient. Also feiern wir.«

»Ich habe noch irgendwo ein paar Girlanden«, sagte Kim.

»Ich muss irgendwo noch Kerzen haben«, war Sheila überzeugt.

Auch die anderen jungen Frauen hatten wohl irgendetwas, das sie beisteuern wollten, und rannten die Treppe hinauf. Chris trat ebenfalls den Rückzug an.

»Ich könnte eventuell eine werwolfaugenverträgliche Lightshow hinbekommen.«

Kevin nickte. »Tu das.« Er hatte mit seinem Vorschlag für eine Feier zwar absolut nicht das gemeint, was die jungen Leute daraus zu machen gedachten, aber sie brauchten das. Und wenn sie sich hinterher besser fühlten, würde er eben eine Party ertragen.

Er zuckte zusammen, als Sam aus dem Nichts auftauchte. »Kannst du nicht mal die Tür benutzen?«

»Wozu das denn?« Sie winkte ab. »Mir ist da was eingefallen, wie ich dein Problem lösen kann, wenn du mal an zwei Orten zur selben Zeit sein musst. Vielmehr wenn du als Wolf bei Vollmond durch den Wald tobst und unabkömmlich bist, aber unbedingt Dienst schieben sollst.« Sie sah ihn bedeutungsvoll an. »Operation Gemini.«

Er schüttelte den Kopf. »Was soll das sein?«

»Ich verpflichte einen Dienergeist, in deiner Gestalt deinen Platz einzunehmen. Niemand wird den Unterschied merken. Und durch einen Zauber, zu dem du dich einverstanden erklären müsstest, würden die Erinnerungen deines Doubles auf dich übertragen, wenn ihr wieder die Rollen tauscht, damit du alles weißt, was du angeblich gesagt oder getan hast, während du in Wahrheit anderswo gewesen bist.« Erwartungsvoll sah sie ihn an.

Er zögerte. Magie, so hilfreich sie bisher auch gewesen war für ihn und sein Rudel, war ihm nach wie vor suspekt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er sich jemals damit anfreunden könnte. Jedenfalls wollte er so wenig wie möglich mit ihr zu tun haben. Und der Gedanke, dass ein Dienergeist – was immer das für ein Geschöpf war – mit seinem Gesicht und seiner Gestalt herumliefe, sich Kevin Bennett nannte und jedem vorgaukelte, es mit dem echten Kevin zu tun zu haben, war derart unangenehm, dass ihn schauderte. Erst recht wegen der Sache mit dem Zauber, der ihm dann die Erinnerungen dieses Geschöpfes übertrug.

»Danke, Sam, ich weiß das Angebot zu schätzen, aber ich möchte davon keinen Gebrauch machen. Zumindest nicht, wenn es nicht absolut unumgänglich ist.«

»Wie du willst. Du solltest nur nicht vergessen, dass diese Möglichkeit existiert.« Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und verschwand.

Er würde nicht vergessen, dass diese Möglichkeit existierte. Aber er würde nur im äußersten Notfall von ihr Gebrauch machen. Falls überhaupt jemals.

Jetzt war erst einmal Party angesagt.

10. Tag nach Vollmond

Kevin saß auf der Terrasse und genoss die Ruhe. Nachdem der Fall Paxton geklärt war und Amos Kumara einen hervorragenden Artikel mit spektakulären Bildern von Paxtons zur tödlichen Waffe präpariertem Wolfsfell im *Plain Dealer* veröffentlicht hatte, krächte kein Hahn mehr nach angeblichen Werwölfen. Vor allem gab es von den Jägern in Cleveland keine Spur mehr. Er hoffte, dass sie nie wieder auftauchten, denn der Schreck der Verfolgung steckte ihnen allen noch in den Knochen.

Er stellte fest, dass die Präsenz von Nick Roscoe aus dem Valley verschwunden war. Vielleicht befand er sich aber nur nicht mehr innerhalb seiner Reichweite, in der er einen anderen Werwolf spüren konnte. Trotzdem wollte er Gewissheit haben. Er rief Sam an.

»Sam, weißt du zufällig, wo Nick Roscoe steckt? Ich spüre ihn nicht mehr in unserem Territorium.«

»Er ist gestern Morgen weitergezogen. Und der Art nach zu urteilen, wie er sich verabschiedet hat, kommt er wohl nicht wieder. Zumindest nicht in nächster Zeit. Falls du ihn sprechen willst, kann ich ihn für dich ausfindig machen.«

»Das ist nicht nötig, Sam. Danke.« Er unterbrach die Verbindung.

Er hätte darüber froh sein sollen, dass Nick fort war. Immerhin war er der rechtmäßige Rudelführer und hätte jederzeit mit vollem Recht diese Stellung beanspruchen können. Stattdessen fühlte er Bedauern. Nick war ein Teil des Rudels, sein – ihr aller Blutverwandter. Vielleicht war auch das ein Ausdruck seiner neuen werwölfischen Natur, dass er das Bedürfnis verspürte, alle Rudelmitglieder beisammenzuhaben. Doch Nick hatte sich entschieden zu gehen. Kevin akzeptierte das.

Ein Sportwagen kam herangebraust und stoppte mit quietschenden Reifen auf dem Parkplatz neben dem Haus. Patrick

sprang heraus und rannte mit finsterem Gesicht ins Haus und in sein Zimmer. Keine zwei Minuten später ließ ihn ein lautes Krachen und Poltern aus Patricks Zimmer zusammensucken, dem weitere Geräusche folgten, die zeigten, dass dort etwas vor sich ging, das Kevin sich besser einmal ansehen sollte. Nur für alle Fälle.

Er ging nach oben und warf einen Blick in Patricks Zimmer, dessen Tür offenstand. Der junge Mann hatte eine Pappkiste aufs Bett gestellt, stand mit den Händen auf die Fensterbank gestützt und starrte nach draußen in die hereinbrechende Dämmerung. Er bemerkte Kevin und starrte ihn böse an.

»Verschwinde und lass mich in Ruhe!«

»Nein.«

Kevin trat in das Zimmer und warf einen Blick in die Kiste. Patrick hatte die Trophäen hineingeworfen, die er als Mitglied des Sportlerteams der Universität gewonnen hatte. Auch die Urkunden, Andenken an besuchte Spiele – einfach alles. Er nahm eine Urkunde heraus, deren Glas und Rahmen zerbrochen war. Dem Datum nach zu urteilen, an dem sie ausgestellt worden war, musste sie die erste gewesen sein, die Patrick je bekommen hatte.

»Die solltest du aufheben.«

»Wozu?« Patrick riss sie ihm aus der Hand und warf sie in die Kiste zurück. Ignorierte, dass er sich dabei die Hand aufschnitt. Die Wunde schloss sich sofort wieder. »Damit ich ständig daran erinnert werde, dass ich nie wieder Sportler sein darf?«

»Von nie wieder kann keine ...«

Patrick schlug mit der Faust gegen die Wand, dass eine tiefe Delle darin zurückblieb. Er schnappte einen Brief, der auf dem Tisch lag, und knallte ihn Kevin vor die Brust. »Der Schrieb von der Uni, der mich auffordert, 222.809 Dollar und 37 Cent Stipendiumgebühren für fast vier Jahre zurückzuzahlen. Und mein Vater ...«

Er presste die Lippen zusammen, drehte sich um und räumte den Rest seiner Auszeichnungen aus dem Regal, in dem er sie

erst vor ein paar Tagen so sorgfältig aufgestellt hatte.

»Was ist mit deinem Vater?«

Patrick warf die Sachen in die Kiste, stützte die Hände daneben auf und starrte auf die Trümmer seiner Träume darin. »Er hat mich rausgeworfen, als ich ihm gesagt habe, dass ich das Stipendium verloren habe. Erst hielt er das für einen Scherz. Als ich ihm sagte, wodurch das ›passiert‹ ist, hat er ...« Wieder presste er die Lippen zusammen und ballte die Fäuste.

»Was?« Kevin ließ seine Stimme so sanft wie möglich klingen.

»Er hat mich geschlagen. Und mich beschimpft.« Patricks Stimme klang gepresst. »Und er hat gesagt«, die Stimme des jungen Mannes brach, und Tränen rannen ihm über das Gesicht, »weil ich ihn dermaßen enttäuscht habe, bin ich nicht mehr sein Sohn.«

Er fegte die Trophäenkiste vom Tisch, dass sie gegen die Wand krachte. Ihr Inhalt fiel auf den Boden, was einigen empfindlichen Teilen, die die bisherige rüde Behandlung noch einigermaßen überstanden hatten, den Rest gab. Sie gingen ebenfalls zu Bruch.

Patrick wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. »Und weißt du was? Mein Vater hat recht. Ich bin nicht mehr sein Sohn, denn ich bin ja nicht mal mehr ein Mensch.«

Kevin ging zu ihm und nahm ihn in die Arme. Patrick wehrte sich zunächst dagegen, aber Kevin ließ ihn nicht los. Er drückte ihn an sich, strich ihm über den Kopf und klopfte ihm auf den Rücken. Patricks Widerstand brach zusammen. Er klammerte sich an Kevin fest, presste das Gesicht gegen seine Schulter und ließ den Tränen freien Lauf. In diesem Moment war er nicht mehr der aufsässige Jungwolf, der dem Rudelführer Konkurrenz zu machen versuchte, sondern nur ein verzweifelter Junge, der nicht wusste, wie ihm geschah, und völlig orientierungslos war. Das war er, wie Kevin in diesem Moment begriff, sowieso und eben das der Grund, warum er versuchte, sich seinen Platz im Rudel mit Aggressivität und Sturheit zu erobern.

»Hey, wir schaffen das, Junge. Du bist nicht allein. Dein Vater wird sich wieder beruhigen. Und falls nicht – wir sind für dich da. *Ich* bin für dich da. Wir sind jetzt eine Familie. Sogar bluts-

verwandt. Was immer wir durch die Verwandlung verloren haben, wir haben etwas dafür zurückbekommen. Etwas Wertvolles, Gutes. Und sobald wir uns daran gewöhnt haben zu sein, was wir sind, werden wir alles andere auch meistern. Wir schaffen das, Patrick, wir schaffen das.«

Ein Mantra, mit dem er nicht nur den jungen Mann, sondern auch sich selbst überzeugen wollte. Tief in seinem Innern war er aber zuversichtlich; zumindest was ihn selbst betraf, dass er sich eines Tages wohlfühlen würde mit seiner Existenz als Werwolf, wie Sam ihm prophezeit hatte. Er fühlte, dass sie recht behalten würde. Aus dieser Zuversicht musste er seine Kraft schöpfen, mit der er nicht nur sich selbst stabilisierte, sondern auch die anderen.

Patrick beruhigte sich und wischte sich verlegen über die Augen. Kevin ließ nicht zu, dass er sich abwandte, sondern legte den Arm um seine Schultern.

»Komm.« Er führte ihn ins Wohnzimmer. »Rudelbesprechung!«, rief er und wusste, dass alle ihn hörten. »Du wartest hier«, wies er Patrick an.

Er ging in sein Arbeitszimmer und sah sich nach etwas um, das für das, was er vorhatte, geeignet war. Sein Blick fiel auf eine Rolle Bindfaden. Er nahm sie und kehrte mit ihr ins Wohnzimmer zurück, wo sich inzwischen alle versammelt hatten und ihm unsicher und teilweise ängstlich entgegen sahen. Kein Wunder, waren doch die bisherigen Rudelbesprechungen die Mitteilung von unangenehmen Dingen gewesen.

Er lächelte beruhigend in die Runde und setzte sich in den Sessel am Kopfende des Tisches – *seinen* Sessel, der unausgesprochen dem Rudelführer reserviert worden war. Eigentlich wusste er nicht, was er sagen sollte. Doch dann ging es ganz leicht.

»Wir sind ein Rudel; eine Familie. Aber wir fühlen uns noch fremd; in unserer eigenen Werwolfhaut und erst recht einander gegenüber. Wir werden das ändern. Deshalb treffen wir uns ab heute jeden Tag – am besten am Abend, wenn wir alle hier sind – einmal zu einem besonderen Ritual. Oder auch mitten in der

Nacht. Was uns ja nicht viel ausmacht, da wir aufgrund unserer Natur sowieso die halbe Nacht wach sind. Aber«, er sah sie wieder der Reihe nach eindringlich an, »wir werden dieses Ritual jeden Tag durchführen.« Er nahm den Bindfaden. »Als Familie brauchen wir einen gemeinsamen Namen, auch wenn wir den offiziell nicht tragen werden.« Er knüpfte einen Knoten in den Faden. »Ich bin Kevin Bennett Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wolf.«

Er reichte den Faden an Sheila, die neben ihm saß. Sie zögerte nur kurz, ehe sie ihn nahm und ebenfalls einen Knoten knüpfte.

»Ich bin Sheila Partridge Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wölfin.«

Sie gab ihn an Patrick weiter. Er zögerte und starrte darauf, als wüsste er nichts damit anzufangen. Er blickte Kevin an. Der nickte ihm ermutigend zu. Patrick tat einen tiefen Atemzug und knüpfte den Knoten.

»Ich bin Patrick Connolly Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wolf.«

»Fiona MacLeod Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wölfin.«

»Amanda Blake Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wölfin.«

»Ich bin Alicia Saunders Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wölfin.«

»Kimberley Howard Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wölfin.«

Chris knüpfte den Knoten als Letzter. »Ich bin Christopher Carver Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wolf. Ihr könnt mich jetzt Tripple C nennen.«

Alle lachten. Er reichte Kevin den Faden, der ihn auf den Tisch legte, die Hände ausstreckte und Sheilas und Chris' Hand nahm. Auch die anderen fassten sich an den Händen.

»Wir sind das Cleveland-Rudel und das Cuyahoga Valley ist unser Zuhause. Wir sind eine Familie.«

Einem Impuls, vielmehr seinem wölfischen Instinkt folgend, warf er den Kopf zurück und heulte. Die anderen fielen ein, und eine Weile heulten sie gemeinsam und schufen auch über den Wolfsgesang ein zartes Gefühl von Zusammengehörigkeit. Es würde eine Weile dauern, bis sie sich als Rudel und tatsächlich als Einheit fühlten, aber sie würden es schaffen.

Und eines Tages würden sie auch den Makel abstreifen, von ei-

nem Schwarzen Rudel gezeugte Schattenwölfe zu sein.
Es war nur eine Frage der Zeit.

Ende

Im nächsten Roman:

Unter den Studenten der Clevelander Universität macht ein neues Freizeitvergnügen die Runde: das literarische Todesspiel. Im Rahmen ihres Philosophiestudiums sollen die Studenten sich mit dem Tod auseinandersetzen. Schnell entsteht daraus der zweifelhafte Wettbewerb, sich die fantasievollste Todesart auszudenken und sie in einer Geschichte zu verarbeiten. Als es die ersten Toten gibt, die auf genau die Weise umkommen, die sie in ihren Geschichten beschrieben haben, wird aus dem Spaß blutiger Ernst. Das Homicide Department ermittelt, doch es gibt keinen Hinweis auf einen Täter, wohl aber ein paar Verdächtige: der Professor, der das Ganze angestoßen hat, der neue Student, der sich so merkwürdig benimmt und für die Nasen seiner werwölfischen Kommilitonen seltsam riecht, sowie die Studentin, die von allen Opfern gemobbt wurde.

Aber auch Sheila Partridge hat eine Todesgeschichte geschrieben und gerät in die mörderische Mühle des perversen Spiels, das längst keins mehr ist ...

»**Todesspiele**« erscheint am 5. Dezember exklusiv im Geister-
spiegel.

Wie diese Serie entstanden ist

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Romanfiguren haben die Angewohnheit, nicht (immer) nur die Leserschaft zu überraschen, sondern manchmal auch uns Autorinnen und Autoren. Sie entwickeln ein Eigenleben und können ganz schön tyrannisch werden, wenn sie meinen, dass ihre Geschichte noch nicht zu Ende erzählt ist oder sie noch für neue Geschichten gut sind.

So passierte es mir mit den Heldinnen und Helden dieser Serie, die ein Spin-off (ein Ableger) der Serie »Sukkubus« ist. Schuld ist Kevin »Vin« Bennett, der seinen ersten Auftritt in Sukkubus Band 6 »Die Fackel des Thanatos« hatte, in dem er Sam Tyler kennenlernt und neugierig wird. Geplant war, dass er noch einmal einen Gastauftritt hat, bei dem er Sams Geheimnis lüftet, dadurch seinen Frieden mit sich selbst macht, indem er die traumatischen Erlebnisse beim Tod seiner Eltern überwindet und danach seiner Wege geht.

Aus diesem Grund habe ich ihm auch einen in den USA gebräuchlichen Allerweltsnamen gegeben. Im Gegensatz zu hier in Deutschland ist der Name Kevin dort völlig unbelastet und gibt es dort keinen »Kevinismus/Chantalismus«. (Das ist die zunehmende Neigung in der Bevölkerung, Kindern ausländische und/oder ungewöhnliche Namen zu geben; Kevin und Chantal waren die ersten ausländischen Namen, die sich seit 1970 häuften und jahrelang in der Hitparade der beliebtesten Namen anzutreffen waren. Obendrein werden sie der »bildungsfernen Schicht« zugeordnet, weil sie laut Namensforschung in dieser Bevölkerungsgruppe angeblich am häufigsten vorkommen.)

Bei seinem zweiten Auftritt in Band 9 »Das Schwarze Rudel« war absolut nicht geplant, dass er sich erstens nach Cleveland versetzen lässt; er sollte dort nur Urlaub machen, um Sams Geheimnis auf die Schliche zu kommen. Zweitens war nicht vorgesehen, dass er so dämlich ist, sich von einer Werwölfin beißen zu

lassen und dadurch selbst zu einem Werwolf wird. («Das ›dämlich‹ nimmst du sofort zurück, Mara!« – Warum denn? Hab ich mich beißen lassen oder du? Also halt die Klappe.) Doch als ich den Roman zu schreiben begann, stellte er mich vor vollendete Tatsachen: »So schnell wirst du mich nicht los. Ich habe mich nach Cleveland versetzen lassen. Und ich bleibe jetzt hier. Also sieh zu, dass ich ab und zu mit Sam was zu tun kriege. Du weißt schon, was mir da vorschwebt.« – Lustmolch, der! Aber gut, es passte ins Konzept, und Kevin bekam seine Chance.

Geplant war, dass er allein eine bekam. Die sieben anderen unfreiwilligen Werwölfe sollten in der Versenkung verschwinden und waren ursprünglich nur als »Werwolffutter« vorgesehen. (Sorry, Jungs und Mädels, das war nicht persönlich gemeint!) Auch deshalb habe ich mir bei der Wahl der Namen der einzigen drei namentlich genannten Opfer keine besondere Mühe geben. (Woraus ich gelernt habe, dass ich ab da auch meine Nebenfiguren sorgfältig mit Namen ausstatte, es sei denn, sie enden unumstößlich im Roman als Leichen.) Sonst hätte ich Sheila (sprich »Schila«) niemals Sheila genannt und erst recht nicht Partridge (Rebhuhn). Für das junge Rudel hatte ich geplant, dass sie mit Brian Wolfheart nach Standing Rock ziehen, in der Abgeschiedenheit des Reservats lernen, was sie als Werwölfe wissen und können müssen, und sich danach in alle Winde zerstreuen. Wie gesagt, so war es geplant.

Vielleicht kennen Sie/kennt Ihr, liebe Leserinnen und Leser, das Sprichwort: »Willst du die Götter/Gott zum Lachen bringen, dann mache einen Plan.« Wie sich herausstellte, hatte ich auch die »Rechnung« dieses Plans ohne die jungen Werwölfe gemacht.

»Uns in alle Winde zerstreuen? Bist du noch ganz dicht, Mara? Wir sind *Wölfe*, wir leben selbstverständlich im Rudel!«

»Und Cleveland verlassen, wo die meisten von uns geboren sind? Im Leben nicht! Erst wenn wir müssen! Wir bleiben!«

»Und gib uns Namenlosen gefälligst Namen! Aber vernünftiger als du sie Kevin und Sheila verpasst hast.«

In Angesicht der massiven Proteste und drohend gefletschten Werwolfzähne habe ich nachgegeben. Mit dem »Plan« (haha!) im Hinterkopf, mich von ihnen allen zu verabschieden, wenn Sam mit dem Ende von Band 19 literarisch nach Denver und real als Buchserie zum Verlag Torsten Low umzieht. Unnötig zu erwähnen, dass es wieder einmal anders kam. Denn je näher Sams Abschied rückte, desto mehr Tränen schimmerten nicht nur in den Augen der Geisterspiegel-Redakteure, sondern auch in denen so mancher Fans von »Sukkubus«, von denen einige Kevin ins Herz geschlossen hatten; besonders nach seinem Gastauftritt in dem Buch »Göttin der Finsternis«¹¹.

Als »Ersatz« musste an die Stelle von »Sukkubus« eine neue Serie rücken, um die Lücke zu füllen, die in irgendeiner Form etwas mit Sam zu tun hatte, auch wenn sie darin nicht mehr die Hauptperson war. Ich spielte mit einigen Ideen, von denen – ich gebe es zu – keine einzige ein gewisses Werwolfrudel zum Inhalt hatte. Mir schwebten vielmehr Geschichten aus dem Lotos Institut der Wächter um Lady Sybilla vor oder eine »Inkubus«-Serie mit wahlweise Sams Vater oder Bruder als Hauptperson.

Bis die kalte Schnauze eines Werwolfs mir im Nacken saß und Vin mir zuflüsterte – vielmehr knurrte: »Wir sind die perfekte neue Serie. Über uns gibt es eine Unmenge zu berichten. Nicht nur wie ich meine Mordfälle beim Homicide Department mithilfe meiner werwölfischen Natur löse. Erzähl den Lesern doch mal von den entsetzlichen Problemen, die es mit sich bringt, von einem Tag auf den anderen ein Werwolf zu werden.«

»Genau!«, stimmte Sheila zu. »Die Leser heutzutage haben doch nur den romantischen Schmus im Kopf, welche tollen Möglichkeiten das Werwolfdasein angeblich eröffnet. An die Schattenseiten denken die doch gar nicht. Erzähl ihnen davon. Erzähl ihnen, wie durch die Verwandlung unser Leben zerstört wurde.«

»Richtig! Erzähl ihnen ...«

11 2. Band der Ashton-Ryder-Trilogie, einem Crossover von »Sukkubus«, Verlag Torsten Low

Alle redeten durcheinander und überschütteten mich mit einem Schwall von Forderungen, was sie über sich alles erzählt haben wollten, das die Leser unbedingt wissen sollten.

»Erzähl ihnen ...«

»Erzähl ihnen auch ...«

»Vor allem erzähl ihnen ...«

»Und vergiss bloß nicht, ihnen zu erzählen ...«

IST JA GUT!!! Gnade! Erbarmen! Ich erzähle es ihnen. Alles! Versprochen.

Da ich meine Versprechen zu halten pflege, ist also hier mit »Schattenwolf« alles, was es über das junge Rudel zu sagen gibt, jeden einzelnen von ihnen und alle zusammen. Über Vins Fälle, die Entwicklung der Rudelmitglieder, ihre Freuden, ihre Leiden und die Gefahren, in die sie geraten. Wie sie sich zusammenraufen, zusammenhalten, streiten, entzweien und so weiter. Denn ich muss zugeben: Es gibt wirklich noch eine Menge über sie zu berichten.

Aus diesem Grund wird, nachdem in diesem Band das Rudel als Gesamtheit und Kevin schwerpunktmäßig vorgestellt wurde, in den folgenden sieben Bänden der Reihe nach jedes einzelne Rudelmitglied im Mittelpunkt eines Bandes stehen, damit sie sich Ihnen/Euch, liebe Leserinnen und Leser, intensiver vorstellen können.

Die Freundinnen und Freunde von »Sukkubus« werden in den kommenden Folgen feststellen, dass in dieser Serie ein bisschen weniger Magie vorkommt. War und ist »Sukkubus« eine Okkult-Krimi-Serie mit dem Sam geschuldeten Schwerpunkt auf dem Okkulten und der Magie, so ist »Schattenwolf« gemäß Vins Beruf als Homicide Cop und seiner Natur als Werwolf hauptsächlich eine Krimiserie mit okkultem Einschlag, in der es überwiegend um die Aufklärung von Mordfällen geht. Der Rote Faden der Serie ist zumindest für die ersten Bände die persönliche Entwicklung der Rudelmitglieder. Danach ... Doch das wird an dieser Stelle noch nicht verraten.

Stattdessen noch ein Wort zum Setting. Auch wenn die Handlung der Serie pure Fiktion ist, gilt das nicht für die darin beschriebenen Orte. Alle genannten Straßen, öffentlichen Gebäude, Restaurants einschließlich der Gerichte, die man dort bekommt, sind authentisch (sofern sie erwähnt werden). Ebenso Anspielungen auf historische oder aktuelle Gegebenheiten wie z. B. die Tatsache, dass Cleveland eine der Städte mit der höchsten Rate an Gewaltverbrechen in den USA ist. Die in diesem Roman erwähnten sechs Mexikanischen Wölfinnen leben tatsächlich seit 2006 im Clevelander Zoo und tragen die hier genannten Namen. Und wer jemals nach Cleveland reist und versucht, seinen Weg vom Cresthaven Drive zur Crestwood Road zu finden, käme exakt über die oben beschriebene Route dorthin.

Nur die Personen und Handlungen der Romane sind allesamt frei erfunden.

Ich wünsche allen viel Spaß beim Lesen!